



Robert Beltz

Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen

1 : Die Vorgeschichte von Mecklenburg

Berlin: Süsserott, 1899

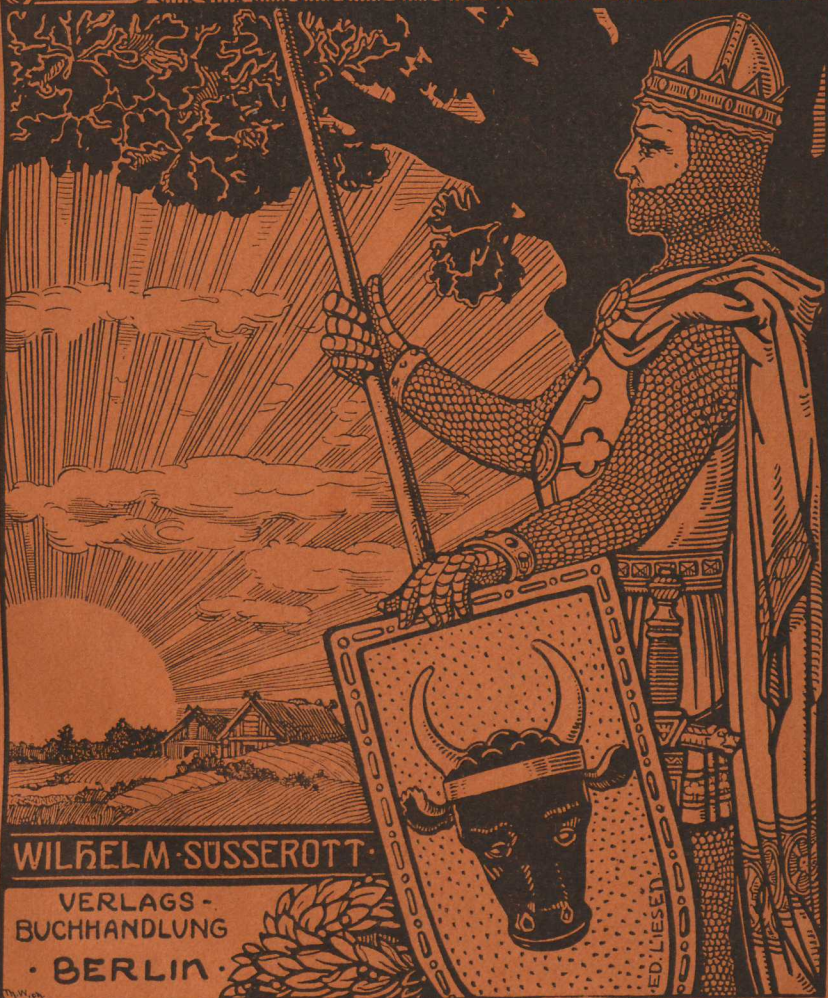
<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769045170>

Band (Druck) Freier  Zugang  OCR-Volltext



W. 43. 1.

MECKLENBURGISCHE · GESCHICHTE · IN · EINZELDARSTELLUNGEN ·



WILHELM · SUSSEROTT ·

VERLAGS -
BUCHHANDLUNG
· BERLIN ·

BELTZ u WAGNER · VORGESCHICHTE

Mecklenburgische Geschichte

in Einzeldarstellungen.

Herausgegeben von den Herren

Oberlehrer **Dr. R. Beltz—Schwerin**, Pastor **C. Beyer—Laage**,

Schriftsteller **W. P. Graff—Schwerin**, Oberlehrer **A. Rische—Ludwigslust**,

Professor **Dr. A. Rudloff—Schwerin**,

Oberlehrer cand. p. min. **H. Schnell—Güstrow**,

Regierungsrat **Dr. C. Schröder—Schwerin**, Oberlehrer **Dr. R. Wagner—Schwerin**.



- Heft I. **Vorgeschichte Mecklenburgs**
Oberlehrer Dr. Wagner—Schwerin und Oberlehrer Dr. Beltz—Schwerin.
- „ II. **Die Wendenzeit**
Oberlehrer Dr. Wagner—Schwerin.
- „ III. **Die Germanisierung Mecklenburgs**
Professor Dr. Rudloff—Schwerin.
- „ IV. **Mecklenburgs Kampf um den Vorrang an der Ostsee**
(die Hansa) Oberlehrer Rische—Ludwigslust.
- „ V. **Mecklenburg im Zeitalter der Reformation**
Oberlehrer Schnell—Güstrow.
- „ VI. **Mecklenburg im Jahrhundert des Grossen Krieges**
Pastor Carl Beyer—Laage
- „ VII. **Mecklenburgs Verfassungstreit im 18. Jahrhundert**
Schriftsteller W. P. Graff—Schwerin.
- „ VIII. **Die neuere Geschichte Mecklenburgs**
Regierungsrat Dr. Carl Schröder—Schwerin.
- „ IX. **Mecklenburgische Litteraturgeschichte**
Regierungsrat Dr. Carl Schröder—Schwerin.



Das Werk erscheint in 9 Heften à 2—4 Mk. und wird in 3 Jahren complet sein.

Schluss der Subscription am 1. Januar 1899, von welchem Tage an der Preis erhöht ist.

Mecklenburgische Geschichte

in

Einzel Darstellungen.

Herausgegeben von den Herren
Museumskonservator Oberlehrer **Dr. R. Belk-Schwerin**,
Pastor **Carl Beyer-Laage**, Schriftsteller **W. P. Graff-Schwerin**,
Oberlehrer **Adolf Rische-Ludwigslust**,
Gymnasial-Professor **Dr. A. Rudloff-Schwerin**,
Oberlehrer cand. p. min. **H. Schnell-Güstrow**,
Regierungsrat **Dr. C. Schröder-Schwerin**,
Oberlehrer **Dr. R. Wagner-Schwerin**.

Heft I.

Die Vorgeschichte von Mecklenburg.

Von

Dr. R. Belk und Dr. R. Wagner.

Wilhelm Hüfferott
Verlagsbuchhandlung
Berlin
1899.

Die
Vorgeschichte von Mecklenburg.

Unter Mitwirkung von Dr. Richard Wagner

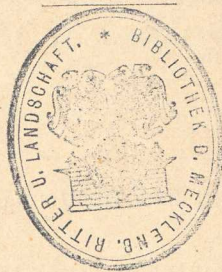
von

Dr. Robert Selz.

Mit 284 Abbildungen.

Wilhelm Hüfferott
Verlagsbuchhandlung
Berlin
1899.

Alle Rechte vorbehalten.



Vorwort.

Die vorliegende Bearbeitung der mecklenburgischen Vorgeschichte ist aus einem Entwurfe hervorgegangen, der als Einleitung zu einer Darstellung der ersten Periode der Landesgeschichte, der Wendenzeit, gedacht war. Die Schlüsse, welche aus dem archäologischen Material auf das soziale und staatliche Leben und den Kulturgang der ältesten Bevölkerung gezogen werden können, sollten zu einem kurzen Gesamtbilde vereinigt werden. In diesem Sinne hatte Dr. R. Wagner neben der Geschichte der Wendenzeit eine Darstellung der mecklenburgischen Verhältnisse bis zu dem Eintritte des Landes in die beglaubigte Geschichte ausgearbeitet. Als Wagners Wendenzeit in den Plan der „Mecklenburgischen Geschichte in Einzeldarstellungen“ aufgenommen wurde, wo sie als eigenes Heft (2) unlängst erschienen ist, ergab sich aus dem Plan des ganzen Werkes das Bedürfnis, auch der Vorgeschichte eine ausführlichere Darstellung zu widmen, besonders die Altsachen selbst in größerem Umfange in die Darstellung hineinzuziehen; sind sie doch die einzigen Urkunden und Zeugen für die Begebenheiten in den entlegenen Zeiten, und wer sich mit der Vorgeschichte verständigen will, muß ihre Sprache verstehen lernen. Die Ergänzung des ersten Entwurfes nach der genannten Seite hin hat der Unterzeichnete übernommen, und so hat das Heft seine jetzige Gestalt erhalten. Von der Wagnerschen Bearbeitung sind geblieben die Einleitung, die Darstellung der Eiszeit, ein Teil der Steinzeit, ferner die Abschnitte über die geschichtlichen Verhältnisse in der Eisenzeit mit den entsprechenden Anmerkungen. In den übrigen Teilen hat Verfasser eine Zusammenstellung der Erfahrungen an vorgeschichtlichen Vorkommnissen gegeben, die bisher in Mecklenburg, besonders dem Schweriner Landesteil gemacht sind. Die zur Erläuterung erforderlichen Abbildungen sind zum Teil den Vorräten des „Mecklenburgischen Vereins für Geschichte und Altertumskunde“ entnommen, zum Teil mit Unterstützung des Großherzoglichen Ministerium des Innern neu hergestellt. Im Auftrage desselben Ministerium wird demnächst eine Karte in vier Abteilungen erscheinen, auf der alle vorgeschichtlichen Fundstellen eingetragen sind. Neben der Vorführung des einheimischen Materials ist dann durch Vergleich mit den entsprechenden Erscheinungen in den Nachbarländern die archäologische Stellung des Landes in den verschiedenen Perioden festzustellen versucht. Erst ein solcher Vergleich hebt die Eigenart des Landes und die Formen seiner Abhängigkeit, das Steigen und Sinken seiner Kultur in das rechte Licht, zeigt aber auch die Stellen, wo unsere Kenntnis noch lückenhaft ist und künftige Forschung einzusetzen hat. Solcher Lücken haben auch wir noch viele, und vieles mußte demnach noch zweifelhaft gelassen werden. Sehr vieles andere aber darf jetzt als

sicher gestellte Thatsache gelten. In den Kreisen der Prähistoriker besteht heute, Dank nicht am wenigsten der Zusammenarbeit in den anthropologischen Gesellschaften, besonders der großen deutschen mit ihren regelmäßigen Zusammenkünften, eine höchst erfreuliche Übereinstimmung über eine Anzahl von Fundamentalsätzen unserer Wissenschaft, die noch vor einigen Jahren heiß umkämpft wurden; besonders steht die relative Chronologie in ihren wesentlichen Zügen fest. Daher ist es kein Wagnis mehr, auch mit Hilfe fremden Materials die vorgeschichtlichen Denkmäler und Funde eines Landes in ein chronologisches System zu ordnen, wenn es nur mit dem Vorbehalte geschieht, daß an den Übergängen und Unterabteilungen durch neue Erkenntnis wesentliche Verschiebungen stattfinden können. In Mecklenburg gilt dieser Vorbehalt hauptsächlich für die älteste Eisenzeit, deren Erforschung hier zu Lande noch in den Anfängen liegt. Überhaupt hatte unsere Darstellung fortlaufend neben den gewonnenen Ergebnissen auch auf die Ziele und die Richtung der weiteren archäologischen Durchforschung des Landes hinzuweisen. Es ist Jahrzehnte lang der Stolz Mecklenburgs gewesen, in Deutschland an der Spitze der vorgeschichtlichen Forschung zu stehen. Friedrich Lisch war der in allen Kreisen anerkannte Meister, dessen Stärke darin lag, daß er stets nur auf Grund von gesicherten lokalen Beobachtungen den Einzelformen ihren Platz in der allgemeinen Kulturentwicklung anwies. Auf diesem Wege der Lokalforschung hat die deutsche Prähistorie sich weiter entwickelt, und unsere Nachbarländer haben seitdem den Vorsprung, den früher Mecklenburg hatte, längst eingeholt; in Folge dessen muß gar manche Erscheinung heute, im Zusammenhange mit analogen fremden, ganz anders bewertet werden als einst in ihrer Isolierung. So pietätvoll unsere Darstellung überall auf das Lebenswerk von Lisch zurückgreift, so darf hier nicht verschwiegen werden, daß von den Grundanschauungen von Lisch nur die äußeren Umrißlinien geblieben sind und daß besonders das moderne Bedürfnis, nach Kräften das Bild einer Kulturentwicklung oder doch eines Kulturganges zu geben, die alte Systematik sprengen mußte. Um auch dem diesen Studien ferner stehenden Leser Gelegenheit zur Nachprüfung zu geben, ist in den Anmerkungen das wichtigste litterarische Material zusammenggetragen, wobei natürlich Vollständigkeit auch nicht annähernd erstrebt ist. Wenn dabei die Arbeiten der skandinavischen Forscher in erster Linie berücksichtigt sind, so erklärt sich das aus der archäologischen Stellung Mecklenburgs, welches Land durch weite Zeiträume im engsten Zusammenhang mit dem Norden steht, ja direkt einen Teil des nordischen Gebietes bildet, aber auch aus den persönlichen maßgebenden Anregungen, welche wie einst Lisch so auch Verfasser von dort erfahren hat. Unter den deutschen Mitforschern, deren Arbeiten Vfr. sich zu Nutze gemacht hat, sei hier nur dankend des früh verstorbenen Otto Tischler gedacht, als dessen Andenken gewidmet unsere gemeinsamen Freunde, — und das sind wohl so ziemlich alle deutschen Prähistoriker — auch dieses Buch ansehen wollen.

Schwerin, 20. Februar 1899.

R. Belk.

Inhalt.

Seite

Einleitung.	1
Die Eiszeit.	3
I. Die Steinzeit.	
Die paläolithische Zeit.	5
Dänische Funde. — Paläolithische Funde in Mecklenburg. — Urgrab von Blau.	
Die neolithische Zeit.	8
Verbreitung. — Bevölkerung.	
Die Grabformen: Hünengräber. Hünenbetten ohne Steinkammern. Steinkisten. Bestattungen ohne Steinsetzungen. — Verteilung über das Land.	10
Die Wohnstätten u. dergl. (Grubenwohnungen. — Pfahlbauten. — „Feuersteinmanufakturen“).	14
„Depotsfunde“.	17
Die steinzeitlichen Geräte: Keil, Meißel, Lanzenspitze, Dolch, Säge, Pfeilspitze, Art, Schleifstein, Quetschmühle. — Geräte aus Horn und Knochen. — Keramik. — Verhältnis zu den Nachbarländern.	17
Die steinzeitliche Kultur: Tierwelt. — Ackerbau. — Kleidung und Geräte. — Wohnung. — Religiöse Vorstellungen.	28
II. Die Bronzezeit.	
Herkunft der Metalle. — Bevölkerung. — „Kupferzeit“.	31
Erste Periode: Beginn der Bronzezeit.	
Fundgruppen. — Chronologie der Bronzezeit.	33
Zweite Periode: Die ältere Bronzezeit.	37
Die Gräber: Verbreitung. — Form. „Regelgräber“. — Ausstattung. Art der Bestattung. Gräber von Pekkafel. Beerdigung und Leichenbrand. — Andere Grabformen.	37
Wohnplätze u. dergl.: Grubenwohnungen. — Burgwälle?	46
Die Geräte. Typen aus Bronze. (Schwert, Dolch, Lanze, Art, „Celt“, Meißel, Messer, Nippzange, „Fibel“, Nadel, Kopf- und Halschmuck, Knöpfe, Ringe, Schmuckdose, Blashorn.) — Technik. — Ornamente. — Andere Metalle. — Holz, Leder, Wolle. — Keramik.	47
Handelsbeziehungen: Glas, getriebene Bronzen. — Mitteleuropäische und nordische Importfachen.	62
Dritte Periode: Die jüngere Bronzezeit.	
Die Gräber: Leichenbrand. — Hügelgräber mit Steinkisten u. s. w.	
Verbreitung. — Verhältnis zu den Nachbarländern.	65
Depotsfunde: Zusammensetzung. — Fundverhältnisse. — Totisfunde. — Gießersfunde.	68
Die Geräte: Verhältnis zu denen der älteren Periode. — Einfluß südlicher Importgegenstände. — Dekorationsstil. — Typen (Schwert, Lanze, Celt, Messer, Pinzette, Fibel, Nadeln, Schmuckringe, Schmuckknöpfe, Zierplatten, Hängebecken, Vuren.) — Silber, Eisen. — Keramik.	71
Allgemeines.	86
Vierte Periode: Ende der Bronzezeit.	88
Allgemeines. — Grabformen. Urnenfelder. — Ausstattung (Kleingerät). — Hallstadt-Grab von Sembzin.	

III. Die Eisenzeit.

Zeitliche Begrenzung. — Gliederung. — Gemeinsame Züge.	92
Erste Periode: Die vorrömische Eisenzeit.	95
Älterer Abschnitt. — Die Gräber (Urnenfelder). —	95
Gerätformen (Keramik. — Halsringe. Die „wendische Krone“. Nadeln. Fibel. Gürtelhaken u. dgl.). — Hallstadt- und la Tène-Einfluß. Jüngerer Abschnitt. — Gräber. — Keramik. — Metallsachen in la Tène-Formen. Urnenfeld von Rörchow. —	96
Wohnstätten.	107
Geschichtliche Überlieferungen aus der ältesten Eisenzeit: Pytheas von Massilia. — Teutonen. — Charakter der germanischen Wanderungen. — Ariovist.	112
Zweite Periode: Die römische Eisenzeit.	113
Erster Abschnitt. Ältere Periode	115
Allgemeines: Weiterbildungen von la Tène-Typen. Beschränkter Einfluß der römischen Importgegenstände. Die Gräber: Urnenfelder und Skelettgräber. „Römergrab“ von Bibow. — Verteilung der Gräber Bedeutung der Wittenburg- Sagenower Gegend.	117
Gerätformen: Waffen; Vergleich mit der Schilderung des Tacitus. — Fibel, Ringe, Gürtelhaken, Schnallen, Nadeln, Gold- und Silber- schmuck, Schlüssel. — Keramik.	119
Charakter der „frührömischen Periode“. — Zeitliche Bestimmung. — Anknüpfung an die geschichtliche Überlieferung (Langobarden).	130
Zweiter Abschnitt. Jüngere Periode.	
Allgemeines. Bedeutung der Gotenzüge und Markomannenkriege. Heimat des „jungrömischen“ Stils.	131
Die Gräber: Urnenfelder (Pritzler). Gerätformen, besonders Fibeln und Keramik.	133
Skelettgräber (Häven). Eingeführte römische Gegenstände, be- sonders Tafelgerät.	138
Dritter Abschnitt. Völkerwanderungszeit	141
Germanischer Kunststil. — Urnenfelder. — Gerätformen.	
Geschichtliches über Mecklenburg in der römischen Eisenzeit.	
Ältere Periode: Feldzüge der Römer bis an die Elbe (Drusus, Domitius Ahenobarbus, Tiberius).	143
Germanische Stämme: Quellen. Die Stämme bei Tacitus (Sueben, Semnonen, Langobarden, Nerthusvölker) und Ptolemäus (Sachsen, „Pharodinen“ u. s. w.)	145
Jüngere Periode: Gothenwanderung. Markomannenkrieg. Allmähliche Auswanderung der alten Bevölkerung. Reich der Thüringer. Der Herulerzug um 512. Eindringen der Wenden.	149
Dritte Periode: Die wendische Zeit.	153
Charakter der wendischen Periode (Übergang zur Geschichte).	153
Die Gräber: Leichenbrand. Skelettgräber (besonders Gamehl); Zeitbestimmung.	155
Burgwälle und Wohnplätze: Anlage der Burgwälle. Unterschied von Höhen- und Niederungsburgen. — Bedeutung der Burgwälle. Strategische Linien. Kultstätten. — Packbauten und Wohngruben.	158
Die Gerätformen: Waffen. — Messer — Gürtelhaken. — Schmuck- ringe, besonders Schläferringe. „Arabische“ Silbersachen. Spindel- steine. Kämme. — Keramik.	163
Schluß.	169
Anmerkungen.	171

Das älteste gesicherte Datum der mecklenburgischen Geschichte ist das Jahr 780, in welchem Karl der Große ein Bündnis mit den Obotriten schloß. Damals bewohnten die Wenden, ein Zweig der großen slavischen Völkerfamilie, unser Land. Den ersten Abschnitt der mecklenburgischen Geschichte bildet demnach die wendische Periode, ein Zeitraum von etwa sechs Jahrhunderten, abschließend mit Niklots Tode im Jahre 1160, durch welchen die Vernichtung der wendischen Nation besiegelt wurde. Was diesem Zeitraum voraus liegt, muß man als Vorgeschichte bezeichnen. Es ist eine Periode von mehreren Jahrtausenden, deren Behandlung einen anderen Charakter trägt, als selbst die älteste, noch sehr fragmentarische Geschichte. Die Kenntnis der vorwendischen Zeit nämlich, über die, wenigstens für Mecklenburg, eine historische Überlieferung so gut wie nicht vorhanden ist, wird vorzugsweise durch eine andere Wissenschaft erschlossen, deren Arbeitsgebiet die Zeiten sind, die der geschichtlichen Überlieferung vorausliegen, die prähistorische Archäologie. Ihr Arbeitsmaterial ist der Nachlaß, der aus jenen vorgeschichtlichen Zeiten erhalten geblieben ist, und gerade in dem spät in die Geschichte eintretenden europäischen Norden, zu dem archäologisch Mecklenburg gehört, hat sie, gepflegt von kundigen Händen, besonders reiche Resultate gewonnen. Es birgt nämlich der Boden auch unseres Landes eine Fülle von stummen Zeugen aus jener fernen Vorzeit, denen die prähistorische Forschung die Zungen gelöst hat. Neben Einzelfunden und einzelnen Resten von alten menschlichen Wohnstätten sind es die Gräber, die, einst von Menschen der Urzeit ihren Verstorbenen errichtet und nun nach Jahrtausenden wieder aufgedeckt, die wertvollsten Funde gewähren.

Besonders der Inhalt dieser Gräber, ihre Anlage und Ausstattung haben es ermöglicht, verschiedene Kulturperioden, die zeitlich auf einander gefolgt sein müssen, zu unterscheiden, wobei sich zugleich auf das deutlichste herausgestellt hat, daß die Küstenländer des südwestlichen Winkels der Ostsee, Dänemark, das südliche Schweden, Schleswig-Holstein, Mecklenburg und das westliche Pommern im wesentlichen die gleiche Entwicklung, (wenigstens in vorwendischer Zeit) durchgemacht haben. Ein Mitbegründer der Wissenschaft vom vorgeschichtlichen Menschen und einer der ersten, welcher jene Periodeneinteilung ausgesprochen hat, ist unser Landsmann, der 1883 verstorbene langjährige Vorstand der Schweriner Altertümersammlungen, Geh. Archivrat Dr. Friedrich Lisch.

Man pflegt solche vorgeschichtliche Perioden nach dem Hauptmaterial zu benennen, das in ihnen zu Waffen und Gerätschaften verwandt ist, und unterscheidet mithin Steinzeiten von Metallzeiten und unter diesen wieder Bronze- und Eisenzeiten (Anm. 1). Die westbaltischen Länder haben nach einander eine Steinzeit, eine Bronzezeit und eine Eisenzeit erlebt; diese, die für Mecklenburg in die germanische und wendische Eisenzeit zerfällt, beginnt im Verlauf der letzten Jahrhunderte vor Christi Geburt (etwa vom Jahre 400 ab). Ihr geht die Bronzezeit voraus, deren Dauer man auf etwa 1000 Jahre annimmt, und dieser wiederum eine Steinzeit, deren Beginn bis an jene unvordenklich fernen Zeiten hinanreicht, als sich der Boden des norddeutschen Flachlandes aus der Eisenzinde losschälte, die ihn Jahrtausende lang umfassen gehalten hatte. Die Wanderung durch die heidnische Vorzeit Mecklenburgs, zu der dieses Buch seine Leser einlädt, wird also — nach einer kurzen Schilderung des Zustandes, in dem sich unser Land vor der menschlichen Besiedelung befand — mit der Betrachtung der Steinzeit beginnen und durch die Bronze- und die germanische Eisenzeit bis an den Beginn der wendischen Zeit vorschreiten, deren Schilderung den Inhalt des folgenden Heftes der Mecklenburgischen Geschichte in Einzeldarstellungen bilden wird.

Die Eiszeit.

Die Eis- oder Glacialzeit fällt in die geologische Periode der sogenannten Quartär- oder Diluvialzeit. (Ann. 2). In deren Beginn scheint das Klima von Mittel- und Nordeuropa von dem jetzigen nicht wesentlich verschieden gewesen zu sein; in ihrem Verlaufe aber erfuhr die Temperatur eine solche Herabminderung, daß die Gletscher der skandinavischen Gebirge, allmählich nach Süden vorrückend, das ganze Ost- und Nordseebecken, soweit diese Meere damals schon vorhanden waren, mit Eismassen ausfüllten und weiterhin auch ganz Nord-Deutschland mit einer zusammenhängenden Eisschicht überzogen, die auf lange Zeit jedes Pflanzen- und Tierleben vernichtete und unmöglich machte. Gleichzeitig bildeten auch die mittel- und südeuropäischen Gebirge wie die Alpen besondere Gletscherherde. Mindestens einmal, wahrscheinlich aber mehrere Male, ist diese Eiszeit durch eine Periode größerer Wärme, eine Interglacialzeit, unterbrochen gewesen, in der vom Südrande dieses gewaltigen Gletschers große Strecken weit das Eis abschmolz, um sich dann später wieder vorzuschieben. Man hat beobachtet, daß die zusammenhängenden Eismassen bei ihrem erneuten Vordringen nicht so weit nach Süden gelangt sein können wie das erste Mal, doch ist Mecklenburg wieder vom Eise bedeckt worden und noch lange bedeckt geblieben.

Der Riesengletscher der Eiszeit hat für alle Zeiten dem Boden unseres Landes seine Spuren aufgeprägt. Nicht nur waren mit den vorrückenden und stetig sich erneuernden Eisströmen unzählige, größere und kleinere Gesteinstrümmer aus den skandinavischen Gebirgen über die Ostsee herübergewandert, die beim schließlichen Zurückweichen des Eises auf dem Erdboden liegen blieben — sogenannte erratiche Blöcke —, sondern es sind überhaupt die gesamten obersten Bodenschichten unseres Landes zum überwiegend größten Teil — die Gesteine der früheren geologischen Perioden treten nur an wenigen Stellen zu Tage — aus den Ablagerungsprodukten des Gletschers oder den Niederschlägen seiner Schmelzwässer entstanden. Die Höhenketten, die Mecklenburg streifenförmig durchziehen und mit ihren Buchenwäldern und ihren Weizen- und Rapsfeldern die Quelle seines Wohlstandes sind und seine Zierde bilden, sind Grund- oder Endmoränenlandschaften, auf denen der Gletscher beim Vorrücken oder Zurückweichen, sei es infolge einer schon vorhandenen Bodenschwellung oder aus irgend einem andern Grunde besonders lange verweilte und seine Ablagerungen häufte. Diesem Umstande verdanken sie ihre Fruchtbarkeit: die Mergellager, die sie überdecken, sind Teile der Grundmoräne; aus demselben Umstand erklärt sich auch ihr Reichthum

an erratischen Blöcken. Die ebenen Sand- und Haideflächen, die zwischen diesen Moränenlandschaften oder Geschiebestreifen sich ausbreiten, haben ihre Gestalt wie ihre Sanddecke durch die Schmelzwässer erhalten, die von dem Gletscherrande abflossen, sich über die ihm vorgelagerten Thäler ausbreiteten und die mitgeführten Gesteinsteilchen ausgeschlämmt in gleichförmiger Schichtung ablagerten. Unsere Flußthäler sind ursprünglich die Ablaufrinnen, unsere zahlreichen Seen, der schönste Schmuck unserer Landschaft, zurückgebliebene Reste der Schmelzwässer gewesen, die theils in vorhandenen Bodensenkungen sich sammelten, theils in Flußthälern sich stauten, theils am Gletscherrande kaskadenartig von dem hoch aufgetürmten Eise herabstürzten und so sich selbst ein Bett aushöhlten, aus dem sie keinen Abfluß fanden (Senkungsseen, Stauseen, Eversionseen). Kurz, Mecklenburg verdankt die äußere Gestalt wie stoffliche Zusammensetzung seiner Oberfläche dem Gletscher der Eiszeit. Mehr als hundert Meter hoch haben sich an manchen Stellen dessen Ablagerungen aufgeschichtet; man darf daraus schließen, daß die Eiszeit viele Jahrtausende gedauert hat.

Jahrtausende also hat einmal in der Urzeit unser Land ein Bild geboten, gleich dem des heutigen Grönland in seinem Innern. Schließlich fand in allmählichem Wechsel des Klimas die Eiszeit ihr Ende, der Gletscher zog seine Riesenfinger nach Skandinavien zurück, und dem weichenden Eise drang die Flora und Fauna wieder nach, die so lange das Feld vor ihm hatte räumen müssen. Am Rande des Eises siedelten sich zunächst Moose und Flechten an, wie sie etwa heutigen Tages unter dem 70° nördlicher Breite vorkommen. Diese arktische Flora wanderte dem Gletscher nach, dem höheren Norden zu. An ihrer Stelle begannen Grasfluren, bald untermischt mit einzelnen Waldbeständen, die feuchten Niederungen zu überkleiden, die von breiten Wasserläufen, den stattlicheren Vätern der heutigen Flüsse, durchzogen wurden. Diese Steppen wurden die Heimat einer mannigfachen Tierwelt, zu der eine ganze Zahl jetzt ausgestorbener Arten gehörten, so auch das Mammuth, das besonders in der Interglacialzeit Mitteleuropa in ganzen Herden bevölkerte, und dessen Existenz auch für Mecklenburg durch einige Reste beglaubigt ist. Auch der Höhlenbär lebte in Mecklenburg, eine Bärenart, die größer und stärker war als alle jetzt lebenden. Ebenso ist das Renntier eine Zeitlang in Mecklenburg heimisch gewesen, wie zahlreiche Skeletreste beweisen.

Die größere Trockenheit des Klimas in der postglacialen Zeit wie die zunehmende Entfernung des wasserpendenden Gletschers ließ allmählich die Wasserläufe zu geringerer Breite zusammenschwinden; die Steppen bewaldeten sich größtentheils, zuerst wohl mit Nadelhölzern, später mit Birken, Eichen und Buchen; die Tierwelt näherte sich mehr dem Charakter, den sie im Anfang der historischen Zeit hat (Anm. 3): Elen, Wisent und Ur, unser Wappentier, waren Glieder der Fauna dieser Zeit, auch unsere Waldtiere, besonders der Hirsch, erschienen, und zu den einwandernden Tieren gesellte sich der Mensch.

I. Die Steinzeit.

Die paläolithische Zeit.

Ob es vielleicht schon in der Tertiärzeit oder im Anfang der Quartärzeit vor der Vereisung Menschen in Norddeutschland gegeben hat, weiß man nicht. Für Südeuropa ist durch eine Anzahl von Funden die Existenz von Menschen wenigstens im Anfang der Quartärzeit, der proglacialen Periode, und für Mitteldeutschland in den Pausen der Eiszeit, den interglacialen Perioden, wahrscheinlich gemacht worden; für Nordeuropa fehlt es bisher gänzlich an solchen Funden. Haben damals schon Menschen unser Land bewohnt, so sind die Spuren ihres Daseins durch die mächtigen Ablagerungen der Eiszeit gänzlich verwischt oder doch so versteckt worden, daß bisher nichts davon ans Licht getreten ist.

Die ersten nachweisbaren menschlichen Bewohner Mecklenburgs sind erst nach der Eiszeit eingewandert und zwar erst beträchtlich später, später als das Mammuth und auch später als das Renntier Jütland wie die Ostseeküste verließ. Auch von diesen ersten Menschen, die unser Land bewohnt haben, ist nur ein äußerst spärlicher Nachlaß erhalten geblieben.

Weit reicher ist die Ausbeute der prähistorischen Forschung für diese Zeit in unserem Nachbarlande Dänemark (Anm. 4). Hier giebt es an der Ostseeküste oder in deren Nähe eine beträchtliche Zahl ausgedehnter Ansammlungen von prähistorischen Resten, die man Kjökkenmøddinger (Küchenabfälle) oder Muschelhaufen nennt. Die Hauptmasse dieser Ansammlungen — so beschreibt sie ein nordischer Forscher — wird von Austerschalen und andern noch heute zur Nahrung dienenden Muscheln gebildet; daneben trifft man auch Knochen von Vögeln und Fischen, Wildschweinen, Rehen, Hirschen, Auerochsen und anderen Tieren, aber nur von einem Haustier, dem Hunde; die größeren Knochen sind gewöhnlich, des Markes wegen, gespalten. Zwischen diesen Speiseresten findet man außerdem noch einerseits mit Kohlen und Asche bedeckte Feuerstätten, andererseits eine Menge derb zugeschlagener, ungeschliffener Werkzeuge von Feuerstein, sowie Stücke von rohen, irdenen Kesseln, Geräte von Knochen und Horn u. s. w. An den Stellen, wo diese Muschelhaufen liegen, haben also in entlegener Zeit Menschen gelebt; die Austerschalen, die Tierknochen und die Feuerstellen sind Denkmale ihrer Mahlzeiten.

Daß die Zeit, wo diese Menschen lebten, sehr entlegen sein muß, beweisen schon die Austerschalen. Die Auster ist in der Ostsee längst ausgestorben, sie liebt salzreichere Meere, als die Ostsee jetzt ist. Deren Salzgehalt war jedoch einst größer, aus dieser fernen Zeit stammen die Muschelhaufen. Auch die Skelettreste des Auerhahns, sowie die des großen Ulf und einer nordischen Robbe (*Phoca groenlandica*) weisen auf eine ferne Vergangenheit hin. Denn der Auerhahn kommt nur in Nadelholzwaldungen vor, die in Dänemark weit vor der geschichtlichen Zeit zuerst durch Eichen- und dann durch Buchenwaldungen abgelöst

sind, der große Auk aber und die Grönlandsrobbe beweisen, daß das Klima zur Zeit der Ablagerung dieser Stätten beträchtlich kälter gewesen sein muß als jetzt, da beide Tiere jetzt nur im hohen Norden vorkommen. Wie viel Jahrtausende seitdem verflossen sind, entzieht sich bisher jeder sicheren Berechnung.

Unendlich tief stehend erscheint uns die Kultur dieser Muschelhaufen-Menschen, und doch, welcher Abstand trennt sie von rein tierischer Wildheit! Sie kannten das Feuer, sich zu wärmen und ihre Nahrung zu bereiten, sie trugen Kleidung, vermutlich aus Fellen, die sie mit knöchernen Nadeln zusammenhielten, sie wußten Stein, Holz, Knochen und Horn zu Waffen und Werkzeugen zu verarbeiten und waren so imstande die stärkere Kraft der wilden Tiere durch die Ueberlegenheit der menschlichen Erfindungsgabe wett zu machen und zugleich aus dem Wildreichtum der Wälder und dem Fischreichtum der Gewässer ihre Nahrung zu ziehen. Sie wußten aus Thon Gefäße zu formen und zu härten, sie verstanden den Eichbaum auszubrennen und Boote daraus zu fertigen, in denen sie sich weit hinaus bis auf die hohe See wagten: es finden sich an ihren Wohnstätten Reste von Fischen, die nur auf hoher See vorkommen. Sie hatten den Hund gezähmt zum Gehilfen auf der Jagd; mehr Haustiere freilich als den Hund besaßen sie noch nicht, auch der Ackerbau war ihnen noch unbekannt. Man hat wohl die Kultur dieses Volkes mit der der heutigen Feuerländer verglichen.

In Mecklenburg sind keine Muschelhaufen gefunden, wohl aber wird durch eine Anzahl Einzelfunde, ungeschliffene Steingeräte, die in Form wie Art der Bearbeitung denen der dänischen Muschelhaufen



Abbildung 1.



Abbildung 2.



Abbildung 3.

gleichem, die an sich schon wahrscheinliche Vermutung bestätigt, daß es auch in unserm Lande Menschen aus der Periode der Muschelhaufen gegeben hat.

Es sind dieselben großflächigen, scharfkantigen Geräte, überwiegend

zum Stechen, Bohren oder Stemmen verwendbar, welche die dänischen Funde charakterisieren. Einige beistehend abgebildete Stücke, eine starke Spitze von Manderow (Abb. 1), ein Messer von Güstrow (Abb. 2) und ein Schaber von Neu-Räterhagen (Abb. 3) mögen zur Bezeichnung der Form genügen. Andere Formen, so besonders die rundlichen Schaber (Abb. 4), fehlen fast ganz.

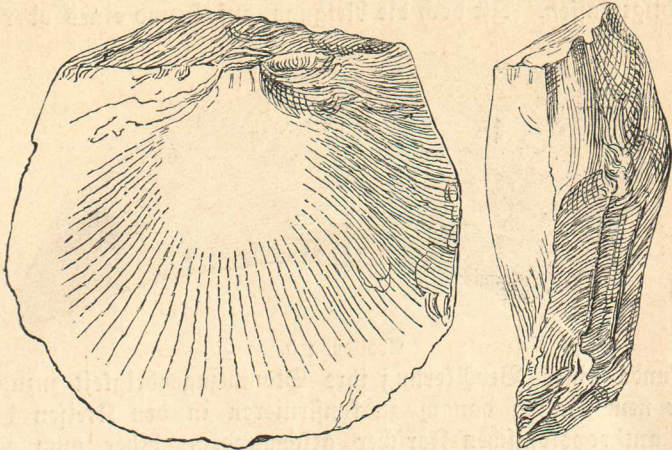


Abbildung 4.

Die Verteilung der paläolithischen Geräte im Lande ist nun eine sehr ungleichmäßige. Es überwiegen durchaus die Seeküsten; besonders die Gegend bei Wismar hat eine größere Anzahl altsteinzeitlicher Stücke geliefert, allerdings fast alle vergesellschaftet mit jüngeren Formen. Daß das Volk der ältesten Steinzeit in erster Linie von den Erzeugnissen der See gelebt hat, ist nach den dänischen Funden in hohem Grade wahrscheinlich. Auch Mecklenburg wird seine Steinzeitkultur, vielleicht seine älteste Besiedelung überhaupt, von Westen her, die Seeküste entlang erhalten haben; in der geschützten Wismarschen Bucht fanden diese Einwanderer Lebensbedingungen, wie sie ihren Gepflogenheiten am meisten entsprachen. Die Vorliebe für Ansiedelungen am Wasser, besonders an hohen Seeufnern ist ihren Nachfolgern in der jüngeren Periode geblieben. Die verhältnismäßige Armut Mecklenburgs an paläolithischen Funden erklärt sich am einfachsten so, daß die angenommene Einwanderung erst am Ende der ältesten baltischen Steinzeit stattfand. Damit tritt Mecklenburg in Parallele mit dem südlichen Schweden. Auch nach Schonen ist nach nordischen Forschern die Steinzeitkultur erst am Ende der paläolithischen Periode hinübergegangen; es liegen dort die Verhältnisse ähnlich wie bei uns. Nach zwei Seiten hin hat sich die cimbrische Steinzeitbevölkerung (oder ihre Kultur) östlich ausgedehnt, nach Schweden und nach Mecklenburg. Tief landeinwärts ist sie scheinbar nicht gedrungen.

Von Gräbern dieser älteren Periode ist wenig bekannt. Wir besitzen einen Grabfund, den man mit Wahrscheinlichkeit dahin rechnen kann (Anm. 5). Bei Plau wurde 1846 etwa 1,80 Meter tief im kieseligen Sande ein Skelett in annähernd hockender Stellung gefunden, neben dem eine Axt aus Hirschhorn (Abb. 5), zwei gespaltene Eber-

hauer und drei durchbohrte Hirschzähne lagen. In dem Schädel sah Schaaffhausen seiner Zeit (1859) die Kennzeichen einer uralten, niedrig entwickelten Rasse. Da die Anschauungen über diese Merkmale sich seitdem bedeutend geändert haben, eine neuere fachmännische Untersuchung aber nicht stattgefunden hat, müssen wir diesen Punkt mit den weiteren Folgerungen über Rassenzugehörigkeit des Urzeitvolkes hier unberücksichtigt lassen. Ist doch die Neigung, auf Grund eines oder einiger

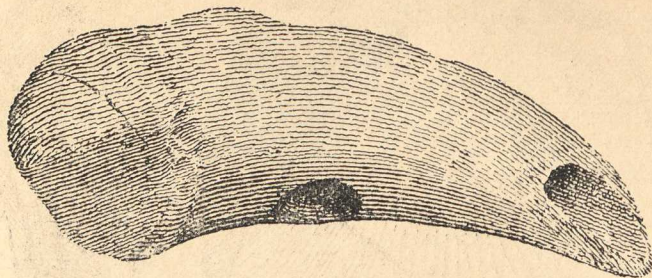


Abbildung 5.

Schädelkunde einer Bevölkerung ihre Stammzugehörigkeit zuzuschreiben oder gar neue Rassen danach zu konstruieren in den Kreisen der kompetenten anthropologischen Forscher geschwunden. Aber auch ganz abgesehen von der Schädelform berechtigt die Form der Bestattung, die Hornart und das gänzliche Fehlen geschliffener Werkzeuge ein sehr hohes Alter für unseren Fund anzunehmen.

Die neolithische Zeit.

Gegenüber der paläolithischen Zeit stellt die folgende Periode, wenn man ihren Nachlaß im ganzen überblickt, einen gewaltigen Fortschritt dar, und es liegt der Gedanke nahe, daß ein neu einwanderndes Volk, etwa die Germanen, den Kulturbesitz der jüngeren Steinzeit auf einmal mit sich gebracht hat. Diese Anschauung ist den archäologischen Thatsachen gegenüber nicht stichhaltig. Nach diesen hat sich die jüngere steinzeitliche Kultur auf dem Boden des baltischen Steinzeitgebietes entwickelt. Eine Kulturgeschichte der Steinzeit können wir noch nicht schreiben: wir finden den Steinzeitmenschen am Ende im Besitz einer hohen Kultur; er baut den Acker, hat sich unsere Haustiere gezähmt, schafft monumentale Denkmäler in seinen Hünengräbern und kunstvolle Wohnungen in seinen Pfahlbauten; ein weiter Weg ist von dem jammervollen Fischerdasein des Altsteinzeitmannes zurückgelegt. Die Stationen des Weges anzugeben sind wir bisher nicht imstande. Wenn wir trotzdem die Kontinuität der beiden Steinzeitalter betonen, so geschieht es aus zwei Gründen: einmal ist der Schauplatz derselbe. Nach wie vor bleibt Dänemark der Mittelpunkt der steinzeitlichen Kultur, die jetzt auch die Inseln voll beherrscht, aber nach Süden und Norden ist ihr Gebiet bedeutend weiter ausgedehnt. Die „nordische“ Steinzeit umfaßt

von Deutschland außer Mecklenburg noch das nördliche Hannover, die Altmark, Pommern bis zur Oder. Und zweitens sind die Gerättypen, für den Archäologen doch die klassischsten Zeugen, direkte Nachkommen der paläolithischen. Die Entwicklung läßt sich nicht bis in alle Einzelheiten verfolgen, das aber ist klar, einmal daß nach den Fundverhältnissen die feinsten Erzeugnisse neusteinzeitlicher Kunstfertigkeit, z. B. die „Dolche,“ an das Ende der Periode gehören und ferner daß aus älteren Zeiten Übergangs- und Mischfunde vorhanden sind, welche deutlich die Entwicklung darstellen; so besitzen wir in Mecklenburg einen Moorfund von Gr. Woltersdorf, der ganz überwiegend Geräte enthält, welche ihrer Form nach zwischen den älteren und jüngeren in der Mitte stehen. (Einen Uebergangstypus zeigt beistehender Keil von Lüdershagen.)

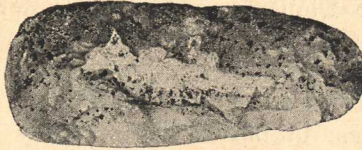


Abbildung 6.

Wenn wir so die Annahme zweier stamm- und kulturverschiedener steinzeitlicher Völker, eines „paläolithischen“ und eines „neolithischen“ ablehnen, so sind wir auch umgekehrt weit davon entfernt, aus der Kontinuität der Kultur zu folgern, daß innerhalb der Steinzeit keine neue Einwanderung stattgefunden haben könnte. Es ist bei dem archäologischen Bestande sehr wohl möglich, daß ein neu einwanderndes Volk neue Kulturelemente mitgebracht hat, etwa die Haustierte, die in den Grabbauten sich aussprechenden Anschauungen über Tod und Weiterleben und anderes mehr. Wir lassen also eine Entscheidung über die Frage, ob in der Steinzeit ein Volk das angegebene Gebiet dauernd bewohnt hat oder durch andere mehr oder weniger verdrängt ist, noch offen. Mit größerer Bestimmtheit schreiben wir den Bewohnern unserer Rüste zur Zeit der Steingräber ihre Nationalität zu. Nichts spricht dagegen, daß es Germanen waren. Eine ununterbrochene Kultur-Entwicklung führt hier von der Steinzeit durch die Bronzezeit bis zu der Eisenzeit hinüber, in welcher der erste matte Strahl der Geschichte unsere Rüste trifft und eine germanische Bevölkerung beleuchtet. Die körperlichen Reste der Menschen aus der Steinzeit und Bronzezeit stimmen nach dem Urteile der berufensten Kenner durchaus mit dem Bilde überein, welches man nach den Beobachtungen aus geschichtlicher Zeit sich von dem Germanentypus zu machen pflegt. Auf dem Gebiete der nordischen jüngeren Steinzeit, welches, wie wir sehen werden, im wesentlichen mit dem der älteren Bronzezeit zusammenfällt, finden wir die älteste Kultur, die wir germanischen Stämmen zuschreiben dürfen. Wie diese Stämme in jene Gebiete gekommen sind, darauf weist keine Spur. Die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Archäologie sind durchaus günstig für die Annahme, daß am westlichen Baltikum die Urheimat der Germanen liege, von wo aus sie sich in jüngeren vorgeschichtlichen Perioden nach Süden, besonders nach Südosten ausgedehnt haben (Anm. 6).

Die Grabformen.

Es ist oben gesagt, daß wir eine Kulturgeschichte der Steinzeit noch nicht geben können. Wir betrachten darum die uns bekannten Züge einzeln und beginnen mit der monumentalsten und charakteristischsten Erscheinung, den megalithischen Denkmälern, den sog. „Hünengräbern“. Hünen- d. h. Riesengräber hat sie der Volksmund genannt, weil sie von Riesen Händen aufgetürmt und für Riesen bestimmt schienen. In Wahrheit besaßen die Menschen der Steinzeit, deren Leichen diese Gräber bergen, keinen größeren Körperbau als die der Jetztzeit, sie waren eher kleiner. Der gewaltige Kraftaufwand bei der Anlage der Hünengräber ist nicht das Werk einer Riesenkraft, sondern der geregelten Thätigkeit eines Volkes, und die großen Kammern gehören ebenfalls nicht einem Riesen, sondern sind Massenbegräbnisse einer Familie oder Gemeinde. Bis hundert Leichen sind in Dänemark in einem Grabe gezählt. (In Mecklenburg liegen leider nur wenige sachgemäße Fundberichte über die innere Ausstattung von Hünengräbern vor).

Die Grundform ist immer dieselbe. Die Verschiedenheiten beziehen sich besonders auf die Gestaltung der Umgebung, den Zugang und die Raumeinteilung. Die Grabkammer besteht stets aus Tragsteinen, die von mächtigen Decksteinen überwölbt sind. In der einfachsten Form ist es ein Deckstein, die größten von 3 Meter Länge und etwa 2 Meter Breite, gestützt von vier, sechs, acht Pfeilern (in einigen seltenen Fällen werden auch drei und fünf erwähnt). Auf einer Seite, die als Eingang

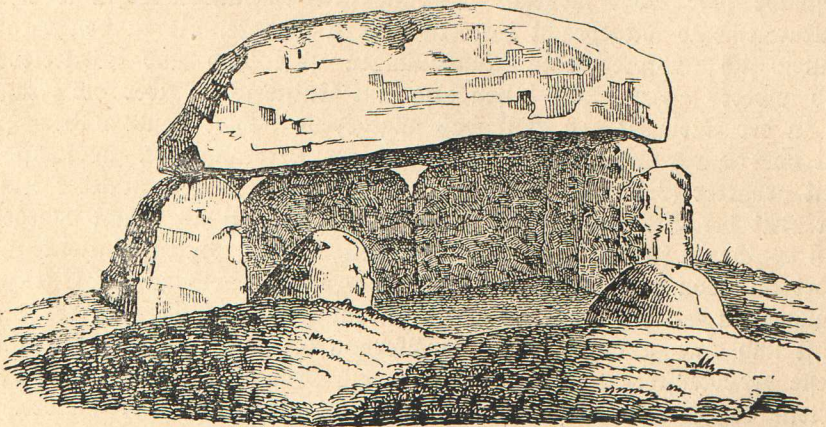


Abbildung 7.

diente, sind die Tragsteine gewöhnlich niedriger. Soll ein größerer Raum hergestellt werden, so werden mehrere Decksteine gebraucht; über vier geht ihre Zahl, soweit bekannt, nicht hinaus. Die Tragsteine waren wohl durchgängig in den Boden gegraben oder dieser zum Gegen- druck gegen den bedeutenden Schub der Decksteine außen seitlich ange- häuft. Sichtbar wird ursprünglich fast nur der Deckstein gewesen sein. Ganz frei stehende Grabkammern, wie sie heute vielfach erscheinen, gab es schwerlich. Vergleiche beistehend das Grab von Rutenbeck (Abb. 7),

in seiner jetzigen Form von je vier Steinen auf den Schmalseiten, zwei auf der Breitseite getragen, ursprünglich wohl größer und mit zwei Decksteinen versehen. Auch Hüengräber, deren Decksteine mit Erde verdeckt waren, sind bekannt geworden (so bei Nesow und Blengow), doch muß es dahin gestellt bleiben, ob die Erddecke absichtlich hergestellt ist oder sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat. Da die Grabkammern Massengräber sind, wird ein Zugang offen gehalten und gelegentlich durch einen seitlichen Gang gekennzeichnet; so entsteht das „Ganggrab“, welches aber auf unserem Boden selten ist und nie die stattlichen Formen annimmt wie in Dänemark und Schweden.

So weit die äußere Form der Grabkammer. Dieselbe erscheint nun seltener ganz freistehend, häufiger auf einem flachen, rundlichen Hügel oder innerhalb einer länglichen, flachen Erhebung, die mit großen Steinpfeilern umsetzt ist. Dieses sind die „Riesenbetten“, die großartigste Form unserer Hüengräber. Eigentümlich ist, daß diese Riesenbetten hier zu Lande fast stets nur eine Grabkammer enthalten und diese dem einen Ende, gewöhnlich dem östlichen, nahe liegt. (Die größte Anzahl von Grabkammern, nämlich vier, gab ein Grab von Molzow, ein Beispiel, daß die Grabkammer in der Mitte lag, ein Grab von Remlin.) In dem länglichen Erdaufwurf sind meines Wissens Begräbnisse ohne Steinkammern nie gefunden, wohl aber Brandstellen, Gefäßscherben u. s. w. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diesem so sorgsam abgegrenzten Raum die Stätte für Totenopfer u. s. w. sehen. Die Länge dieser Hügel ist oft sehr beträchtlich; das sog. Grab von Raschendorf in der Jameler Forst ist 38 Meter lang, das von Friedrichsruhe sogar 54 Meter; die Höhe beträgt nur 1 bis $1\frac{1}{2}$ Meter.

Das Innere der Kammern war meist durch kleine Seitenwände in Abteilungen geschieden, die Leichen sitzend und an die Wände gelehnt bestattet. Leider ist die Zahl der systematisch untersuchten Hüengräber außerordentlich gering. Die zuverlässigsten Nachrichten liegen vor über zwei Gräber von Alt-Sammit, welche Lisch 1860 untersucht hat, und die hier als Beispiele angeführt sein mögen:

Vier Tragsteine auf jeder Seite, durchschnittlich 1,70 Meter hoch, 1,50 breit, 0,90 dick trugen vier Decksteine, etwa 2 Meter lang, 1 Meter dick. Die Schmalseiten waren durch je einen Stein, dessen glattere Seite nach innen gefehrt war, geschlossen. Länge und Breite des Innern betrug 5 und 2 Meter; die Längenrichtung ging von Norden nach Süden. Die Steinkisten standen frei auf dem Urboden, waren jedoch außen bis zu der Höhe von etwa 60 Centimeter von einer Erdböschung umgeben. Die Fugen zwischen den Tragsteinen waren unten mit kleineren Steinplatten, oben mit Keilsteinen ausgefüllt. Auf dem Urboden waren die Gräber in kleinere Kammern geteilt durch niedrige Mauern von flachen, gespaltenen Platten aus Sandstein oder Granit bis zur Höhe von 60 Centimeter; auch hier waren die Lücken mit kleineren Steinen geschlossen. Der Boden der Kammern war mit einer dünnen Lehmschicht ausgeschlagen, zu der das Material (der Boden der Umgebung der Hüengräber ist sandig) aus größerer Entfernung beschafft sein muß; darauf lag eine Schicht zer Schlagener,

ausgeglühter, weißer Feuersteine; die Bestatteten mit ihren Beigaben waren mit einer etwa 60 Centimeter starken Sand- und Steinschicht überdeckt. Soweit waren beide Gräber gleich.

Das erste hatte im ganzen sechs Kammern, drei in ostwestlicher, drei in nord-südlicher Richtung. Reste von Leichen wurden nur in zweien noch gefunden, anscheinend waren sie nach Osten blickend beigesetzt, beide ohne Beigaben. In zwei anderen fanden sich Keile und Lanzenspitzen von sorgsamster Arbeit.

Das zweite Grab stimmte in seinem Grundriß mit dem ersten fast völlig überein (drei ostwestliche, drei nord-südliche Kammern), hatte aber an der östlichen Langseite nahe dem Südenende einen schmalen Gang von etwa 1 Meter Höhe. Auch hier fanden sich Leichenreste auf dem Boden von zwei Kammern, mit reicher Ausstattung an Steingeräten. Interessant war, daß auch über dem Boden in der Sandschicht sich Altsachen fanden; Knochen waren nicht erhalten, doch haben wir darin wohl eine spätere Bestattung zu sehen.

Von den erhaltenen Hünengräbern sei hier das altberühmte von Kattelbogen bei Bülow betrachtet. Ein Erdhügel von ovaler Form, ungefähr 6 Meter hoch, mit nordost-südwestlicher Längachse, 60 Meter im Umfang wird von einem Kranze großer Steine, die etwa 1 Meter aus dem Boden hervorragen, umgeben. Auf der Höhe des Hügels liegt in der Mitte die 6,15 Meter lange Grabkammer, geöffnet und zum Teil zerstört, gebildet durch vier Decksteine von 2 Meter Länge (die Zahl der Tragsteine ist nicht mehr bestimmbar).

Das am besten erhaltene Riesenbett ist das schon erwähnte in der Jameler Forst bei Grevesmühlen (gew. Grab von Naschendorf genannt; vgl. Abb. 8); die 50 Steinpfeiler sind noch wohl erhalten und die Grabkammer, in ihrer Form und Größe gleich der von Kattelbogen, scheint noch unversehrt zu sein.



Abbildung 8.

Riesenbetten und freistehende Steinkammern finden sich auffallend oft neben einander (so bei Jamel, Vietlübbe bei Blau, Alt-Gaarz) und scheinen im wesentlichen derselben Bevölkerung und derselben Zeit anzugehören. Nordische Forscher neigen aus Gründen, die in der Ausstattung liegen, dazu, in der einfachen Steinkammer mit einem Decksteine wie die ursprünglichste, so auch die älteste Form zu sehen. Dafür spricht auch die Beobachtung, daß die Steinkammer ein sehr weites Gebiet in Europa einnimmt, während das Riesenbett ein verhältnismäßig enges Gebiet in Dänemark und Norddeutschland beherrscht. Wir können aus Mecklenburg wenig Material zur Entscheidung der Frage beibringen, wollen aber nicht unerwähnt lassen, daß das Hünengrab von Leisten (bei Blau), dessen Inhalt besonders altertümliche Formen

zeigte, auch seiner Anlage nach einfach war; auch bei uns werden die einfachen Steinkammern eine ältere Stufe darstellen (Anm. 7).

Megalithische Steinkammern bilden nun durchaus nicht die einzige steinzeitliche Grabform. Eine zweite Gruppe sind die Hünenbetten ohne Steinkammern, längliche, flache, mit Steinen umsetzte Hügel, die durch Steinschichtungen in mehrere Abteilungen getrennt sind, eine wenig beachtete Form, die hier besonders in der Gegend um Wittenburg verbreitet war.

Eine dritte Gruppe sind die Steinkistengräber, Behältnisse aus flachen Steinplatten, bei denen der Gedanke an das Haus der Toten schon zurücktritt, und in denen die Leichen liegend beigesetzt werden. Diese Form gehört unbestritten in die letzte Periode der Steinzeit; sie ist in Mecklenburg wenig beobachtet, aber doch hinreichend, um ihr Vorhandensein sicher zu stellen (so bei Hohen-Bieschendorf, Malchin und Wolzow). Und schließlich finden wir auch Leichen frei im Boden liegend; solche steinzeitliche Begräbnisstätten sind besonders bei Roggow in einer an steinzeitlichen Funden aller Art außerordentlich reichen Gegend aufgefunden. In einer sandigen Höhe fanden sich 1822 15—16 Skelette mit Steingeräten, an einer zweiten Stelle später noch mehr, allerdings ohne beweisende Funde. Vielleicht waren diese größeren Grabplätze schon zur Zeit der Steinkammern im Gebrauch für die Masse des Volkes, sicher (nach Beobachtungen, die besonders in Schleswig-Holstein gemacht sind) werden sie am Ende der Steinzeit häufiger (Anm. 8).

In allen genannten Gräbern herrscht die Beisetzung unverbrannter Leichen. Es kann aber keinem Zweifel mehr unterliegen, daß am Ende der Steinzeit gelegentlich schon Leichenbrand vorgekommen ist, daß der Verstorbene verbrannt und seine Reste in Urnen geborgen sind, ein Gebrauch, der in sehr viel späterer Zeit auf etwa ein Jahrtausend hin herrschend gewesen ist. Für Mecklenburg liegen ganz einwandfreie Funde noch nicht vor, aber die gesicherten Funde in den Nachbarländern (so bei Hamburg und in der Neumark) gestatten uns Beobachtungen wie die, daß in einem schon gestörten Hünengrave von Garvsmühlen (bei Neu-Bufow) eine Urne mit Leichenbrandresten gefunden wurde, und die Nachricht, daß 1823 bei Malchow eine Urne mit „Asche und Gebeinen, darauf eine Lanzenspitze“ gefunden seien, hierher zu ziehen (Anm. 9).

Die steinzeitlichen Grabstätten verteilen sich nun durchaus nicht gleichmäßig über das Land, sondern es treten einige Dichtigkeitscentren hervor, während andere Landstriche fast leer erscheinen. Wir sind sicherlich berechtigt, aus der größeren oder geringeren Häufigkeit der Gräber einen Schluß auf die Bevölkerung in der Steinzeit zu machen und kommen da zu interessanten Ergebnissen über die Besiedelung des Landes.

Fünf Landstriche zeichnen sich durch zahlreiche Hünengräber aus. 1. Das westliche Küstengebiet etwa bis zur Rägsdorfer Spitze, umfassend die Amtsgerichtsbezirke Grevesmühlen, Wismar, Neu-Bufow und die angrenzenden Striche von Rehna, Schwerin, Kröpelin. 2. Das Gebiet an der Recknitz und Trebel bis zum Kummerower See, umfassend die Amtsgerichtsbezirke Tessin, Gnoien, Dargun und die angrenzenden Teile

von Laage und Neu-Kalen. 3. Das Eldegebiet: ein Streifen, der vom Südende des Schweriner Sees auf Parchim und die Elbe entlang bis Waren geht, umfassend die Amtsgerichtsbezirke Crivitz, Parchim, Lübz, Plau, Malchow und die angrenzenden Teile von Köbel, Waren, Goldberg, Krakow. 4. Ein kleines Gebiet um Wittenburg. 5. Ein schmaler Strich links der Warnow von Kl.-Görnow bis Cambz; Amtsgerichtsbezirk Bützow, teilweise Sternberg und Schwaan.

Hünengräber fehlen im Südwesten und Nordosten des Landes, sowohl dem Haide- und unteren Eldegebiet (Amtsgerichtsbezirke Boizenburg, Hagenow, Lüthten, Dömitz, Ludwigslust, Grabow, Neustadt) als dem östlichen Küstenstrich (Amtsgerichtsbezirke Rostock und Ribnitz, auch in den Amtsgerichtsbezirken Kröpelin, Doberan und Schwaan treten sie nur vereinzelt auf). Diese Verteilung entspricht im allgemeinen den Höhenzügen des Landes; überwiegend schließen sich die Hünengräber an die Endmoränenlandschaften an; die Ebenen mit ihren unregelmäßigen Wasserläufen konnten die steinzeitliche Bevölkerung nicht anlocken (Anm. 10).

Wohnstätten.

Wir kommen zu den Wohnstätten der damaligen Bevölkerung. Zwei Arten sind uns bekannt: Grubenwohnungen und Pfahlbauhütten (Anm. 11).

Beide sind bei uns überwiegend im Gebiete der ersten Gruppe von Hünengräbern, an der westlichen Küste beobachtet; Grubenwohnungen besonders bei Roggow und Dreweskirchen. In der Tiefe von 90 Centimeter bis 1,50 Meter stieß man auf eine Lage von Feldsteinen, kreisrund, von 1,20 bis 1,50 Meter Durchmesser, darauf und daneben Abfälle des täglichen Lebens, besonders der Mahlzeiten, also Tierknochen, Gefäßscherben, vereinzelt verlorene oder verworfene steinerne Geräte; in einer Grube bei Roggow zeigte sich ein wohl aufgesetzter Heerd. Der Raum in diesen Gruben ist außerordentlich beschränkt; sie dienten im wesentlichen nur zum Schutze des Feuers, welches in jenen feuchten und niedrigen Strichen besonderer Pflege bedurfte.

Auf einer wesentlich höheren Stufe stehen die Pfahlbaudörfer. Es ist bekannt, wie die Sitte, auf einem Pfahlroste im Wasser zu siedeln bei primitiven Völkern noch heute eine weit verbreitete ist, und daß die Alpenseen eine sehr große Anzahl solcher Anlagen, nicht nur aus der Steinzeit, sondern auch aus späteren vorgeschichtlichen Perioden ergeben haben. Es war eine ganz besondere Entdeckerfreude von Fisch, als er im Jahre 1863 auch in Mecklenburg, in der Nähe von Gägelow (bei Wismar), eine steinzeitliche Ansiedelung in einem früheren Wasserbecken nachweisen konnte. Schon 1864 folgte die Entdeckung von Pfahlbauten in einem ausgedehnten Moorbecken bei der Muggenburger Ziegelei bei Wismar; auch später noch sind eine Reihe anderer Beobachtungen der Art gemacht, die aber nicht zu voller Klarheit geführt haben. Gerade die Untersuchungen von Pfahlbauten sind mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Nur wo in

altem Seeegrunde bearbeitete Pfähle, dazwischen oder daneben Speiseabfälle, besonders Knochen, und steinzeitliche Artefakte in hinreichender Menge gefunden werden, darf man auf einen Pfahlbau schließen; Pfähle allein oder Tierknochen oder Steingeräte allein thun es nicht. Neuerdings ist eine Fundstelle in einem Moor bei Bülow (bei Rehna), an der alles für einen Pfahlbau spricht, mit Anwendung aller Sorgfalt untersucht, das letzte Wort aber noch nicht gesprochen. Der typische Pfahlbau für Mecklenburg ist bisher der von Wismar geblieben. Und gerade an diesen hat sich ein eigenartiges Misgeschick geknüpft. Ein Mann, dem Visch ein weit gehendes Vertrauen schenkte, schritt zu Fälschungen, meist absurder Art (moderne Rämme, angefohltes Brot, Knochen der Wanderratte u. dgl.), die ihm zunächst glückten, und als sie bald aufgedeckt wurden, nun den ganzen Pfahlbau verdächtig erscheinen ließen. Trotzdem, auch nachdem Büsch (so ist der Name des Fälschers), unschädlich gemacht war, Funde desselben Charakters von den zuverlässigsten Beobachtern bis zur Erschöpfung des Moores bei Wismar immer weiter gemacht sind, will dieses Mißtrauen nicht weichen, und noch in der neusten Behandlung der nordischen Vorgeschichte, Sophus Müllers Nordischer Altertumskunde liest man (S. 202 der deutschen Ausgabe 1897) „Von den eigentümlichen Pfahlbauten . . . zur Steinzeit . . . ist in Nordeuropa überhaupt keine Spur entdeckt worden.“ Dem gegenüber sei auf den Fundbericht von Visch, der auf eigene Kenntnis sich stützt, und die im Großh. Museum aufbewahrten Reste hingewiesen, welche den steinzeitlichen Ursprung der Anlage außer Zweifel stellen. Jüngere Beimengungen finden sich selbstverständlich, wendische und mittelalterliche Stücke, aber in ganz vereinzelter Zahl, und können nicht dazu berechneten, den Pfahlbau einer jüngeren Periode zuzuschreiben, etwa der wendischen Zeit, in der auch Wohnungen im Wasser, aber ganz anderen Charakters erscheinen. Daß der Wismarsche Pfahlbau der einzige in seiner Art geblieben ist, während in und an den Alpen (Schweiz, Osterreich, Oberitalien) die Beobachtungen verwandter Anlagen sich häufen, ist seltsam, kann aber nicht benutzt werden, ihm das Dasein überhaupt abzuspochen; es können alljährlich solche Anlagen in Mooren zerstört werden, ohne daß sich jemand findet, der die verschiedenen zusammengehörigen Erscheinungen überhaupt beobachtet.

Das Seebecken, in dem der Wismarsche Pfahlbau lag, hatte eine Tiefe von etwa 3 Metern. Beobachtet sind die Reste von fünf Pfahlbauhäusern, und es ließ sich feststellen, daß drei rund und zwei viereckig gebildet waren; der Durchmesser der Hütten betrug 4 bis 5 Meter, die gegenseitige Entfernung 6 bis 8 Schritte. Von der einen Wohnung ließ sich ein Weg nach dem festen Lande verfolgen, indem hier sieben bis acht große Granitsteine in gerader Linie lagen. Es schien, als ob die Hütten nicht allein standen, sondern durch eine Plattform aus Bohlenlagen mit einander verbunden waren, der innere Raum war wohl mit Estrich ausgelegt. Die Pfähle, auf denen der Bau ruhte, fast ausschließlich Eichenbalken, standen ungefähr 60 Centimeter weit von einander. Da das Kopfsende angebrannt und verkohlt war, muß der ganze Bau durch Feuer zu Grunde gegangen sein.

Der Inhalt des Wismarschen Pfahlbaus gewährt einen klaren Einblick in die Lebensverhältnisse des Steinzeitmenschen. Die Stein- geräte zeigen alle aus der Steinzeit bekannten Formen und beweisen so, daß die Anlage an das Ende der Periode gehört; im Vergleich zu dem Inhalt der Hünengräber überwiegen, wie begreiflich, derbere Arbeits- geräte, an denen die Abnutzung oft deutlich hervortritt. Auch die Thon- gefäße sind begreiflicher Weise dickwandiger und derber als die aus den Hünen- gräbern, doch ist wenigstens ein sehr fein gearbeitetes Gefäß vorhanden von einer Form, die wir in Gräbern vom Schlusse der Steinzeit gelegent- lich treffen, und welche auch zur Zeitbestimmung herbeigezogen werden kann (Vgl. Abb. 9 und unten S. 26).

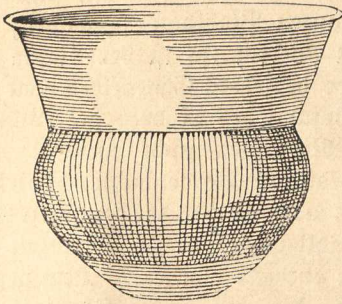


Abbildung 9.

Arte und Pflriemen aus Horn und Knochen, Bogen aus Holz vervoll- ständigen diesen „Urväter Hausrat.“ Zahlreich sind dann die Reste der Tierwelt, ganz überwiegend natürlich Küchenabfälle: da erscheinen unsere Haustiere; diese in der Mehrzahl, aber auch Jagdtiere, unter denen der Urstier (*Tur, bos primigenius*) hervorrage, schon durch sein mächtiges Gehörn, das wohl als Schmuck an den Hütten angebracht war (vgl. unten). Auch Quetschmühlen

und Reibsteine zeigen uns, daß die Pfahlbauer den Stand des Jäger- lebens hinter sich hatten und Getreidebau übten. Bei dieser Lebens- weise ist es selbstverständlich, daß die Pfahlbauer ein festhaftes Volk waren, keine Nomaden; doch ist ein Hinweis darauf bei den sonderbaren Vorstellungen, die man über ein vermeintliches Nomadentum der Ger- manen noch in viel späterer Zeit oft ausgesprochen findet, nicht müßig. Wir werden unten darauf zurückzukommen haben.

Eine weitere Spur von Besiedelung (außer Wohngruben und Pfahlbauten) hat der steinzeitliche Mensch in den sog. „Feuerstein- manufakturen“ hinterlassen. Es sind das Plätze, auf denen man massen- haft Feuersteinsplitter, kleine messerartige Geräte, die sog. „prismatischen Messer“ (vgl. Abb. 10), auch unfertige oder zerbrochene Arte, Lanzen u. s. w. findet. Wohngruben sind gelegentlich dabei beobachtet. Ge- wöhnlich finden sich solche Arbeitsplätze auf sandigen Kuppen an Seeufem und oft nahe bei einander. So liegen altbekannte Fundstellen der Art bei Waren (Klink, Eldenburg, Jabel), andere bei Schwerin (am Ostorfer See, auf dem Kaninchenwerder, am Rabensteinfelder Ufer und sonst). Zu warnen ist schon hier vor der verwirrenden Annahme, daß alle Fundplätze steinerner Geräte auch der Steinzeit angehören müssen. Für viele Zwecke ist der Stein noch in viel jüngeren Perioden ein wirksames Material gewesen, und die Übung in der Herstellung steinerner Geräte geht durch die ganze Vorgeschichte. Gerade die einfachsten Steingeräte haben die längste Lebensdauer; kleine Messer z. B. finden sich auf wendischen Burgplätzen und auch sonst vergesellschaftet mit Resten wendischer Kultur sehr oft. Es kann daher nicht befremden, wenn

gerade auf den Plätzen der „Feuersteinmanufakturen“ auch die sehr charakteristischen wendischen Scherben gefunden sind, (z. B. bei Zabel).

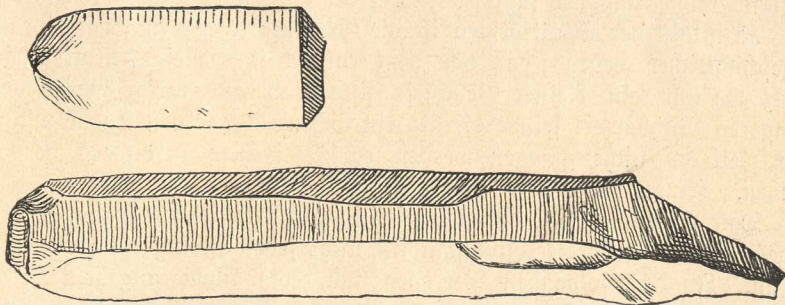


Abbildung 10.

Ob eine derartige Anlage also der Steinzeit oder einer späteren Periode angehört, ist ohne weitere Kennzeichen nicht zu entscheiden.

Depotsfunde.

Eine fernere Gruppe der steinzeitlichen Funde bilden die sog. Depotfunde. In Mooren, oft auch unter oder an großen Steinen findet man häufig Steinsachen, deren absichtliche Bergung zweifellos ist, gewöhnlich „Reile“ von schönster Arbeit oder Dolche und „halbmondförmige Messer“, wie sie in den Hünengräbern selten sind. Der sonderbarste Fund der Art wurde 1823 bei Wakendorf (bei Neu-Bufow) gemacht, wo in der Tiefe von 50 Centimeter im Torfmoor steckend ein Dolch, umgeben von vier Messern, gefunden wurde. Wir werden diesen „Depotsfunden“ in der Bronzezeit wieder begegnen. Ihre Deutung ist schwierig. In vielen Fällen mögen es kostbare Besitzstücke gewesen sein, die man an gesicherter Stelle versteckte, um sie gelegentlich wieder zu holen. In anderen, wie bei Wakendorf ist eine Deutung als „Botivgabe“, d. h. als Opfer für Götter, Verstorbene, vielleicht auch, worauf entsprechende Gebräuche in der Bronzezeit weisen, als „Selbstausstattung für das künftige Leben“ kaum abzuweisen. (Anm. 12.)

Die steinzeitlichen Geräte.

Wir verlassen damit die Besprechung der Fundstätten und wenden uns zu der Ausbeute, welche diese für unsere Kenntnis der steinzeitlichen Kulturverhältnisse ergeben haben.

Wenn wir zunächst die Werkzeuge betrachten, mit denen der Steinzeitmensch den Kampf ums Dasein aufnahm, so geschieht es, weil die Geräte den Hauptbestandteil der gesamten Hinterlassenschaft der Vorgeschichte bilden und der sicherste Führer der vorgeschichtlichen Archäologie sind. Kenntnis der Gerätformen ist die Grammatik der dunklen Sprache vorgeschichtlichen Lebens; daß von dem Kulturbestande eines Volkes seine Werkzeuge nur ein kleiner Bruchteil sind und aus der größeren oder geringeren Nutzbarkeit seiner Geräte ein Schluß auf seinen Kulturzustand ohne weiteres nicht gezogen werden darf, sei hier besonders hervorgehoben. (Anm. 13.)

Das Hauptmaterial der steinzeitlichen Geräte ist eben der Stein. Umgekehrt aber gehört selbstverständlich nicht jedes Steingerät der Steinzeit an. In den folgenden Perioden sind, wie schon angedeutet, die einmal gefundenen Typen weiter benutzt. Aus diesem Umstande erwachsen eigenartige Schwierigkeiten. Es handelt sich darum Kennzeichen zu finden, nach welchen man den Ursprung eines steinzeitlichen Gerätes, ob in der Steinzeit, ob später, bestimmen kann. Das ist bisher nicht möglich. Alle wichtigeren Gerättypen treten in steinzeitlichen Gesamtfunden auf und haben sich demnach in der Steinzeit entwickelt; später scheinen keine neuen dazu erfunden zu sein; ja, es ist anzunehmen, daß die Geschicklichkeit, die zu der Herstellung der Meisterwerke der Steinzeit gehört und nur das Resultat einer außerordentlichen Übung sein kann, sich später verloren hat. So weit ich sehe, sind die in bronzezeitlichen Gräbern gefundenen Äxte, Lanzen u. s. w. aus Stein durchgängig minder gut gearbeitete Stücke. Nur ein Gerät ist auch in der Bronzezeit überwiegend aus Stein gefertigt und erscheint mit einer gewissen Regelmäßigkeit, das sind die Pfeilspitzen. Die anderen Geräte kommen nur vereinzelt vor und legen oft den Gedanken nahe, daß sie gar nicht praktisch benutzt und als Gebrauchsgegenstände mit in das Grab gegeben sind, sondern als unverstandene Überbleibsel ausgestorbener Geschlechter abergläubischen Vorstellungen dienten, wie noch jetzt zu Wetterzauber u. ä. die Steinärzte vielfach Verwendung finden.

Nach dem gesagten stammt die große Mehrzahl der Steingeräte auch wirklich aus der Steinzeit, das Vorkommen eines einzelnen Gerätes berechtigt aber noch nicht, die betreffende Fundstelle als steinzeitlich zu bezeichnen.

Unter den Werkzeugen nimmt durch Häufigkeit und vielfache Verwendbarkeit den ersten Platz ein Gerät ein, das wir als „Keil“ zu bezeichnen gewöhnt sind, ein Name, der nur von der Form hergenommen ist und jedenfalls weniger missverständlich ist, als der sonst beliebte „Beil“. Es ist das Universalwerkzeug der Steinzeit, mit dem je nach Handhabung und Schäftung geschlagen, geschnitten, geritzt, geschabt, gestemmt oder geglättet werden kann. Dem entsprechend kommt es auch in recht verschiedenen Formen vor. Wir geben vier Hauptformen in nebenstehenden Abbildungen: Typus A, zeitlich der älteste, wird gekennzeichnet durch allseitigen scharfkantigen Abschluß (Abb. 11, Keil von Lachow), Typus B, der schlankste und eleganteste, zeigt schmale Seitenflächen; es ist die in den Hünengräbern häufigste Form (Abb. 12.)

Typus C, der „Arbeitskeil“, hat starke, ungleichmäßige Seitenflächen; das der Schneide entgegengesetzte Ende bildet eine rechteckige Fläche (sog. „Bahn“) und ist oft abgenutzt (Abb. 13). Typus D hat gerundete Schmal- und Breitseiten, das Bahnende schließt scharfkantig ab; ihm gehören die größten und sorgsamst gearbeiteten Stücke an (Abb. 14). Die Schneide ist oft



Abbildung 11.

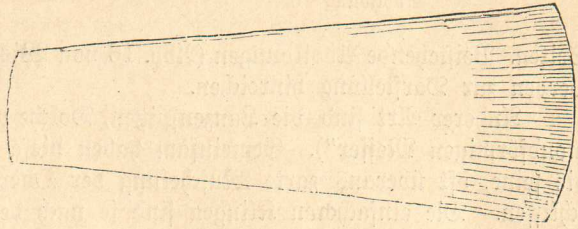


Abbildung 12.

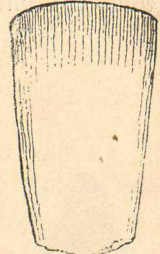
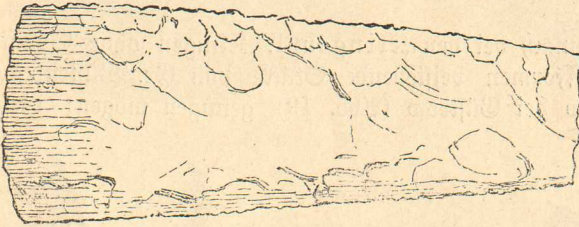


Abbildung 13.

Abbildung 14.

konkav gestaltet, so daß das Gerät besonders zum Schaben und Glätten verwendbar wird, die sog. „Hohlkeile“ (Vgl. Abb. 15, ein Stück von Dummerstorf). Die Größe ist sehr verschieden. Die Stücke der Schweriner



Abbildung 15.

Sammlung wechseln zwischen 33 Centimetern (Typus D, von Gutow) und 6 Centimetern (mehrere Stücke von Typus D, darunter eins aus dem Hünengrabe von Klink). Die Herstellungsart ist die, daß ein annähernd keilförmiger Feuersteinblock durch Abfeilen

und Absprengen die gewünschte Form erhielt, dann die Oberfläche muschelartig geschlagen und zuletzt geschliffen wurde. Ungeschliffene Exemplare sind nicht selten und offenbar nicht nur als unfertige anzusehen, sondern in diesem Zustand benutzt; ganz geschliffene sind selten, meist sind nur die Breitseiten am Schneideteile geschliffen.

Auch aus anderen Gesteinsarten kommen Keile vor, welche in den Formen sich den Feuersteineilen anschließen. Jene rundlichen Formen mit spitzem Bahnende, die in südlicheren Gegenden eine so große Rolle spielen, treten hier nur vereinzelt auf. Den Keilen verwandt sind die Meißel, vierseitig, mit geringen Breitenunterschieden zwischen den



Abbildung 16.



Abbildung 17.

Seiten. Beistehende Abbildungen (Abb. 16 von Wismar, 17 von Redentin) werden zur Darstellung hinreichen.

Anderer Art sind die Lanzenspitzen, Dolche und Sägen (oder „halbmondförmigen Messer“). Gemeinam haben diese die dünne Klinge und die feine, oft überaus zarte Muschelung der Oberfläche; nie sind sie geschliffen. Die einfacheren Klingen sind je nach der Schäftung als Wurf- oder Stoßwaffen zu brauchen, also als Lanzen oder Dolche zu bezeichnen, bei den künstlicheren ist der Handgriff deutlich und oft außerordentlich schön gebildet.

Wir scheiden demnach bei den Klingen 1. Klingen ohne Schaft, für deren verschiedene Formen beistehende Stücke von Gr.-Wüstenfelde (Abb. 18) und Suckow bei Güstrow (Abb. 19) genügen mögen; diese



Abbildung 18.



Abbildung 19.



Abbildung 20.



Abbildung 21.



Abbildung 22

Klingen kommen seltener in Hütnengräbern, häufiger in Moorfunken vor. 2. Klingen mit flachem Schaft (Griff), teils einfacher Schaftzunge (vgl. beistehendes Stück von Dummerdorf Abb. 20), teils auch sehr künstlichem Griff mit gekröselten Enden und breiter Grundfläche (vgl. beistehende

Stücke von Grevesmühlen Abb. 21 und Kuhlrade Abb. 22). 3. Klingen mit vierseitigem Schaft, dessen Enden gewöhnlich gekröselt sind, an Feinheit und Schwierigkeit der Bearbeitung den Höhepunkt der Steintechnik darstellend (vgl. beistehendes Stück von Wismar Abb. 23). Die Klingen



Abbildung 23.

mit Schaft fehlen in unseren Hünengräbern ganz, kommen aber in den Pfahlbauten und Depotfunden häufig vor. Der Grund liegt wohl darin, daß diese künstlichsten Geräte an das Ende der Periode zu setzen sind, in eine Zeit, in der die großen Steinkammern schon nicht mehr im Gebrauch waren.

Auch die Sägen oder „halbmondförmigen Messer“, von deren verschiedenen Formen die beistehenden ihrem Typus nach extremen Stücke von Dambeck (bei Köbel, Abb. 24) und Zippendorf (Abb. 25) ein



Abbildung 24.



Abbildung 25.

Bild geben, haben, wie sie an Arbeit den Klingen gleichstehen, dieselbe Verbreitung: häufig in Mooren, fehlend in Gräbern.

Von den Pfeilspitzen zeigt die eine beistehende von Ludwigslust (Abb. 26) einen älteren Typus, die andere, von Dambeck (bei Köbel, Abb. 27) den jüngeren, wie er besonders in bronzezeitlichen Gräbern häufig ist.



Abbildung 26.

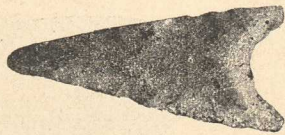


Abbildung 27.

Neben den Keilen sind artförmige Geräte das verbreitetste Werkzeug. Die Schäftung geschieht ganz überwiegend mittelst eines der Schneide parallelen Schaftloches; an dessen Stelle treten gelegentlich flache Gruben, die man für eine angefangene Bohrung halten würde, wenn sie nicht so häufig wären. Ferner findet sich ein Schaftstiel, eine kurze, dicke Handhabe, besonders bei starken Exemplaren, die man auch als Pflugscharen erklärt hat. Sehr selten ist die Schafttrille, eine umlaufende Kerbe zum Halten eines befestigenden Bandes. Das Material ist Diorit, seltener Gneis, Sandstein, Granit. Die Formen sind sehr mannigfaltig und schwer zu klassifizieren.

Wir scheiden: 1. Gerade, schlichte Formen; die einfachste zeigt den Stein wenig bearbeitet und in natürlicher Rundung (ziemlich selten vgl. beistehendes Stück von Passentin, Abb. 28), die entwickeltere hat

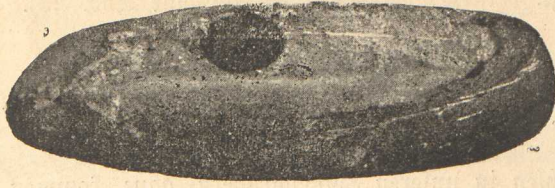


Abbildung 28.

scharfkantig zusammenstoßende, gerade Seiten. 2. Gerade, künstlichere Formen. Wir heben hervor die hier abgebildeten Typen, von denen das erste Stück (aus dem Pfahlbau von Wismar, Abb. 29), mit einem zur Leiste sich verengernden Bahnende eine eigentümlich mecklenburgische Form zu sein scheint, das schöne Stück von Kargow (Abb. 30) und eines von Kummerow (Abb. 31). Der letzte Typus ist interessant durch seine weite Verbreitung über fast ganz Europa und scheint mit seinem gerundeten Bahnende und scharfen Mittelgrate eine Nachahmung

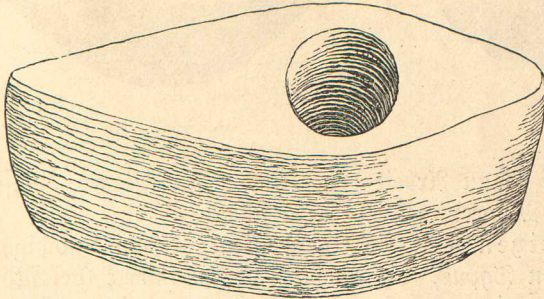


Abbildung 29.

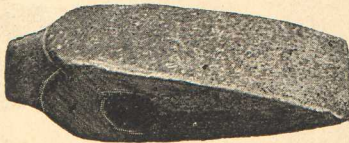


Abbildung 30.



Abbildung 31.

metallener Geräte (Kupfer) anzudeuten. 3. Geschweifte Formen, d. h. Stücke, an denen entweder der ganze Körper oder Bahn- oder Schneideseite gebogen sind. Auch hier liegt der Gedanke einer Nachahmung von Kupfer- oder Bronzearten nahe. Vgl. die beistehenden Stücke von Bierow (bei Wismar, Abb. 32), die doppelflügelige Art von Rüst (Abb. 33) und die „Amazonenaxt“ von Gr. Potremis (Abb. 34). Soweit die Axte mit Schaftloch; in Hünengräbern finden sie sich ziemlich gleich verteilt, in Pfahlbauten überwiegen die einfachen Formen.

Als Beispiel einer Art mit Schaftabsatz sei ein Stück vom

Blauer See, (Abb. 35). als solches einer Axt mit Schafrille eines von Alt-Steinhorst angeführt (Abb. 36). Alle diese Axten sind Einzelfunde.



Abbildung 32.



Abbildung 33.



Abbildung 35.



Abbildung 34.

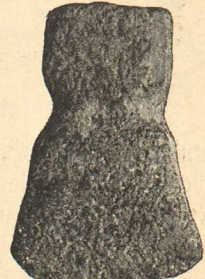


Abbildung 36.

Schleifsteine, welche bei der Herstellung besonders der Geräte aus Feuerstein dienten, sind mehrfach erhalten, nicht nur von Wohnplätzen, sondern auch aus Gräbern. Es sind Sandsteinplatten, deren häufigste Formen beistehend abgebildet sind (Abb. 37, 38).

Wichtig für die steinzeitliche Kultur sind dann die Quetschmühlen, ausgehöhlte Granitblöcke, die, in den verschiedensten Stadien der Abnutzung massenhaft gefunden sind und noch heute vielfach als Tröge unter Dachrinnen und sonst verwendet werden (Abb. 39). Selbst-

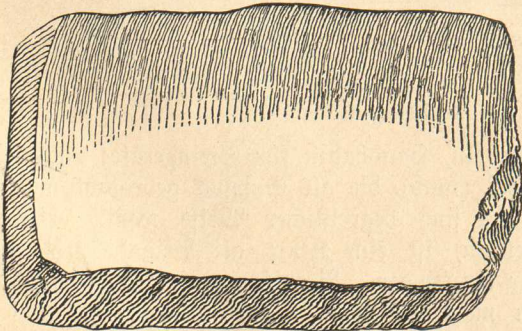


Abbildung 37.

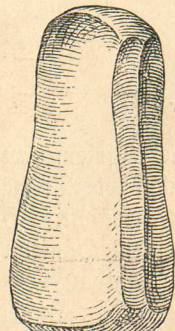


Abbildung 38.

verständlich sind nicht alle Stücke der Steinzeit zuzuschreiben; gerade in bronzezeitlichen Gräbern, allerdings nur zwischen den Steinhäufungen, hat man sie auffallend oft gefunden. Doch sind sie in Dänemark

wenigstens in einem Falle in einem Steingrabe beobachtet und bei uns in den Pfahlbauten von Gägelow und Wismar, so daß die Anwendung des Knet- und Quetschverfahrens für Körnerfrüchte, auf welches diese Mühlsteine schließen lassen, schon für die Steinzeit gesichert ist. Sehr wahrscheinlich gehören mit ihnen zusammen die Reibsteine (Abb. 40),

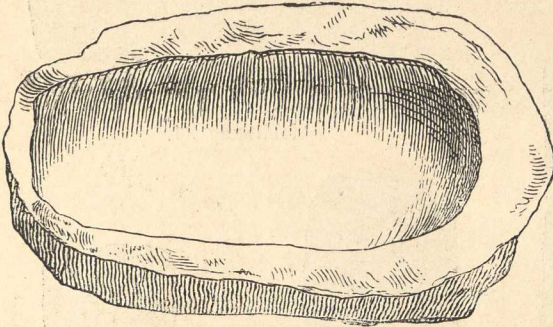


Abbildung 39.

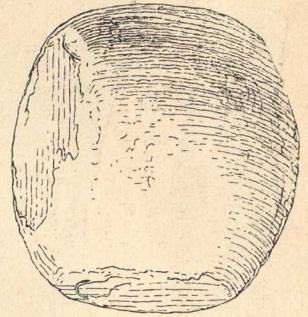


Abbildung 40.

runde, mit einer Hand zu fassende Granite oder Sandsteine, deren Seiten abgeflacht sind; sie dienten wohl zum Reiben und Quetschen der Körner. In Pfahlbauten und anderen Wohnstellen, auch vereinzelt, werden sie in Massen gefunden.

Diesen steinernen Geräten gegenüber bilden die aus anderem Material die verschwindende Minderzahl. Aus Horn oder Knochen werden Äxte und Hacken gebildet, besonders Äxte aus Hirschhorn (s. Abb. 5 und beistehende Hacke aus Pferdeknochen von Wismar Abb. 41),

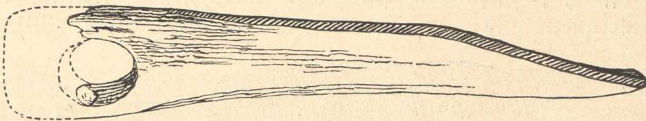


Abbildung 41.

ferner Pfriemen, Knochennadeln, Handhaben für Steingeräte; auch seien durchbohrte Tierzähne (Wolf, Hund), die als Schmuck gebraucht wurden, hier erwähnt. Holzgeräte sind begreiflicher Weise wenig erhalten; in einem Hünengrabe (Remlin) ist eine Keule als Beigabe beobachtet, im Pfahlbau von Wismar ein Bogen. Bernstein ist, als Schmuck gebraucht, in Hünengräbern mehrmals als Beigabe beobachtet, auch im Pfahlbau von Wismar angetroffen. Die Form ist selten deutlich erkennbar, scheint aber schon künstlichere Gestalten anzunehmen. —

Von großer Bedeutung sind in der Steinzeit wie in allen vorgeschichtlichen Perioden die Töpfereiprodukte. Das schmiegsame und leicht zu formende Material des Thones gestattet eine unendliche Mannigfaltigkeit und ladet den Bildner zu abwechselnden Formen und der verschiedenartigsten Dekoration geradezu ein. So haben sich eine Anzahl örtlich und zeitlich bestimmt zu scheidende keramische Gruppen entwickelt, die ein unschätzbarer Führer des Archäologen sind und in ihrer Verwandtschaft mit anderen, manchmal mit weit entfernten oft allein Aufschluß über uralte Völkerverbindungen geben. So besonders in der Steinzeit. Gefäße von unschwer zu erkennender Form (z. B.

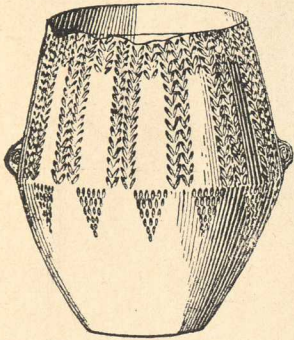


Abbildung 42.

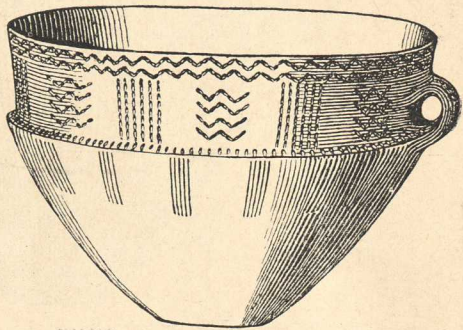


Abbildung 43.

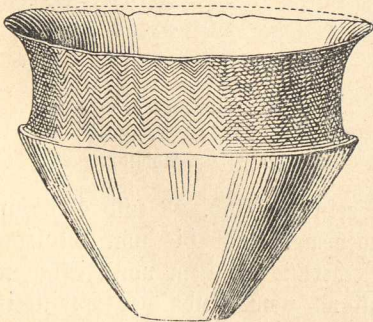


Abbildung 44.

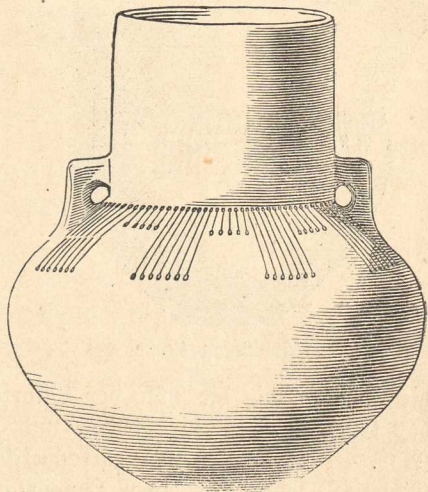


Abbildung 45.

der „geschweifte Becher“ Abb. 48) finden sich über einen großen Teil Europas unter Fundverhältnissen, welche eine Übertragung der Form von einem steinzeitlichen Volke auf andere zweifellos machen. Ein genaueres Eingehen auf diese Verhältnisse ist hier nicht am Platze, zumal leider gerade das keramische Material in Mecklenburg sehr gering oder vielmehr nicht genügende Sorge für dessen Bergung getragen ist. Ein Blick auf die

abgebildeten Krüge, Schalen, Töpfe und Becher*) zeigt, wie geschmackvolle, ja künstliche Formen gewonnen wurden, und wie das Ornament reich und mit richtigem Stilgefühl gestaltet wurde. Die älteste Stufe stellen wohl Gefäße wie das von Blengow dar (Abb. 42), eine jüngere

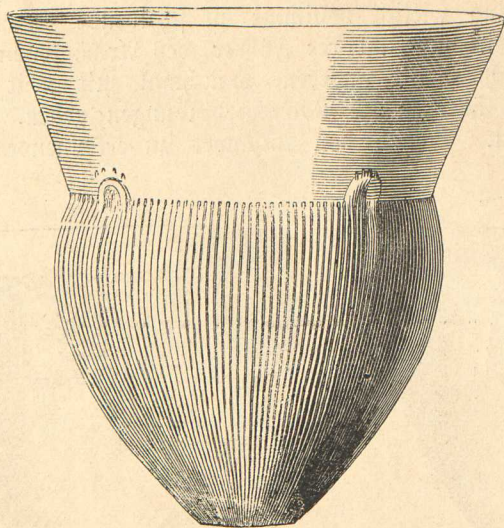


Abbildung 46.

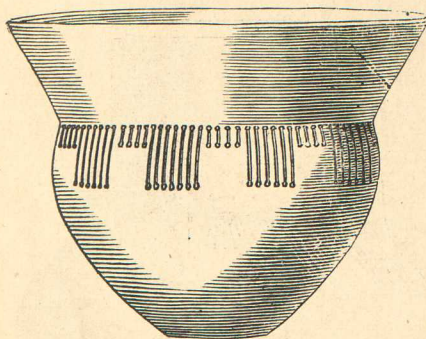


Abbildung 47.

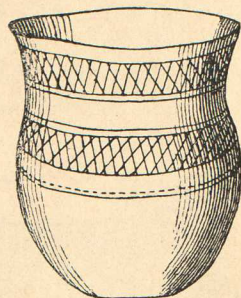


Abbildung 48.

die Schalen wie die von der Ostorfer Seeinsel (Abb. 43 und 44), an das Ende gehören die Becher und Krugformen, wie die von Molzow (Abb. 45 bis 47), in den „geschweiften Bechern“, wie dem von Zickhusen, (Abb. 48) sehen wir einen Importgegenstand vom Ende der Steinzeit.

Höchst eigenartig ist die Verzierungsweise der steinzeitlichen Gefäße. In den älteren Perioden wird das Gefäß besonders an dem oberen Teile mit einer kraftvollen und eindringlichen Verzierung aus eingedrückten Stichen („Tiefstich“) versehen, die zu Band- und Hängeornamenten vereinigt werden (vgl. die Ornamentmotive Abb. 49 bis 51),

*) Wir beschränken hier wie sonst den oft gehörten Ausdruck „Urne“ auf Grabgefäße, die zum Bergen der Leichenbrandreste dienen.

in jüngeren sind es einfachere feichte Striche (vgl. die Becher von Wolzow und Zickhusen); ganz vereinzelt und als Fremdling kommt auch das „Schnurornament“ vor.

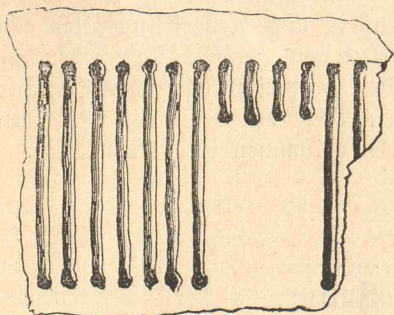


Abbildung 49.

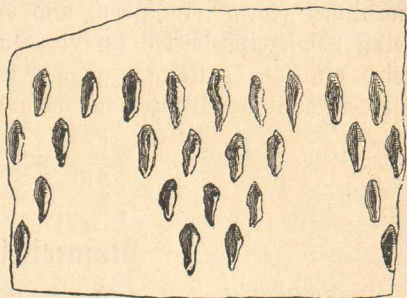


Abbildung 50.

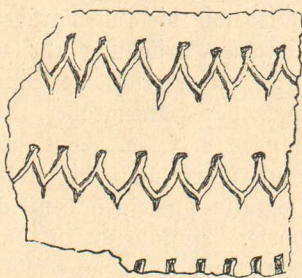


Abbildung 51.

Im allgemeinen zeigt die mecklenburgische Keramik eine nahe Verwandtschaft mit der dänischen, hat aber auch Beziehungen zu der mitteldeutschen und nimmt so eine vermittelnde Stellung zwischen der nordischen und mitteldeutschen Steinzeit ein. (Anm. 14).

Diese Auffassung ist nur möglich unter der Voraussetzung, daß schon in der Steinzeit ein Verkehr unter den Völkern bestanden hat, der zum Austausch der Erzeugnisse führte. Und in der That sind ausgedehnte Handelsbeziehungen schon in dieser entlegenen Periode unverkennbar. Am nächsten stehen unsere Steinzeitmenschen, wie schon oft hervorgehoben, ihren Nachbarn in Schleswig-Holstein und Dänemark. Die gesamte Kulturentwicklung in der Steinzeit ist, soweit wir sie bisher mit Hilfe der Grabformen und Gerättypen verfolgen können, eine so völlig parallele, wie es nur bei einer fortdauernden engen Beziehung möglich ist. Anders nach Süden hin. Die Hüengräber, eine Charakterform der nordischen Steinzeit, verschwinden allmählich (das südlichste liegt bei Helmstedt im Braunschweigischen); andere Begräbnisgebräuche und andere Typen herrschen vor auf einem weiten Landstriche, den man als „Thüringisches (im weiteren Sinne des Namens) Steinzeitgebiet“ bezeichnet hat, und

der seinerseits in engem Verhältnis zu der böhmischen und süddeutschen Steinzeit steht. Ein Synchronismus zwischen den dortigen und hiesigen Erscheinungen ist noch nicht durchgeführt. Aber Beziehungen zwischen ihnen bestehen, mindestens ein indirekter Handelsverkehr. Das wird bewiesen durch das Vorkommen von Bernstein und Feuersteingeräten echt nordischer Form im Süden, und umgekehrt von gewissen Artformen und selbst Töpfereiprodukten im Norden. Die Hauptrichtung dieses Handels wird die Elbe entlang gegangen sein, ein Weg, auf dem, wie wir sehen werden, auch die Bronze nach dem Norden gekommen ist. (Anm. 15).

Steinzeitliche Kultur.

Suchen wir uns nach dem Gesagten ein Bild zu machen von dem steinzeitlichen Menschen und seiner Kultur, so ist zunächst schon oben darauf hingewiesen, daß nur ein seßhaftes Volk solche Wohnungen wie die Pfahlbauten und solche Denkmäler wie die Hünengräber zu schaffen im Stande war, Anlagen, deren mühsame Herstellung nur unter der Voraussetzung eines längeren Aufenthaltes an einer Stelle Sinn hat (Anm. 16). Auch das gruppenweise Auftreten der Hünengräber, die größere Anzahl der Wohngruben neben einander u. s. w. weist auf eine Besiedelung zu dauerndem Besitz. Darauf führt auch die Lebensweise selbst. Der Pfahlbau von Wismar gestattet uns einen deutlichen Einblick in die Art, wie das Volk sich ernährte. Auffallend ist da das Zurücktreten der wilden Tiere gegenüber den zahmen. Ganz fehlt der Bär; spärlich vertreten sind andere gefährliche Jagdtiere, wie das Wildrind (das Wisent fehlt, vom Urstier sind Knochen vorhanden) und Wildschwein; auch der Elch, der Hirsch, das Reh, der Fuchs, der Biber sind nicht so häufig, wie man erwarten sollte. Dagegen nehmen die Haustiere einen breiten Platz ein; der Steinzeitmensch ist also nicht mehr ausschließlich Jäger, sondern Viehzüchter. Der dankbaren Untersuchung nachzugehen, ob der Steinzeitmensch die betreffenden Tiere selbst gezüchtet hat, oder von woher er sie übernommen hat, ist hier unmöglich (Anm. 17). Das Kind erscheint als ein gezähmter Schlag des Urstiers (*bos primigenius*), der ja hier heimisch war, es scheinen sogar schon Kreuzungen mit anderen Schlägen vorzukommen, das Schaf, noch gehörnt, mehrmals mit vier Hörnern, klein und zierlich, scheint der ältesten Rasse des gezüchteten Schafes anzugehören; es finden sich ferner die Ziege, das Schwein in zwei Schlägen, dem Hauschwein und dem Torfschwein; sogar das Pferd, dessen Lebensbedingungen mit der Lebensführung der Pfahlbauer so wenig verträglich erscheint, in ziemlicher Anzahl; und zuletzt der treue Begleiter des Menschen schon in der älteren Steinzeit der Hund, ebenfalls in zwei Rassen, beide von Mittelgröße.

Neben der Viehzucht wurde auch Ackerbau getrieben. Wir haben zwar keine Früchte erhalten, aber in Dänemark ist neben der Hirse, der ältesten Getreideart, die noch keinen eigentlichen Ackerbau voraussetzt, auch schon sechszeilige Gerste und selbst Weizen in steinzeitlichen Funden nach-

gewiesen, und die Quetschmühlen sprechen deutlich genug. Selbstverständlich müssen wir uns die Bodenbereitung als eine sehr primitive vorstellen; einige längliche Granitsteine mit scharfer Spitze darf man vielleicht als Geräte zur Auflockerung des Bodens ansprechen.

Ob zu den Kulturpflanzen auch der Flachs gehört hat, bleibt noch zweifelhaft. Zur Kleidung dienten außer Tierfellen schon gewebte Wollenzeuge; Spuren der Wollbereitung durch Weben sind erhalten, so ein zierliches Weber Schiffchen von der Ostorfer Seeinsel.

Anderer gewerblicher Tätigkeiten, so der Töpferei und der Herstellung der Steingeräte ist oben schon gedacht. Hinzugefügt sei nur, daß die Töpferei ohne Töpferscheibe ausgeübt wurde. Wie weit die Arbeitsteilung schon in der Steinzeit ging, läßt sich natürlich nicht nachweisen. Im wesentlichen wird jede Familie ihren Bedarf an Geräten sich selbst gefertigt haben. Zu der Herstellung der feineren Feuersteingeräte gehört aber eine Geschicklichkeit und Übung, die wir schwerlich als Gemeingut der gesamten Bevölkerung ansehen dürfen. Hier liegen wohl die Anfänge eines über die Hausindustrie hinausgehenden Gewerbebetriebes und damit einer sozialen Gliederung.

Ohne eine gewisse Organisation ist das Steinzeitvolk überhaupt nicht zu denken. Schon zur Anlage eines Pfahlbaudorfes gehört das Zusammenwirken einer größeren Anzahl von Menschen. Und noch mehr geben die Hüengräber, deren Anlage eine höchst bedeutende Arbeitsleistung darstellt, Zeugnis von einem einheitlichen, für eine Menge von Arbeitskräften maßgebenden Willen. Es würde zu weit gehen, daraus auf das Bestehen einer fürstlichen Macht zu schließen und in den Hüengräbern die Familienbegräbnisse fürstlicher Familien sehen zu wollen. Eine derartige Auffassung halten wir erst bei den bronzezeitlichen Regengräbern für berechtigt. Andererseits ist kaum denkbar, daß eine neolithische Dorf- oder Markgenossenschaft zu allgemeinem Gebrauche solche Denkmale errichtete; eine bevorrechtigte Bestattungsart wird die Beisetzung in den Hüengräbern immerhin sein. Für wen? und aus welchen Gründen? das bleibe dahingestellt.

Lassen uns so die Hüengräber eine Art von Standesgliederung und staatlichem Verbands ahnen, so führen sie auch zugleich auf gewisse sittliche und religiöse Anschauungen hin. Sie beweisen das Bestreben, die Verstorbenen zu ehren und ihr Andenken unter kommenden Geschlechtern fortzupflanzen, aber auch, daß man den Verstorbenen selbst nicht als völlig wesenlos dachte, sondern ihm eine Art Weiterleben nach Analogie seines irdischen Daseins zuschrieb. So bekam er in der Steinkammer eine Wohnung, die der Form nach der irdischen entsprechen mochte, aber durch ihr Material ihm eine ewige Ruhe zu sichern schien, er wurde in ihr niedergesetzt und einige Geräte, auch Speise in Thongefäßen ihm beigegeben. Im ganzen sind die Beigaben spärlich; man gab von dem vorhandenen Vorrat nicht mehr her, als genügte, um symbolisch das Bestreben auszudrücken, den Verstorbenen für ein nachirdisches Leben auszustatten. Eben damit ist aber der Glaube an ein Weiterleben bewiesen. Ob bei solchen Gebräuchen pietätvolles Gedenken, ob Furcht vor der unheimlichen Macht der hingegangenen Seele das überwiegende

Motiv des Totenkultus ist, bildet eine in der Gegenwart von Ethnologen viel umstrittene Frage, auf die wir nicht einzugehen brauchen.

Daß ein Toten- oder Seelenkultus stattfand, darauf scheinen die Brandstellen zu weisen, die man in dem Erdhügel der Gräber oft findet, und die wohl als „Ceremonialfeuer“ und Totenopfer zu deuten sind. Mit rituellen Gebräuchen kann man auch die kleinen, schalenförmigen Vertiefungen in Verbindung bringen, die sich auf den Decksteinen der Hütengräber häufig finden.

Ob und wie weit die religiösen Vorstellungen des Steinzeitvolkes über die Totenverehrung hinausgegangen sind, entzieht sich einer nüchternen Betrachtung. In den Zeiten der herrschenden Romantik zog man ganz naiv den weiten Apparat der relativ sehr jungen nordischen Mythologie zur Erklärung der rätselhaft scheinenden steinzeitlichen Welt heran und sah in Äxten und Beilen Symbole des „Donnerkeils“, des „Thorshammers“ und dergleichen. Heute hofft man eher in der Feststellung der psychologischen und religiösen Anschauung primitiver Völker elementare Gedanken zu finden, die man auch zur Erklärung der vorgeschichtlichen Dinge verwenden darf. Wir verzichten vor der Hand darauf, in das Seelenleben des urzeitlichen Menschen einzudringen und begnügen uns sein materielles Leben in großen Umriffen umschreiben zu können.

II. Die Bronzezeit.

Wir sahen, wie in der Steinzeit ein Handelsverkehr sich gebildet hat, der das Gebiet der nordischen Steinzeit mit südlicher wohnenden Völkern verband und wie der Elbweg diese uralte Handelsstraße bildete. Auf diesem Wege ist unserem Lande auch die erste Kenntnis der Metalle gekommen. Die Küstenstriche der nordischen Meere boten einen Schatz, der in weit entlegenen Ländern auf das höchste geschätzt wurde, den Bernstein. Als die Kulturvölker am Mittelmeere die Verbindung mit der Bernsteinküste erlangt hatten, war das Band geschlungen, welches den geschichtslosen nordischen Steinzeitmenschen seinem Sonderdasein entriß und in den Einfluß der Mittelmeerkultur hineinzog. Von Stamm zu Stamm wanderte das kostbare Harz landeinwärts weiter, und es entstanden Handelsstraßen, die uns zum Teil noch heute erkennbar sind. Von besonderer Bedeutung scheint uns eine zu sein, welche über die Alpen an das Ufer der Adria führte, von wo der Bernstein nicht nur von den Völkern des nördlichen Italiens und der Balkanhalbinsel aufgenommen, sondern auch zu Schiffe nach den Centralen des alten Orienthandels befördert wurde. Es waren sicherlich in erster Linie die Phönicier, welche den weiteren Vertrieb des Bernsteins besorgten, den sie in ihren Faktoreien am adriatischen Meere entgegengenommen hatten. Anschaulich schildert Homer, wie listige phöniciische Kaufleute im Hause der Eltern des Cumaios mit einer Kette aus Gold und Bernsteinscheiben die Begehrlichkeit zu erwecken verstehen (Odyssee 15. 459 flgd.) Den südlichen Völkern blieb bei der Art des Handelsbetriebes die Heimat des seltsamen Steines dunkel, und so entstanden die Fabeln von einem bernsteinführenden Flusse, den die Griechen Eridanus nannten, ein Name, in dem möglicher Weise das semitische Appellativ für Fluß *jardan* steckt und der dann auch durch seinen Namen die Rolle, welche die Phönicier in diesen Verhältnissen gespielt haben, zu erkennen giebt. Als der alte Bernsteinhandel längst vorbei und halb vergessen war, hat man den Eridanus umsonst gesucht, Po, Rhone, Rhein dafür erklärt; aus unserer Darstellung ergibt sich, daß der echte alte Eridanus unsere Elbe ist. Die friesischen Inseln und die Westküste der cimbrischen Halbinsel waren die Haupt-Fundstätten dieses Bernsteins; kleinere Mengen mögen auch an der mecklenburgischen Küste gesammelt sein; ob und in wie weit auch aus Preußen, wo ebenfalls schon in der Steinzeit der Bernstein bekannt und bearbeitet ist, eine Ausfuhr stattgefunden hat, bleibe hier dahin gestellt. Der Umstand, daß mitteldeutsche Steinzeit-

fachen und Bronzen ältester Form (vgl. S. 33) ihren Weg weit nach Osten gefunden haben, spricht dafür; jedenfalls aber hat ein solcher Handel, auch wenn er bestand, dort nicht zu der Entwicklung einer reicheren Bronzezeit geführt; erst sehr viel später, in der römischen Kaiserzeit, ist Preußen das eigentliche Bernsteinland geworden. (Anmerkung 18.)

Es ist lange als ein unlösbares Rätsel erschienen, daß auf einem von den Kulturcentren so fernen Gebiete, wie das nordische Gebiet es ist, sich eine ganz eigenartige Kulturperiode, die nordische Bronzezeit, entwickeln konnte. In dem Bernsteinhandel liegt des Rätsels Lösung. Die nordische Steinzeit stellt einen verhältnismäßig hohen Kulturzustand dar; ein Volk in gesicherten Lebensverhältnissen und gesellschaftlich organisiert ist in der Lage, ein einheimisches Produkt als Gegenwert für die eingeführten Metalle zu bieten und sich so auf weite Entfernungen das Rohmaterial zu der neuen Kunstthätigkeit zu verschaffen. Hohe Achtung gebietet die Geschicklichkeit und Selbständigkeit, mit der das Volk die neuen Kulturelemente aufnahm und verarbeitete. Diese Auffassung ist selbstverständlich unvereinbar mit der alten Annahme, daß ein neu einwanderender Stamm die Bronze nach dem Norden gebracht hätte. Der Träger der Bronzezeit ist derselbe wie der der Steinzeit, germanische Stämme, die in dieser Periode ihre alten Sitze im Norden behauptet und weiter nach Süden vorgeschoben haben.

Die ältesten Metallgegenstände, die aus unserem Gebiete bekannt geworden sind, sind einige feilartige Geräte aus Kupfer. Eines (von Kirch-Jesar) zeigt ganz die Form der Feuersteifeile, Typus B; dieses ist ein Einzelfund, andere schon künstlicher gebildete sind mit Bronzegegenständen vergesellschaftet, so das bei Stehend (Abb. 52) abgebildete aus einem Funde von Prieschendorf. Eine Periode, in der im Norden Kupfer

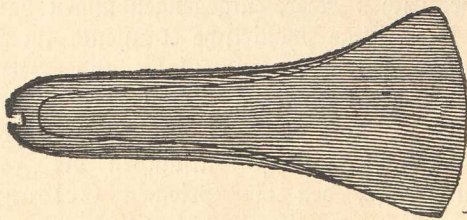


Abbildung 52.

in dem Sinne das vorherrschende Material gewesen ist wie der Stein in der Steinzeit und die Bronze in der Bronzezeit, hat es schwerlich jemals gegeben. Wir können weder eigenartig geformte Kupfergeräte noch Grab- oder andere Fundstätten, die ausschließlich Kupfer enthielten, nachweisen und halten uns daher nicht für berechtigt, eine „Kupferzeit“ zwischen Stein- und Bronzezeit einzuschleiben. Kupfer, in Form fertiger Geräte und vielleicht auch als Rohmaterial, ist am Schluß der Steinzeit auch nach dem Norden gekommen, dort verwendet und verarbeitet, eine neue „Kultur“ hat sich aber erst an den eingeführten Bronzen entwickelt.

Über die Herkunft des Kupfers haben überraschende Entdeckungen der letzten Jahrzehnte Aufschlüsse gegeben: nicht nur auf der Kupferinsel Cypern, sondern auch in den österreichischen Alpen und in Spanien ist eine uralte Kupferindustrie nachgewiesen, ja, zum Teil sind die Stellen, an denen das Metall bergmännisch gewonnen wurde, aufgedeckt. Und weiter: es überwiegen an den räumlich so verschiedenen Orten dieselben Arte, dreieckigen Klingen u. s. w., Formen, die durchaus nicht so einfach sind, daß man eine spontane Entstehung voraussetzen dürfte, die vielmehr, zumal auch zwischen den keramischen Erzeugnissen eine Verwandtschaft in Form und Ausschmückung erkennbar ist, auf eine Völkerverbindung hinweisen. Wie und wodurch diese hergestellt ist, gehört nicht in den Rahmen unserer Betrachtung. Eine hervorragende Rolle glauben wir aber auch hier den Phöniziern oder sonst einem orientalischen Handelsvolke zuschreiben zu sollen, welches den betreffenden Völkern ihre Metallschätze abnahm, und von dem sie die Kenntnis gewisser Formen erhielten und bald auch die Vorzüge, welche die Mischung des Kupfers mit Zinn bot, kennen lernten. Daß unsere Kupferfachen aus den Alpenländern stammen, ist nach dem oben angegebenen Wege des Bernsteinhandels wahrscheinlich; verfolgen können wir die Straße allerdings nur bis Böhmen, welches Land gerade an Funden vom Übergang der Steinzeit zu der ältesten Metallzeit reich ist und eine sehr große Rolle in diesem Verkehr gespielt hat. Von Böhmen muß der Weg einerseits durch Ungarn in die Balkanländer, anderseits durch die Alpen an die Adria geführt haben. Die ältesten Bronzen, die den Norden erreicht haben, scheinen mehr auf den Überlandweg in der Richtung nach Griechenland zu weisen. (Anmerkung 19.)

Erste Periode.

Beginn der Bronzezeit.

Unsere ältesten Bronzen bilden einen geschlossenen Kreis von höchst charakteristischen Formen. Die Legierung ist die bekannte von ungefähr 90% Kupfer und 10% Zinn, welche in großer Gleichmäßigkeit die ganze Bronzezeit hindurch üblich gewesen ist und deren Heimat man im inneren Asien zu suchen pflegt. Wir haben aus dieser ältesten Bronzezeit nur einige Depotfunde, keine Gräber. Es werden diese Funde mit den jüngeren steinzeitlichen Gräbern, deren Ausstattung ja unbedeutend ist, gleichzeitig sein und also eine Übergangsperiode darstellen. Diese älteste Fundgruppe beschränkt sich nun durchaus nicht auf das nordische Steinzeitgebiet, sondern greift weit über dasselbe hinaus, nicht nur nach Süden, wie natürlich, sondern auch nach Osten; in Westpreußen und Posen sind mehrere derartige Funde, immer dieselben Gegenstände, gemacht. Vielleicht liegen in ihnen die ältesten Zeugen einer einheimischen Bronzeindustrie; die Mehrzahl der Sachen ist sicher ein-

geführt. Von den mecklenburgischen Funden ist der wichtigste der von Stubbenhendorf (bei Gnoien), daneben stehen die von Neu-Bauhof (bei Stavenhagen) und Prieschendorf (bei Grevesmühlen). Zu den einfachsten Formen gehört das oben (Abb. 52) abgebildete Flachbeil, der sog. "Schaftceist" von einer Form, die in einem großen Teile von Europa allgemein verbreitet ist und oft in solchen Massen auftritt, daß man wohl ein Zahlungsmittel darin sehen kann oder doch annehmen muß, daß die neue Metallmischung in dieser Form, in der auch aus Kupfer Geräte hergestellt sind, zum Verkauf kam. Dasselbe gilt von einer einfachen derben Art von Handringen ohne Verzierung (Abb. 53) und ähnlichen Halsringen mit Enden, die zu einer Dose umgehämmert sind. Eine andere Form Handringe sind breite, manschettenartige Bänder mit

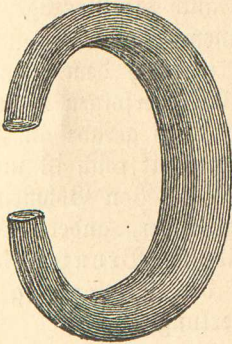


Abbildung 53.

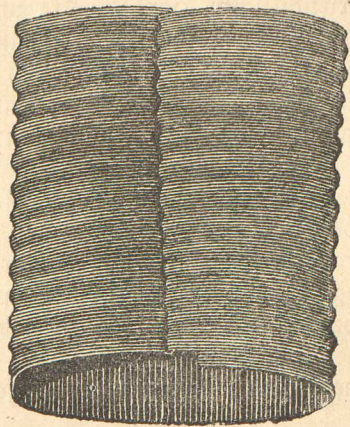


Abbildung 54.

Rippen (Abb. 54). Die obenstehend abgebildeten Handringe stammen aus den Funden von Neu-Bauhof und Stubbenhendorf. Zu diesen einfachen Formen gesellen sich aber Dolche von sehr eigenartiger Ausführung, ein dreieckiges Blatt mit kurzem Griff. Die Heimat dieser Dolche liegt im Süden; besonders in Italien ist eine größere Anzahl gefunden, aber die deutschen Stücke geben sich als Vereinfachungen dieser oft sehr künstlichen Geräte, indem die feine Verzierung wegfällt und Griff und Blatt in einem Stücke gegossen werden. In diesem Verhältnis den Beginn einer nordischen Bronzeindustrie zu sehen geht zu weit; gerade das Gebiet der nordischen Stein- und Bronzezeit ist verhältnismäßig arm an solchen Dolchen; die Nachahmung kann sehr wohl in einer Centralstelle nördlich der Alpen geschehen sein, von wo aus diese Dolche mit Ringen, Äxten u. s. w. verhandelt sind. Der interessanteste Fund der Art auf unserem Boden stammt von Malchin, wo 1822 drei (in dem Bericht werden nur zwei erwähnt) Dolche gefunden sind, von denen der eine einen besonders gearbeiteten Griff hat, während die andern in einem Stück gegossen sind. Beistehende Abbildungen geben zwei der Malchiner Dolche, Abb. 55 die südliche Grundform, Abb. 56 die nördliche Nachahmung. Diese Dolche haben Veranlassung zu einem sonderbaren Gebilde gegeben,

das man als „Commandoart“, „Schwertstab“, oder ähnlich bezeichnet. Der Dolch wird am Blattende vermöge einer senkrechten Schaftfülle in einen Stab aus Bronze oder Holz eingelassen; zum praktischen Gebrauch

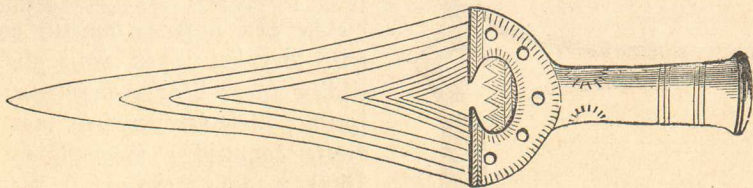


Abbildung 55.

zu schwach hat dieser „Schwertstab“ sichtlich eine symbolische Bedeutung, als Herrscherzeichen, vielleicht Götterbild. Das Stück Abb. 57 entstammt

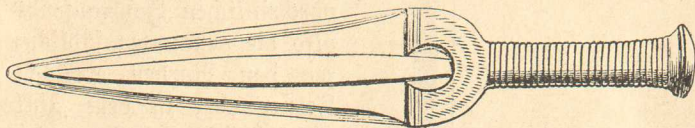


Abbildung 56.

dem Funde von Stubbandorf. Auch diese Schwertstäbe sind keine besondere nordische Form.

So weit das hier zu Lande vorhandene Material aus dieser ältesten Bronzezeit, die man in Fachkreisen wohl als Periode Pile-Leubingen (nach zwei bekannten Fundorten in Schonen und der Provinz Sachsen) bezeichnet hat. Die für die Zeitbestimmung dieser Periode wichtigen schleifenförmigen Spiralaringe und „Säbelnadeln“ sind in Mecklenburg-Schwerin nicht gefunden.

In welche Zeit haben wir nun jene Funde zu versetzen? Da sie sämtlich Ausstrahlungen südlicher Kulturen sind, kann nur die Geschichte der orientalischen Völker Anhaltspunkte liefern, welche zu einer zeitlichen Festlegung verwendbar sind. Da nun die Chronologie der orientalischen Geschichte noch keineswegs gesichert ist, ferner die Verteilung von Industrieerzeugnissen auf geschichtliche Perioden naturgemäß nur innerhalb weiter Grenzen möglich ist, auch das Vordringen der Gegenstände in so entlegene Landstriche, wie unseren Norden, seine Zeit fordert, sind große Schwankungen unvermeidlich. Im allgemeinen, glaube ich, dürfen wir für den Handelsweg nicht allzu große Zeiträume in Anspruch nehmen. Gerade in der ältesten Bronzezeit erscheinen die Funde in einer merkwürdigen Gleichheit des Inventars in der Provinz Sachsen, Mecklenburg, Schweden und West-Preußen, also in ganz verschiedenen, auch archäologisch wenig zusammenhängenden Ländern, eine Erscheinung, für die nur ein geregelter, prompter Verkehr die Erklärung geben kann. Darin sind alle Forscher einig, daß die nordische Bronzezeit oder, sagen wir vorsichtiger, die Einführung südlicher Bronzen im Norden schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend begonnen haben muß; für die nähere Datierung bestehen Meinungsverschiedenheiten, die sich auf Jahrhunderte er-

strecken. Es ist nicht unsere Absicht, zu denselben Stellung zu nehmen, aber ein Synchronismus sei hier hervorgehoben: in den Schacht-

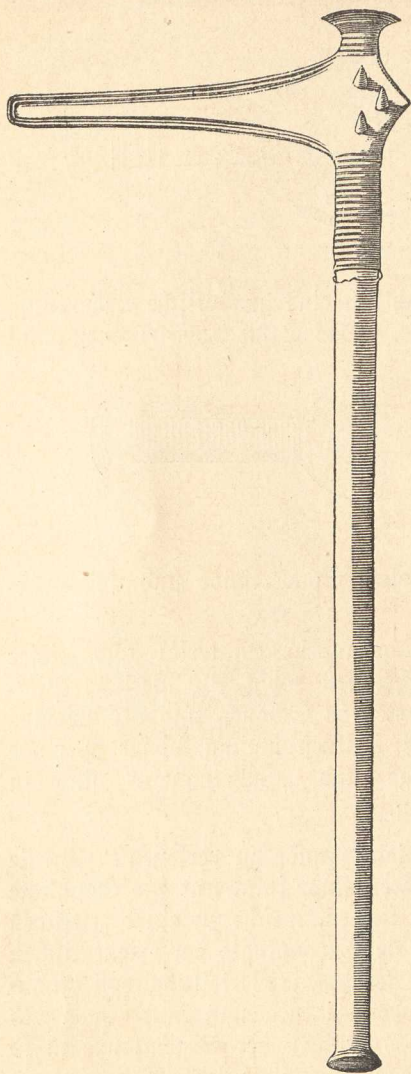


Abbildung 57.

gräbern von Mykenä sind einerseits dreiseitige Klingen gefunden, welche den unseren ähneln, anderseits Bernstein, den man als baltischen (oder Nordseebernstein) anspricht; diese Gräber setzt man mit Hilfe ägyptischer Gegenstände um 1500 v. Chr. Geburt. Damals bestand also eine Handelsbeziehung zum Norden, deren Vermittler nach unserer Auffassung die Phönicier waren. Um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends mögen also die genannten südlichen Bronzen den Norden erreicht haben. Ferner aber ist dem „cyclopischen Gebäude“, welches den berühmten Kuppelgräbern von Mykenä gleichzeitig sein muß, ein Schwert entnommen, welches als Vorbild unseres Bronzeswertes in der zweiten Periode erscheint (siehe unten Seite 48). Die Kuppelgräber sind jünger als die Schachtgräber; man setzt sie in das zwölfte bis vierzehnte Jahrhundert. Nach dieser Zeit, jedenfalls aber auch noch im zweiten Jahrtausend, muß also die zweite Periode der nordischen Bronzezeit beginnen. Mit allem Vorbehalte also setzen wir für den Beginn der Bronzezeit („erste Periode“) die Zeit vor 1500 bis ungefähr 1250. Wir stimmen hierin mit demjenigen Gelehrten überein, der die Chronologie der

Bronzezeit zum besonderen Studium gemacht hat, D. Montelius. Auf denselben Forscher geht eine sorgsamst durchgeführte Einteilung der Bronzezeit in sechs verschiedene Perioden zurück, der auch wir uns im ganzen anschließen. Allerdings haben wir dieselbe bedeutend vereinfacht: Die erste Periode konnten wir nur als „Beginn der Bronzezeit“ anerkennen, die zweite, unsere ältere Bronzezeit, zeigt die nordische Bronzezeit am eigenartigsten und schärfsten entwickelt, nicht nur in den Geräten, sondern auch in den Gräbern (Regelgräber mit überwiegender Bestattung unverbrannter Leichen); die dritte, unsere jüngere Bronzezeit, zeigt einen starken Import und bedeutende

stilistische Einwirkung aus südöstlichen Bronzegebieten, die Formensprache wird breit und reich; die Grabformen verlieren ihre Würde; der Leichenbrand herrscht; die vierte Periode bezeichnet das Ende der Bronzezeit, das Eindringen des Eisens; die nordische Eigenart verschwindet. (Anmerkung 20.)

Zweite Periode.

Die ältere Bronzezeit.

Die Gräber.

Die eigentlichen Denkmäler der älteren Bronzezeit sind ihre Gräber, in ihrer ausgeprägtesten Form kegelförmige Erdauftragungen, die man deshalb als „Keigelgräber“ bezeichnet, eine Grabform, die auf unserem Gebiete für die Bronzezeit ebenso charakteristisch ist, wie die Hüningräber mit ihren großen Steinsetzungen für die Steinzeit. Die Zahl der Keigelgräber war und ist noch jetzt ganz beträchtlich höher als die der Hüningräber. Einst bedeckten diese Hügel in unendlicher Menge das Land und gaben ganzen Landstreifen ihr eigenartiges Gepräge, so der ebenen Haidesfläche südlich von Lübz und Plau (besonders zwischen Rehow und Dammerow) und der hügeligen Waldlandschaft zwischen Güstrow und Sternberg; und auch heute, trotz einer bis zur Gegenwart fortdauernden Zerstörung, entzieht sich die Zahl der erhaltenen einer genauen Schätzung; Brfr. sind annähernd 500 durch Augenschein oder zuverlässige Berichte bekannt; noch jetzt sind einige Feldmarken mit Gräbern übersät; zwischen Zalendorf und Waren z. B. tauchen selbst bei einer raschen Eisenbahnfahrt dem kundigen Auge auf eine lange Strecke die ausgeprägten Formen auf. — Fast überall treten die Keigelgräber gruppenweise auf, meist größere und kleinere wechselnd. Ein Vergleich mit dem Verbreitungsgebiet der steinzeitlichen Gräber zeigt eine beträchtliche Verschiebung, die wir wohl als eine Veränderung der Wohnsitze, ein Vordringen der Bevölkerung in bisher nicht oder weniger kultivierte Gebiete auffassen dürfen. Auch in der Bronzezeit haben wir einige Dichtigkeitscentren, wenn sie auch nicht so scharf auseinandertreten wie in der Steinzeit. Es sind nicht dieselben wie in der Steinzeit, aber sie liegen ihnen nahe; die an Gräbern ärmsten Landstriche sind in beiden Perioden dieselben, aber die Gräber der Bronzezeit erstrecken sich an den Rändern weiter in diese Gebiete hinein, ein Umstand, der für die Besiedelungsgeschichte des Landes ungemein wichtig ist und beweist, daß die bronzezeitliche Bevölkerung in der Bodenbenutzung sich unmittelbar an die steinzeitliche anschließt. Alles spricht dafür, daß das Volk, welches der Träger der Bronzekultur war, ein Nachkomme des Steinzeitvolkes ist, kein von andern Sizen neu einwanderndes Geschlecht, womit man früher die neue Kultur erklären wollte, oder gar „Nomaden“, wie

man selbst in ernsthaften gelehrten Werken bis zur Gegenwart gelegentlich findet.

Besonders erkennbar ist die Vorschiebung der bronzezeitlichen Besiedelung in dem archäologisch armen Südwesten und Nordosten des Landes. Während die südwestliche Grenze der Hünengräber sich etwa durch eine Linie Jarrentin — Hagenow — Schwerin — Crivitz (hier mit westlicher Abweichung) — Parchim darstellen läßt, ist arm an Regelgräbern nur das von einer Linie Lübbtheen — Hagenow — Schwerin, — Neustadt — Grabow umschriebene Gebiet, und auch in diesem findet sich in den Ortschaften westlich bei Ludwigslust eine Anzahl Gräber. Ebenso im Nordosten. Die Gegend um Rostock und Ribnitz ist sehr arm an Regelgräbern, aber die anstoßenden Gebiete um Doberan, Schwaan, Marlow, auf denen Hünengräber nur vereinzelt auftreten, sind reich besetzt mit Regelgräbern. In einem dritten an Gräbern armen Gebiete, dem Dreieck zwischen Laage, Dargun und Malchiner See, ist die Grenze der Hünen- und Regelgräber annähernd dieselbe.

Bei der über das ganze Land gehenden Verteilung der Regelgräber ist eine Scheidung in einzelne lokale Gruppen nicht durchführbar, aber es treten doch einige Gegenden so mit einer Fülle von Gräbern andern ärmeren gegenüber, daß wir sie als Centren der bronzezeitlichen Bevölkerung ansehen dürfen. Wir scheiden demnach folgende Gruppen:

1. Wittenburg, besonders reich um Wittenburg selbst, wo alle Ortschaften Regelgräber in größerer Zahl besitzen, über die Grenzen des Amtsgerichtsbezirkes Wittenburg sich etwas nach Westen, Süden, Südosten erstreckend.

2. Wismar-Neubukow, nahe der Seeküste, ausgezeichnet nicht durch die Zahl, aber durch die Größe und auffallend isolierte Stellung der Hügel, die offenbar in Verbindung mit einander und der See gedacht sind.

3. Crivitz-Parchim, am stärksten zwischen beiden Orten in einem westöstlichen Streifen und südlich von Parchim.

4. Lübz-Plau, an 3 anschließend.

5. Güstrow-Sternberg-Goldberg, die reichste und durch große und gut ausgestattete Gräber am meisten auffallende Gruppe, mit allen benachbarten durch Zwischenglieder verbunden.

6. Büzow und Doberan. Die Gegend zwischen Büzow und Neufloster birgt, besonders um die Hohe Burg eine Anzahl von Gräbern, die leider bisher wenig erforscht sind; mit ihr zusammen hängt eine zweite, auf ein engeres Gebiet südlich von Doberan beschränkte; auch hier sind ausreichende Untersuchungen noch nicht angestellt.

7. Krakow-Waren. In dem durch das Dreieck Krakow-Malchiner See-Waren umschriebenen Gebiet hat fast jeder Ort Gräber, oft auf ausgedehnten Grabfeldern, aufzuweisen. Gerade hier wird eine genauere Aufnahme noch vermißt; Ausgrabungen haben hier fast gar nicht stattgefunden. Durch eine Anzahl Grabstätten bei Braunsberg und Bellin schließt sich diese Gruppe an die Güstrower an.

Sehr wahrscheinlich hängt diese größere Häufung auf einzelnen Gebieten mit der Sonderung in einzelne Stämme zusammen; doch treten wesentliche Verschiedenheiten in Grabform und Grabausstattung bisher

nicht hervor; Mecklenburg bietet in der älteren Bronzezeit ein durchaus einheitliches Bild.

Soweit die Verteilung der Regelgräber. Gehen wir zu ihrer Ausstattung über, so fällt zunächst der große Gegensatz zu dem Grabgedanken der Hünengräber auf. Nicht mehr wird jetzt das Grab hausartig gestaltet, sondern als ein Behältnis für den Leichnam. Das ist keine Neuerung der Bronzezeit, sondern schon am Ende der Steinzeit wird die Grabkammer von der Grabkiste verdrängt. Jetzt verschwindet auch diese; an die Stelle der Steinkiste tritt der hölzerne Sarg; der Schutz, den dort die Steinplatten gaben, wird hier durch aufgeschichtete Steinhügel und einen Erdmantel hergestellt. Eine direkte Anknüpfung an ältere steinzeitliche Gräber ist in unserem Lande nicht sicher festgestellt; wohl kommt es vor, daß man in Regelgräbern ein steinzeitliches Grab antrifft (so in Rosenhagen, Voldebuck, Vollbrücke) oder ein Begräbnisplatz neben steinzeitlichen Gräbern auch bronzezeitliche hat (so Zickhusen, Pisede), aber nur bei Rosenhagen scheint das Begräbnis in der Steinkammer stattgefunden zu haben; auch Steinkisten im Charakter der jüngeren Steinzeit dienen nur selten zur Bestattung (so in Büttelkow und in Molzow). Sie ersetzt der „Totenbaum“, der Sarg.

Als Typus eines Regelgrabes sei hier das rekonstruierte Bild eines Grabes gegeben, wie es sich aus der Betrachtung der Einzelheiten gestaltet hat, und zwar wählen wir einen bei Blengow (bei Neu-Bukow) 1894 und 1895 ausgegrabenen Hügel. (Abb. 58).

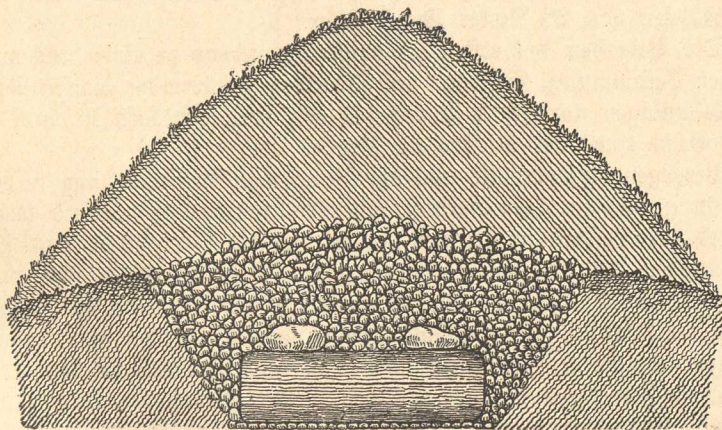


Abbildung 58.

Dieser lag 3 Kilometer von der Seeküste entfernt auf der Spitze einer weithin sichtbaren Anhöhe. Der Aufrag mag ursprünglich eine Höhe von etwa drei Meter gehabt haben. In der Mitte des aufgetragenen Hügels lag unten in einer in dem natürlichen Boden angelegten Grube der Beerdigte in einem großen Eichenfarge. Der Sarg bestand aus einem gehöhlten Eichenstamm von etwa $2\frac{1}{2}$ Meter Länge, der Deckel war mit einer starken Schicht Seegras (*zostera marina*) und mit schweren Steinen bedeckt. Der Sarg stand in einer Vertiefung mit abgeschrägten Seiten, die mit

kleineren („Damm“) Steinen gefüllt war; diese Steine waren auch über ihm zu einer flachen Erhöhung von etwa $1\frac{1}{4}$ Meter Höhe gehäuft. Darüber kam dann der Erdkegel, in dem sich vereinzelt Kohlenstücke fanden. Unter dem Sarge lag eine starke Schicht verbrannter Knochen, davon erkennbar Schädelteile eines kleinen Vierfüßers, wohl eines Hundes. In dem Sarge lag, nach Osten blickend, der Bestattete, eingehüllt in ein wollenes Gewand, welches am Halse durch eine goldene Gewandnadel, *) am Gürtel durch einen bronzenen Knopf zusammen gehalten wurde; die Arme scheint er über der Brust gekreuzt getragen zu haben, am rechten Handgelenk saß ein goldener Handring; zur rechten Seite, der Griff in der Schultergegend, lag das Schwert, bronzen mit einem Griff aus Horn und einer Scheide aus Holz und Leder. **) Zu Füßen stand ein thönernes Gefäß, ***) wohl mit Speise für den Beerdigten. — Südöstlich von dieser Bestattung fand sich nahe dem Rande des Hügels eine zweite; in einer flachen, muldenartigen Vertiefung ein beerdigter Leichnam ohne weitere Beigaben als einen Gürtelknopf, gebettet nicht in einem Sarge, sondern auf einem Steinlager; nach oben war der Grabraum durch Querhölzer oder Bretter geschlossen, das ganze mit einer Steinschicht überwölbt; die Länge der ganzen Steinsetzung betrug 4,50 Meter. Eine ähnliche, dritte Anlage fand sich an dem nordöstlichen Rande, doch lag darin kein beerdigter Leichnam, sondern Asche mit verbrannten Knochen. Zwischen diesen Gräbern waren mehrere Brandstellen. Der westliche Teil des Hügels war leer. Um das ganze Grab ging eine runde Steinsetzung von größeren (im Durchschnitt 1 M. hohen) Granitblöcken von 28 Meter Durchmesser.

Die Beigaben des ersten Beerdigten genügen zu einer allgemeinen zeitlichen Bestimmung. Schwert- und Fibelform gehören der ältesten Periode der selbständigen nordischen Bronzezeit an; unzweifelhaft ist das Blengower Grab eines der ältesten im Lande.

Bergegenwärtigen wir uns die Hauptzüge der Bestattung: in reicher Ausrüstung wird der Tote beerdigt, sein Grab sorgsam gebaut und gewahrt, während der Bestattung brennen Feuer um die Grabstätte, und Totenopfer werden ihm in diesen Feuern gebracht, deren Reste ihm in das Grab mitgegeben werden. Die Einzelheiten des Ceremoniells entziehen sich unserer Kenntnis, so wertvoll gerade sie sein würden, um uns ahnen zu lassen, welche Vorstellungen über Tod und Jenseits in den uralten Grabgebräuchen ihren Ausdruck finden. Das Grauen, welches um die wilden Totenkulte primitiver Völker schwebt, bleibt uns verschleiert; ob es nur Tiere und Diener, ob auch Weiber, Gefolgschaft, Gefangene waren, die durch das Feuer ihren Herren folgen mußten, bleibt dunkel. Neben dem Hauptgrabe finden sich andere, durch ihre Lage im Hügel, Form und Ausstattung als Nebengräber bezeichnete, hier eins mit einem beerdigten, ein anderes mit einem verbrannten Leichnam. Nach außen wird der geweihte Raum des Grabes durch einen Steinfranz, das fast

*) Von der unten S. 52 unter Abb. 69 gegebenen Form.

**) S. unten S. 48, Abb. 59.

***) S. unten S. 62, Abb. 93.

allen Völkern gemeinsame Zeichen des Bannes, von der Außenwelt abgeschlossen; ein hoher Hügel wird errichtet, der, in diesem Falle weithin Land und Meer überschauend, ein Denkmal des Helden oder Fürsten ist, den er birgt.

Alle diese Züge kehren bei den andern Regelgräbern wieder, aber mit sehr bezeichnenden Veränderungen: durchgängig birgt das Regelgrab ein Hauptgrab, meist auf dem Urboden; wo mehrere Begräbnisse neben einander sich finden, sind die anderen Nebenbegräbnisse; oft ist erkennbar, wie der gemeinsame Grabhügel erst später über die ursprünglich getrennten Einzelgräber gehäuft ist; so kommt es, daß das Hauptgrab nicht immer in der Mitte liegt und daß der Hügel gelegentlich eine längliche Form annimmt. Das Attribut des Hauptbestatteten ist durchgängig das Schwert; kriegerische Herrengeschlechter werden es gewesen sein, welchen ihre Untergebenen die oft gewaltigen Hügel türmen mußten. Nach der Sprache der Gräber ist die ältere Bronzezeit die Heroenzeit Mecklenburgs; Verfassungsverhältnisse, wie die Gefänge Homers sie voraussetzen, bilden die einfachste Erklärung der bronzezeitlichen Grabformen. Der Gegensatz, den die griechischen Historiker durch die Gegenüberstellung eines „pelasgischen“, politisch unentwickelten Naturvolkes und eines achäischen Heldenvolkes ausdrückten, ist derselbe, welcher in dem Unterschiede von Steinzeit und Bronzezeit sich ausspricht. Wir werden sehen, wie in den folgenden Perioden Würde und Monumentalität der Gräber mehr und mehr schwindet und eine demokratische Gleichheit die vornehmen Einzelformen verdrängt, bis schon am Ende der Bronzezeit die öde Einförmigkeit der Urnenfelder den Sieg davonträgt. Schwer widerstehen wir der Versuchung, uns diese Entwicklung auszumalen und zu Folgerungen über die Geschichte des Landes zu verwerten. Unerwähnt soll aber nicht gelassen werden, daß die großen isolierten Grabhügel durchaus nicht gleichmäßig über das Land verteilt sind, sondern am imponierendsten sich an der Seeküste zeigen. Von der Räggsdorfer Spitze bis zur Wohlenberger Bucht begleitet eine Anzahl allein stehender Hügel auf den Höhenzügen die Küste, die meisten von der See aus sichtbar, als wollten sie die Verbindung mit den durch Kultur- und wohl auch Stammesgemeinschaft so eng verbundenen dänischen Inseln herstellen. Im Innern des Landes sind allein stehende Regelgräber seltener, im Süden verschwinden sie mit wenigen Ausnahmen (so liegt eines der besterhaltenen und auffallendsten an dem alten Elbthal, der „Tröndelberg“ von Düßin bei Brahlisdorf). Auch die höheren Grabhügel sind dort umgeben von einer größeren Anzahl kleinerer, so daß ganze Begräbnisplätze entstehen (am besten erhalten ist ein solcher bei Gr. Upahl bei Güstrow). Die Höhe wechselt außerordentlich: die höchsten sind wohl die bei Wismar liegenden (ursprünglich annähernd 10 Meter); ähnlich hohe werden bei Gnoien (Alt-Gutendorf, Quitzenow) und in der reichen Gegend zwischen Güstrow und Sternberg (z. B. bei Tarnow) erwähnt; von den aufgedragenen Hügeln ist der höchste einer von Pectatel bei Penzlin (7,5 Meter); die durch ihren Inhalt am berühmtesten gewordenen waren 3 bis 5 Meter hoch. Die große Mehrzahl ist kleiner, doch kann man die niedrigeren unter 2 Meter kaum noch „Regelgräber“ nennen; sie haben, soweit erkennbar, die Form eines Kugelsegmentes.

Der Steinkranz am Rande fehlt selten; innerhalb des Grabes bildet er eine Ausnahme. Die Auftragung geschieht gewöhnlich durch den Boden des benachbarten Ackers, doch wird gelegentlich auch die Erde weiter hergeholt; so lag über den Steinhäufungen in einem Grabe von Kadelübbe eine festgestampfte Lehmschicht, deren Material sich in der Nähe nicht findet; auch ist beobachtet, daß das eigentliche Grab vor der Erdauftragung erst mit einer Sanddecke überzogen wurde. In dem Mantel des Hügels finden sich als Überbleibsel von Bestattungsceremonien Brandstellen, Kohlen, auch Gefäßscherben, seltener einzelne Gegenstände.

Das Grab selbst befindet sich meist auf dem Urboden oder in einer flachen Grube, seltener (Bölitz, Friedrichsruhe Grab 12) tiefer in den Boden hineingegraben; die Bestattung in Särgen, wie wir sie in Blengow fanden, und die auch sonst beobachtet ist (Ruchow, Friedrichsruhe, Neufkirchen u. s. w.), verschwindet später. Schon in Blengow war bei einem Nebengrabe ein Schutz nach oben durch Holz hergestellt; auch das ist mehrmals beobachtet, gewöhnlich aber lag der Tote frei auf einem Steinpflaster oder auf einer Lehmziele. Die Überdeckung mit einem Steinhügel fehlt nur ganz selten; so ist unlängst bei Deperstorf (bei Laage) ein sehr stattliches Grab geöffnet, in dem sich nur ein Leichnam ohne jeden Schutz und ohne jede Beigabe fand. Der Kopf nach wurde der Tote bestattet mit Gewand und Ausrüstung, wie er sie im Leben trug, die Ringe z. B. an den Fingern; nur das Schwert liegt oft am Kopfende oder auf der Brust; besondere Beigaben, wie Speißen in Thongefäßen, Doppelstücke an Schmuck u. s. w. werden zu Füßen gelegt. Eine eigenartige Sitte ist es, daß die Beigaben oft beschädigt beigelegt werden, so das Schwert zerbrochen, die Fibeln ohne Nadel. — Ein besonderes Interesse beanspruchen die „Totenopfer“. Wir rechneten dahin in Blengow die zerbrannten Gebeine unter dem Sarge; in einem ganz ähnlichen Grabe, dem von Schwaan, fanden sich neun Skelette, anscheinend in kauernder Stellung, ebenfalls unter dem Grabe; oft auch werden die zerbrannten Knochen in Urnen gesammelt und dem Bestatteten zu Füßen gestellt (so z. B. in Brunsdorf).

So weit die älteste uns bekannte Begräbnisform der Regelgräber. Es sind ganz überwiegend Einzelgräber von Männern, deren kriegerischer Charakter durch das Schwert bezeichnet wird; die Bestattungsform ist die Beerdigung. Leichenbrand erscheint nur in Nebenbestattungen, die wir als Opfer für den Verstorbenen auffassen können. Weibliche Begräbnisse fehlen. Wo waren diese? Wurde die Frau damals zu dem Gefinde gerechnet, mit diesem verbrannt und ohne Sonderung der Gebeine mit dessen Resten bei dem zu Ehrenden mit eingescharrt? Wir werden sehen, wie in einer späteren Periode der älteren Bronzezeit die Stellung der Frau, nach der Sprache der Gräber, eine wesentlich höhere gewesen ist.

Nach drei Seiten hin tritt eine Veränderung der Grabgebräuche innerhalb der hier behandelten Periode ein, in der Behandlung der Beigaben, der größeren Ausdehnung der Gräber und dem allmählichen Siege der Feuerbestattung. Die Beigaben werden nicht mehr durchgängig zur Ausrüstung des Leichnams verwandt, sondern in Holzkästen, Hohlräumen zwischen den Steinen u. s. w. in oder an das Grab gelegt, besonders weiblicher Schmuck, der oft Spuren des Leichenbrandes zeigt; seltener

finden sich diese Schatzgaben bei unverbrannt bestatteten Leichen, den sog. „Körpergräbern“, häufiger bei Urnenbestattungen. In der Zeit der reichsten Entwicklung der Bronzeperiode bergen die großen Gräber eine größere Anzahl von Grabstätten neben einander. Der Grabhügel besteht aus einer Anzahl von Einzelbegräbnissen, die ursprünglich wohl allein standen und später mit einem gemeinsamen Hügel überdeckt sind. Ja, selbst an den Rändern des Hügel, zwischen oder an den Steinen der Umfassungsmauer stehen oft massenhaft Urnen oder liegen bronzene Gegenstände; diese Urnen dürfen wir vielleicht der Gefolgschaft der Familie zuschreiben, die in dem Hügel ihre gemeinsame Grabstätte gefunden hat. Zu dieser Gruppe gehören diejenigen Grabfunde, durch welche die Bronzezeit auf mecklenburgischem Boden am augenfälligsten charakterisiert wird und die dem Besucher der Sammlungen am stärksten in die Augen fallen. Es sind besonders die Gräber von Ruchow, Friedrichsruhe und Pectatel (bei Schwerin). Besonders die Grabhügel von Pectatel haben sich durch die Seltsamkeit der Funde und der Fundverhältnisse eine weitgehende Berühmtheit erworben und verdienen daher eine besondere Betrachtung. Wollte doch ein Altertumsforscher von der Bedeutung Otto Tischlers die ganze hier besprochene Zeit mit dem Namen „Pectatelperiode“ belegen, eine Benennung, gegen die das Bedenken geltend zu machen ist, daß gerade die Pectatelschen Gräber in ihrem Bau manche schwer deutbare Besonderheiten zeigen und auch ihr Inhalt fremdartige, relativ junge Dinge enthält.

Bei Pectatel sind noch jetzt in einer weiten Niederung die Reste von drei künstlichen Bodenerhöhungen erkennbar. Von der einen, dem „Kummelsberg“ ging eine Sage, die sich in ähnlicher Form an zahlreiche Hügel anknüpft: „Unterirdische“ haufen darin, oft tafeln sie auf dem Berge, wobei sie Tafelgerät, besonders einen Kessel, aus dem andern Berge entnehmen. Einst sah ein Knabe die Tafel und nahm ein Messer von ihr mit nach Hause; da blieb die Tafel stehen, bis der Knabe das Messer auf Befehl seines Vaters zurückgab.*

In den Jahren 1843 und 1845 sind zwei Hügel von Tisch geöffnet und ergaben eine überraschende Übereinstimmung mit der Überlieferung. Leider war das erste Grab bei Beginn der Ausgrabung bereits gestört, und gerade der wichtigste Fund ist von unberufenen Hände geborgen. Der erste Hügel hatte etwa 1,5 Meter Achsenhöhe und 37 Meter Durchmesser. In dem Hügel fanden sich vier Steinschichtungen, die sich als Gräber oder Umbauten zu Gräbern erwiesen. Das Hauptgrab lag nicht in der Mitte, sondern am südlichen Ende des Hügel. Hier fanden sich auf einem Steinpflaster, wohl als Beigaben neben einem beerdigten Leichnam, ein Schwert, Messer, Goldring, „Hohlcelt“ u. s. w., zu Füßen

* Vom „Ramberge“ bei Upahl (b. Grevesmühlen) heißt es: Täglich erschien in der Erntezeit ein gedeckter Tisch, der wieder verschwand, nachdem die Leute abgeessen hatten; als einst ein Knabe ein Messer mitgenommen hatte, blieb der Tisch stehen; als dieses zurückgebracht wurde, verichwand er, kam aber nie wieder. Auch bei Pectatel werden die „Unterirdischen“ ursprünglich Wohlthäter der Menichen gewesen sein. Die bei weitem häufigste Sage in Mecklenburg ist die von der „goldenen Wiege“, ursprünglich sicher die Wiege für die von den „Unterirdischen“ geraubten Kinder.

eine breite, flache Schale mit cylindrischem Fuße, an dem durch gekrümmte Haken vier Räder befestigt sind, stark zerstört, aber in ihrer Form unzweifelhaft richtig wieder hergestellt, die seitdem als „Wagen von Beckatel“ ein Brunnstück der Schweriner Sammlung bildet.*) Der Wagen ist kein Erzeugnis der nordischen Bronzefabrikation, sondern vom Süden her eingeführt und findet seine Analogie und Erklärung in dem orientalischen Kulturkreise, dessen Träger und Übermittler die Phönizier waren. Er ist nicht das einzige Stück der Art, welches den Norden erreicht hat. In Schweden, Dänemark, Böhmen sind fast identische Stücke gefunden. Daß diese Wagen in ihrer Heimat eine gottesdienstliche Bedeutung hatten, unterliegt keinem Zweifel; diese auch den nach dem Norden vorgebrungenen Stücken zuzuschreiben, sind wir ohne zwingendere Gründe, wie sie bisher angeführt sind, nicht berechtigt. Der Wagen stand in dem Grabe ebenso zu Füßen des Verstorbenen, wie in verwandten Gräbern dieser Zeit kleinere Bronzeschalen (Ruchow, „Glockenberg“ von Friedrichsruhe) oder Thongefäße mit Nahrung; einen anderen Zweck wird auch er nicht gehabt haben. — Im Centrum des Hügels waren zwei nord-südliche Steinschichtungen, von denen die eine Reste eines ledernen Gürtels oder Panzers, der mit bronzenen Knöpfen besetzt war, die andere weiblichen, stark vom Feuer beschädigten Schmuck enthielt. Eine kleine Steinschichtung im Norden enthielt eine Brandstelle mit stark angegriffenen Bronzen (Ringen, Hesteln usw.).

Wir haben also in dem ersten Grabhügel einen beerdigten männlichen Leichnam und einen (oder mehrere) verbrannte weibliche. Die Entstehung des Hügels denken wir so: Der Mann wurde bestattet, ihm sein Steingewölbe errichtet; die Frau oder die Frauen wurden verbrannt mit ihrer Habe, die vierte Steinsetzung bezeichnet die Stelle des Scheiterhaufens, in der zweiten und dritten fand ihre Beisetzung statt. Dann wurde die ganze Stelle mit dem Hügel überwölbt.

In dem zweiten Hügel, dem „Rummelsberge“ (3 Meter hoch, 30 und 34 Meter Durchmesser) fand sich ein Begräbnis in der Mitte: eine große Urne mit zerbrannten Knochen, daneben, vom Feuer stark beschädigt, reicher weiblicher Schmuck. Näher dem Rande war ein merkwürdiger Bau: aus grobem Sande aufgeschichtet und mit kopfgroßen Steinen bedeckt, gleich breit und lang (annähernd 3 Meter) und 1,5 Meter hoch. Darauf stand ein topfartiges Thongefäß und, wie es scheint, auch eine thönerne Schale. Neben diesem Bau war ein Kessel aus gebrannter Lehmerde aufgemauert von beträchtlichem Umfang (30 Cm. Durchmesser, 75 Cm. tief), daneben ein zweiter Tisch oder „Altar“, 1,50 Meter lang und breit. Westlich davon lagen in einer Mulde aus schwarzgebranntem Sande die Reste einer unverbrannt beigesezten, nach Osten blickenden Leiche ohne jede Beigabe. Tisch sah in dieser einen geopferten Sklaven, „dem man die Ehre der Verbrennung nicht angethan hat“, und gab der ganzen Anlage eine gottesdienstliche Deutung. In der That liegt für den Aufbau mit dem Kessel kaum eine andere Erklärung näher, als daß sie bei der Totenfeier gedient haben. Dagegen beruht die Auffassung des Beerdigten als „Opfer“ auf einer falschen Auffassung des Verhältnisses

*) S. unten die Abb. 95 auf S. 63.

von Beerdigung und Leichenbrand. Nicht die Verbrennung war eine Ehre, sondern eher die Beerdigung. Wir sehen in dem Skelette, welches an dem einen Ende des Hügels gefunden ist, ebenso die Hauptperson des Grabes, wie bei dem ersten Grabe; in beiden ist der Mann beerdigt, sein Begräbnis an das Ende des Hügels gerückt, die Frau verbrannt und in der Mitte bestattet.

Ein dritter Hügel bei Beckatel ist 1889 bei dem Eisenbahnbau ange schnitten. Man hat in ihm eine beerdigte Leiche mit Schmuck, anscheinend weiblichem gefunden.

Merkwürdig ist nun die Übereinstimmung des Fundes mit der Tradition. Wenn kein Spiel des Zufalls vorliegt, so hat sich die Nachricht von einem in der Tiefe des Hügels verborgenen Kessel von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt, selbst durch den Wechsel der Bevölkerung hindurch. Als später die Germanen das Land verließen und Wenden einwanderten, haben auch diese von zurückbleibenden die Kunde erhalten, nach sechs Jahrhunderten übernahmen die neuen deutschen Kolonisten von jenen die Sage, die sie weiter spannen, und so hat sich die Kunde von der Tafel der Unterirdischen und ihrem Kessel aus jener grauen Vorzeit durch zweiundeinhalb Jahrtausende bis in unsere Zeit hinübergerettet.

Neben den Gräbern von Beckatel sind besonders die von Friedrichsruhe (bei Crivitz) von Bedeutung: auch da haben wir eine fast verwirrende Fülle von Grabformen: beerdigte Leichen mit voller Ausrüstung, hier nicht nur männliche, sondern auch weibliche, in Eichenfärgen oder Steinkammern, selbst unterirdischen Gruben, Urnen mit Leichenbrand; die Beigaben zum Teil wirr durcheinander in diesen Urnen, zum Teil schön geordnet, selbst in Holzkästen, gesondert beigesezt, teils vom Feuer bis zur Unkenntlichkeit entstellt, teils bestens erhalten, alles dieses in demselben Hügel: so zeigt sich in dieser Periode ein Nebeneinander von Grabgebräuchen, wie es keine Periode der Vorgeschichte aufzuweisen hat.

Schon am Ende der älteren Bronzezeit hat der Leichenbrand den Sieg davon getragen; mit ihm vereinigt sich eine einfachere Form des Begräbnisses. Es ist hier der Platz, das Verhältnis der Beerdigung und Verbrennung in der Bronzezeit überhaupt klar zu stellen. Wir haben in den ältesten Gräbern primäre Beerdigung, sekundäre Verbrennung; die Sorge für die Erhaltung des Körpers wird im Laufe der Zeit geringer, der Leichenbrand wird häufiger, auch der Mann wird verbrannt; am Ende der älteren Bronzezeit herrscht der Leichenbrand allgemein. Der Sinn des Leichenbrandes, der Gedankenkreis, aus dem der Gedanke entstanden und der Weg, auf dem er hierher übertragen ist, sind der Gegenstand zahlreicher und gelehrter Betrachtungen gewesen; in der Gegenwart erfreut sich die Annahme, man habe in der Verbrennung eine Befreiung der Seele von den Banden des Körpers gesehen und sie stelle somit einen großen Fortschritt im Glauben über die Zukunft nach dem Tode dar, besonderer Anerkennung. Auch ich halte es für möglich, daß dieser Glaube zu dem Siege des Leichenbrandes beigetragen hat und die wachsende Gleichgültigkeit gegen Grabgebräuche durch feinere Vorstellungen über das nachweltliche Seelenleben mit bedingt ist. Daß aber der Leichenbrand im Norden

auf diesem Wege entstanden sein soll, ist nach der obigen Darstellung unmöglich. Wäre der Leichenbrand von Anfang an als die reinere, würdigere Bestattungsart erschienen, so würde man seine Wohlthat doch zunächst dem bevorzugten Bestatteten zugewandt haben. Aber das Gegenteil ist der Fall: der Mann wird beerdigt, die Frau, sei es gleich oder später, verbrannt. Wir sehen im Leichenbrande ursprünglich ein Totenopfer an den Beerdigten — ob dabei dankbare Verehrung für den heroisiert gedachten Fürsten, ob dumpfe Scheu vor den Todesdämonen überwogen hat, ist für unsere Betrachtung belanglos —; eine allmähliche Änderung der Anschauungen mag dann die neue und fremde Idee der „Seelenreinigung“ zur herrschenden gemacht haben.

Auch als der Leichenbrand schon Sitte geworden war, hat man noch eine Zeitlang die Form des „Körpergrabes“ fest gehalten. Wiederholt sind mannslange Gräber aufgedeckt, in denen man neben zerbrannten Gebeinen, die auf dem Boden der Grabkammer lagen, Beigaben fand, auch Schwerter (so in Wolde, Dreweskirchen, Vorbeck, Sarmstorf). Die jüngere Zeit wurde durch die Form der Geräte erkannt. Erst in der folgenden Periode, der jüngeren Bronzezeit, wird die Beisetzung verbrannter Gebeine in Urnen allgemein.

Das kegelförmige Grab ist selbstverständlich nicht die einzige Form des altbronzezeitlichen Begräbnisses. Mußte doch auch die Masse des Volkes ihre Ruhestätte haben. Wir haben daneben Flachgräber, d. h. Beisetzungen sowohl beerdigter als verbrannter Leichen im natürlichen Boden, gewöhnlich auf natürlichen Anhöhen: äußerlich fehlt jedes Kennzeichen; diese bisher wenig beachtete Grabform habe ich z. B. in Dobbin (bei Krakow), Loiz, Sarmstorf gefunden.

Außerdem finden sich Begräbnisplätze in Form flacher größerer Erhebungen, meist mit Leichenbrand, aber durch die Beigaben als altbronzezeitlich gesichert, z. B. bei Bisjede, Lanfow, Zickhusen (Anmerkung 21).

Wohnplätze und dergl.

Bronzezeitliche Siedelungen sind bisher nur in ganz geringer Anzahl beobachtet; es sind Grubenwohnungen einfacher Art, die sich von denen der Steinzeit nicht wesentlich unterschieden zu haben scheinen. In der Umgegend von Schwerin ist man bei Zippendorf und an dem Wege von Schwerin nach Neumühle auf Plätze gestoßen, auf denen Abfall von Tierknochen und Gefäßscherben mit bronzenen Gebrauchsgegenständen zusammen lagen. Von bronzezeitlichen Pfahlbauten hat sich keine bestimmte Spur gezeigt; häufig sind die Moorfunde, oft auch wird von Pfählen, Tierknochen u. s. w. dabei berichtet, so bei einem der jüngeren Zeit angehörenden Gießersfunde (s. u.) von Hinzenhagen; aber von einer Sicherheit ist nicht die Rede. Über die „Hausurne“ werden wir bei der jüngeren Bronzezeit sprechen. Auch werden die „Depotsfunde“ dort zur Behandlung kommen, da sie der älteren Bronzezeit zwar nicht fremd sind, ihrer großen Mehrzahl nach aber der jüngeren angehören.

Befestigungsbauten, deren Anlage man auf Grund von Funden in die Bronzezeit verlegen könnte, sind in Mecklenburg-Schwerin nicht nachgewiesen. Die Einschlüsse der sehr großen Anzahl von Burgwällen, die noch erhalten sind, gehören einer sehr viel späteren Periode, der wendischen Zeit, an. Daß aber schon in der Bronzezeit Höhenzüge gelegentlich als gesicherte Wohnstätten gedient haben, wird durch Funde in Mecklenburg-Strelitz (Krazeburg, Weisdin) bewiesen.

Aus anderen Gebieten Norddeutschlands sind deutliche Burgwallanlagen, welche in die Bronzezeit zurückreichen und später weiter benutzt sind, bekannt. Lisch glaubte auch im Schwerinschen eine Anzahl Burgwälle als bronzzeitlich bezeichnen zu dürfen, nämlich jene Umwallungen, welche sich häufig auf höheren Bergen des Landes finden, besonders die Hohe Burg bei Bülow. Maßgebend für ihn war besonders der Gegensatz zu den Niederungsburgen der wendischen Zeit. Da nach seiner damaligen Anschauung die Bronzezeit erst von der wendischen Periode abgelöst wurde, war der Schluß berechtigt; für uns, die wir wissen, daß zwischen dem Ende der Bronzezeit und der wendischen Periode eine etwa tausendjährige germanische Eisenzeit liegt, ist er es nicht mehr. Dazu kommt, daß wenigstens zwei Höhenburgen von ausgesprochenem Charakter, die von Schulenberg und Liepen, sich durch Funde als wendisch erwiesen haben. Bis auch von den anderen sichere Funde vorliegen, müssen wir ihre zeitliche Stellung und damit die Frage, ob im Schwerinschen Burgwälle als bronzzeitlich zu bezeichnen sind, völlig unentschieden lassen (Anmerkung 22).

Die typischen Geräte der älteren Bronzezeit.

An erster Stelle stehen selbstverständlich die Geräte aus Bronze selbst, und unter diesen gebührt der erste Platz dem Schwerte. Das Schwert darf als die Hauptwaffe der bronzzeitlichen Bevölkerung angesehen werden. Es fehlt in den Gräbern, die überhaupt ausgestattet sind, fast nie, während andere Waffen, so die Lanze, bedeutend seltener sind. Daß das Schwert oft zerbrochen dem Toten beigelegt wurde, während die andere Ausstattung unverletzt blieb, darf auf eine symbolische Handlung zurückgeführt werden. Es entsprach wohl dem persönlichen Verhältnis des Kriegers zu seiner Waffe, wie es sich in der Namengebung der Schwerter in der frühgeschichtlichen Zeit des Nordens ausspricht, wenn man der Waffe ebenso ihre „Seele“ nahm, wie dem Pferde, dem Weibe und Gesinde.

Bei der Häufigkeit der Schwerter läßt sich eine Entwicklungsreihe, welche zu der eigentümlich nordischen Schwertform geführt hat, klar stellen. Gemeinsam ist allen die flache, verhältnismäßig breite, zweischneidige Klinge; der kleine Griff, stets ohne Parierstange; eine im Vergleich mit den Schwertern späterer Perioden gedrungene Gesamterscheinung. Die Grundform des nordischen Schwertes bildet ein Typus, welcher gekennzeichnet ist durch die breite, flachgewölbte Klinge und eine flache Griffzunge mit aufgehöhten Rändern, in welcher sich Nietlöcher zur Befestigung des Horn- oder Holzgriffes befinden. (Abb. 59.) Diese Form ist nicht nordisch. Ein ausgezeichnetes Stück ist in Nykenä in jüngeren Schichten, Schlie-



Abb. 59.

manns „cyclopischem Hause“, gefunden, und verwandte Formen sind aus Ägypten und Cypern bekannt geworden, hier schon von Eisen. Es ist ohne Zweifel die Schwertform, welche durch Handel in einer Periode, welche jünger ist, als die der „triangulären Dolche“ aus dem Orient wie nach Mykenä, so auch zu den nordischen Barbaren gedrun- gen und auf den verschiedenen Gebieten in verschiedener Weise nachgebildet ist. Auf diese Mykenäform, wie wir sie der Kürze halber nennen wollen, gehen nicht nur die nord- ischen, sondern auch ungarischen, süddeutschen, ja selbst noch „Hallstädter“ Typen zurück. Wie weit die Stücke von reiner Mykenäform eingeführte Gegenstände, wie weit es einheimische Nachbildungen sind, entzieht sich noch sicherer Beurteilung. Das entwickelte nordische Bronzeschwert unterscheidet sich von dem Mykenä- schwert wenig in der Bildung der Klinge: der flache Mittelgrat bleibt, wird aber oft von schmalen Sei- tenleisten eingefast; neu ist die Bildung des Griffes; dieser besteht aus Bronze und wird entweder voll- gegossen und mit umlaufenden dekorativen Bändern, besonders Spiralen, versehen oder in durchbrochener Arbeit hergestellt, häufig auch durch Scheiben, deren Zwischenräume mit einer Füllmasse versehen waren, gebildet; der Abschluß des Griffes an der Klinge geschieht durch eine halbmondförmige Endigung, die (in jüngeren Exemplaren) sich oft ganz schließt. Der Knopf ist oval oder rautenförmig, flach oder leicht erhöht. (Abb. 60) Das abgebildete Stück entstammt einem Kegelgrabe von Rehow (bei Plau). Die Scheide bestand aus dünnen Holzplatten, welche außen mit Leder bekleidet, innen wohl auch mit Wolle gefüttert waren, nach unten endete die Scheide in einem kleinen, gewöhnlich vierseitigen, Beschlage, dem sog. „Ort- bande“. Es sind Fälle beobachtet, wo nur ein Ort- band dem Toten beigegeben war.

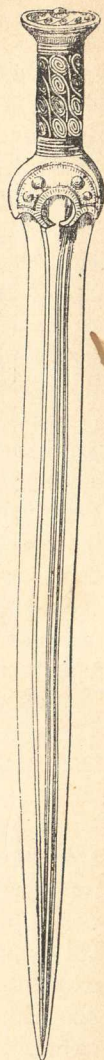


Abb. 60.

Das Schwert der Bronzezeit ist eine Stoßwaffe und hat den Dolch ziemlich verdrängt. Die wenigen Dolche, die sich finden (auch in Frauen- gräbern), schließen sich in Form und Arbeit den Schwertern an.

Lanzen treten, wie erwähnt, gegenüber den Schwertern zurück,

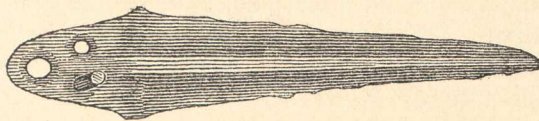


Abbildung 61.

doch ist die Zahl der Lanzenspitzen immer noch ziemlich groß. Die älteste Form, Klingen mit Mittelrippe, welche mittelst Nieten an dem Schafte

befestigt werden (Abb. 61), geht durch die ganze Periode hindurch; daneben finden sich Lanzenspitzen mit Schafttülle, die ihre Entstehung aus den älteren Klingen deutlich durch die breite Ausladung der Seitenflügel kennzeichnen. (Anmerkung 23.)

Äxte mit Schaftloch sind selten und zeigen meistens eine Form, die dem Norden nicht eigentümlich ist; vgl. das abgebildete Stück aus einem Depotfunde von Wief (bei Schwaan).

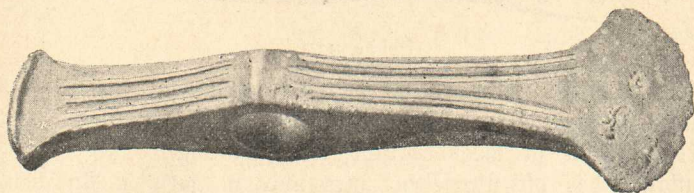


Abbildung 62.

Desto häufiger ist ein kleines, artartiges Gerät, dessen Handhabung durch Einlassen in einen Schaft, so weit erkennbar durchgängig ein Querholz, bewirkt wird, der sog. Celt. Der Name stammt von einem zweifelhaften, angeblich spätlateinischen Worte und wird in verschiedenem Sinne gebraucht. In Dänemark beschränkt man die Bezeichnung auf die Geräte mit Schafttülle, während man in Deutschland alle Formen so nennt. Wir schließen uns dieser Benennung an, die jedenfalls weniger mißverständlich ist als die von Lisch nach einer Stelle des Tacitus gewählte *framea*. Daß der Celt aus dem Feuersteinkel hervorgegangen ist, ist schon oben (vgl. S. 32) besprochen. Die weitere Entwicklung ist sehr deutlich. Zunächst werden die Ränder erhöht, um dem Schafte mehr Halt zu geben, dann wird der obere Teil dünner gearbeitet und so ein Absatz zwischen Schaftendigung und Blatt geschaffen, und schließlich fällt dieser obere Teil ganz weg und wird durch eine Schafttülle ersetzt. So entstehen drei Hauptformen, die wir als Flachcelt, Absatzcelt und Hohlcelt (besser würde Tüllencelt sein) unterscheiden. Der Flachcelt (Abb. 63)

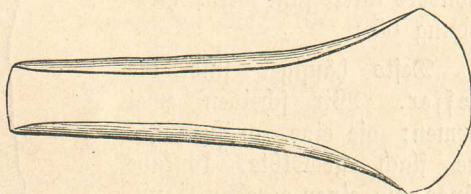


Abbildung 63.

gehört schon dem Beginn der Bronzezeit an, der Hohlcelt tritt erst am Ende der älteren Bronzezeit auf. Charakteristisch für die ältere Bronzezeit ist der Absatzcelt, von dem zwei Hauptformen bestehen. Die eine ist zierlich und in reicher Weise sehr verschieden verziert, die andere (Abb. 64 dargestellte) derb und sehr gleichmäßig. Es zeugt von dem Zusammenhange der verschiedenen Bronzegebiete, daß in den anderen die Entwicklung des Celtes eine parallele ist; vereinzelte Stücke südlicher Bronzecele sind auch nach dem Norden gedrungen, so der uns fremde Lappencelt,

eine Übergangsform von Absatzcelte und Hohlcelte. Daraus erwächst eine Schwierigkeit: der Flachcelte reicht in anderen Ländern, z. B. in Ungarn, in wesentlich tiefere Perioden als bei uns, und fremde Exemplare dieser

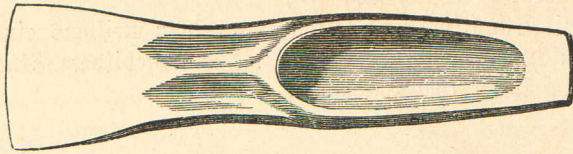


Abbildung 64.

Form sind noch in späterer Zeit zu uns gekommen, wo sie sich dann mit jungen Bronzen vergesellschaftet finden. Es ist demnach der Schaftcelte als solcher zu chronologischen Bestimmungen nicht verwendbar, ein Umstand, der oft übersehen wird und zu falschen Ansätzen führt. Der „Hohlcelte“, welcher am Ende der Periode erscheint, hat seine Hauptentwicklung in der jüngeren Bronzezeit gefunden.

Ob die Celte überwiegend als Handwerksgerät oder Waffe gebraucht sind, ist eine nicht zu entscheidende Frage. Oft finden sie sich in Gräbern neben dem Schwerte, dann meist in schön verzierten Stücken und sind in diesem Falle wohl als ein Teil der kriegerischen Ausrüstung aufzufassen.

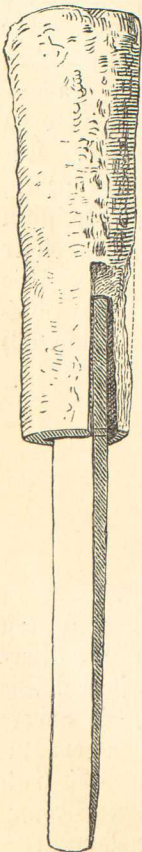


Abbildung 65.

Geräte, die ausschließlich als Handwerksgerät dienen, finden sich in der Bronzezeit selten. So besitzt die Schweriner Sammlung einen einzigen Meißel, der durch die Erhaltung des Schaftes (aus Hirschhorn) und seinen Fund in einem Grabe (vom Ende der älteren Bronzezeit; Vorbeck) noch besonders interessant wird. (Abbildung 65.)

Desto häufiger sind die Messer. Wir scheiden zwei Formen: die eine, größere hat eine flach gewölbte, konkave Klinge und einen geraden Handgriff, der oft durchbrochen gearbeitet ist und glatt oder in einem Ringe endet; die Klinge schließt nach unten zu gebogen spitz ab und unterscheidet sich dadurch wesentlich von einer sehr häufigen südlichen, besonders schweizerischen, Form, von der auch Stücke auf unserem Gebiete eingeführt sind. Das abgebildete

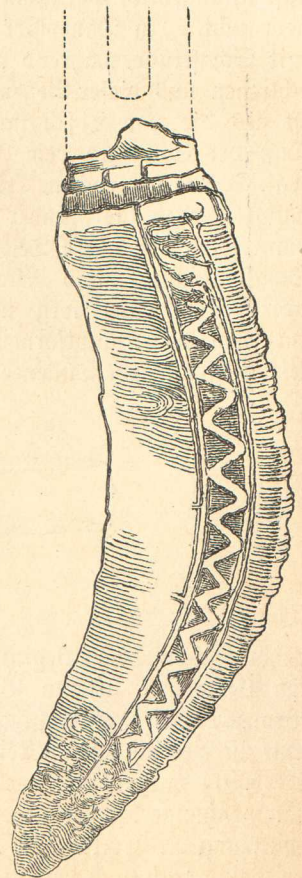


Abbildung 66.

Stück (Abb. 66) stammt aus dem großen Grabe von Dabel. Die zweite, kleinere Form hat ein flaches breites Blatt, gerade oder mit konvexer Krümmung; der Griff besteht aus einer kleinen Handhabe, meist in Gestalt eines Tierkopfes, der am meisten an einen Pferdekopf erinnert. (Vgl. Abb. 67 nach einem Messer aus einem der reichen Friedrichsruher



Abbildung 67.

Gräber). Dieses kleine Gerät verdient besondere Beachtung: einmal stellt der Pferdekopf den Beginn einer figuralen Plastik im Norden dar, einen Beginn, der ohne Fortbildung geblieben ist; denn wir werden sehen, wie der nordische Ornamentstil der Bronzezeit durchaus linear ist, erst am Ende der römisch-germanischen Periode erscheint eine phantastische, reiche Tierkopffornamentik, an der aber unser Land keinen Anteil mehr genommen hat; sodann hat diese flache Klinge im Laufe der Zeit sich stetig verändert und bildet daher ein gutes chronologisches Merkmal. — Den Messern ähnlich sind kleine, gewölbte Klingen, die man als „Sicheln“ zu bezeichnen pflegt.

Die flachen Messer sind nicht nur Handwerksgeräte, sondern bilden den Übergang zu den Toilettegegenständen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie wenigstens in der jüngeren Bronzezeit als Rasier-

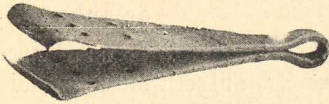


Abbildung 68.

messer dienten; sie erscheinen da gewöhnlich zusammen mit einer Rippzange (Pincette), einem kleinen Geräte, das auch der älteren Bronzezeit nicht fremd ist und wohl zum Ausziehen besonders der Barthaare diente. Die Pincette der älteren Bronzezeit unterscheidet sich von der der jüngeren durch ihr breiteres und kräftigeres Blatt. (Abb. 68, aus einem Regelsgrabe von Brahlstorf.)

Kommen wir zu den Toiletten- und Schmuckgegenständen, so gebührt der erste Platz der Bügelnadel, der sog. „Fibel“, ein Name, der, wie so viele herkömmliche, aus späterer Zeit entnommen und nicht einwandfrei ist, aber sich so allgemein eingebürgert hat, daß wir keinen Grund finden, von ihm abzugehen. Die Sitte, das Gewand durch Nadeln, die mit einem Bügel versehen sind, zusammenzuhalten, geht durch die ganze Metallzeit; und in den meisten Perioden ist das kleine Gerät mit besonderer Sorgfalt gearbeitet und hat offenbar einen Hauptgegenstand der Tracht gebildet. Der Formenreichtum ist ein ungemein großer und die zeitlichen wie örtlichen Unterschiede so in die Augen springend, daß die Fibel sich in den Kreisen der Archäologen einer besonderen Vorliebe erfreut und man ihre verschiedenen Gestaltungen mit vollem Recht den „Leitfossilien“ verglichen hat, durch welche geologische Schichten ebenso bestimmt unterschieden werden, wie hier archäologische Perioden. Die nordische Bronzezeitfibel ist eine höchst charakteristische Bildung: sie ist stets zweigliedrig, d. h. Nadel und Bügel sind einzeln gebildet; die Nadel bewegt sich frei um das eine Bügelende, während das Nadelende vermöge eines Falzes an dem anderen Bügelende eingeklemmt wird; an den Bügel schließen sich auf beiden Seiten Scheiben oder Platten, auf denen Nadelkopf und Nadelspitze aufliegen. Diese Fibelform, zu der das Abb. 69 dargestellte Stück gehört,

ist dem Norden eigentümlich, geht aber auf eine ältere, einfachere Form zurück, die durch Umbiegung einer Nadel und Einklemmen derselben in einen Falz gebildet wird, also eingliedrig ist. Solche Fibeln, welche

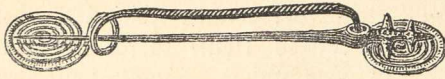


Abbildung 69.

z. B. in oberitalischen Funden alter Bronzezeit auftreten, sind wohl mit den andern oben erwähnten Bronzen nordwärts getragen, wo sie jene eigenartige Umformung zu der zweigliedrigen und symmetrischen nordischen Fibel durchgemacht haben. Die gegebenen Grundzüge lassen nun noch einen weiten Spielraum zu verschiedenartigen Bildungen: bei den älteren Formen erscheint der Bügel stets länglich gestreckt, entweder als schmales ovales Band oder gedrehte („torquierte“) Stange (s. die Abbildungen 69 und 70); der

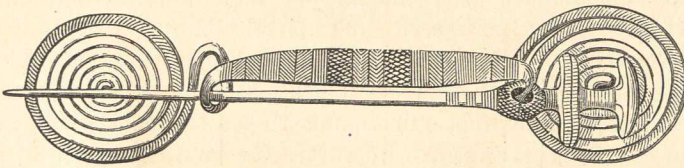


Abbildung 70.

Nadelkopf besteht aus einfachen oder eingeschnürten Knöpfen oder, in Mecklenburg das gewöhnliche, aus zwei bis drei Kreuzarmen, die Platten bestehen anfangs aus Spiralscheiben. Am Ende der Periode verliert die Form ihre Schlankheit, die Fibel wird gedrungen, der Bügel gewölbt und wulstig, der Nadelkopf wird rundlich, oder als Scheibe, Platte, Ring gebildet, die Bügelplatten sind keine echten Spiralen mehr, sondern Platten mit Spiralverzierungen; der Stil der jüngeren Bronzezeit bereitet sich vor (vgl. Abb. 71). Eine interessante Über-

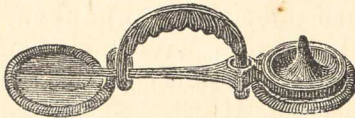


Abbildung 71.



Abbildung 72.

gangform zeigt auch Abb. 72, eine Fibelform, an der auf der scheibenförmigen Nadelendigung die Kreuzarme der älteren Nadelendigungen dekorativ angebracht sind. (Das abgebildete Stück stammt aus einem niedrigen Regelgrabe von Blücherhof.)

Den Fibeln verwandt sind die Nadeln. Eine kleinere Form hat einen wulstigen, gewöhnlich mit Einschnürungen versehenen Kopf, eine größere, ziemlich häufige, endigt in einer flachen Platte, die gelegentlich mit Goldblech belegt ist. (Abb. 73.) Diese Nadeln haben oft eine bedeutende Länge (eine aus einem Regelgrabe von Rakow mißt 60 Cm.) und bilden einen jedenfalls sehr unbequemen Schmuck. Als solchen, d. h. zum Zusammenstecken des Haars oder Mantels, glauben wir sie aber doch auffassen zu müssen, nicht als Stecken zum Anspornen der Pferde, wie man aus dem Umstande, daß sie oft zusammen mit Schwertern gefunden werden, hat schließen wollen.

Andere Nadelformen, wie die Radnadel und Scheibennadel werden wir bei den Importgegenständen zu behandeln haben.



Abbildung 73.

Unter den Schmuckgegenständen ist ein besonderer Kopfschmuck nicht bekannt, man müßte denn die kleinen Spiralröllchen, welche zur Verzierung eines Haarnetzes gedient zu haben scheinen, dahin rechnen. Die sog. „Diademe“ sind kein Kopfschmuck, sondern Halsschmuck und als „Halskragen“ zu bezeichnen. In dänischen und deutschen Funden sind sie (bei weiblichen Leichen) mehrmals an der Stelle des Halses gefunden; es sind gebogene Bronzeplatten, deren Enden umgerollt sind, um zusammengebunden zu werden. Die drei Hauptformen: solche mit starken, erhöhten Parallellinien; die mit leicht erhöhten Parallellinien mit dazwischen befindlichem Punkt, Dreiecks- und Linien-Ornamenten (Abb. 74); die mit Spiralbändern (Abb. 75) scheinen die zeitliche Reihenfolge darzustellen, wenigstens erinnern die ersten sehr an die Armbänder der ältesten Bronzezeit. (Vgl. oben Abb. 54.)

Auch abgesehen von den Kragen ist Halsschmuck sehr häufig, z. B. weite massive Ringe, die über den Hals auf die Schulter herabhielen und oft in mehreren Exemplaren über einander getragen wurden; sie bestehen entweder aus gewundenen oder glatten, runden Stangen, die mit den unten zu besprechenden vertieften Liniensornamenten versehen sind, ein Schlußstück fehlt oft, indem sie in spitzigen Enden schließen oder es wird durch dünne, über einander greifende Haken gebildet. (S. Abb. 76)

Zum Aufputz der Kleidung, besonders an Brust und Gürtel, dienten wohl die sehr häufigen konischen oder spitz zugehenden, in späterer Zeit auch durch eine kleine

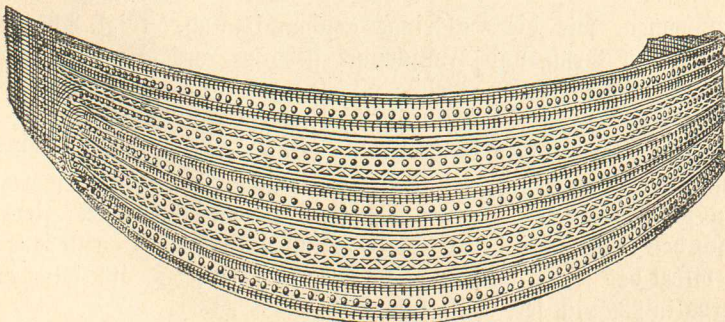


Abbildung 74.

die durch einen Steg oder eine kleine Scheibe befestigt wurden (fälschlich tutuli genannt). Eine größere Brustscheibe ist nur einmal gefunden und, wie die Ausführung der Spiralornamente zeigt, sicherlich ein (aus Dänemark?) eingeführtes Stück. (S. unten S. 65 Abb. 99.)

Sehr häufig sind die Ringe, die man je nach ihrer Größe als

Arm-, Hand- oder Fußgelenkringe bezeichnen kann. Die Ausstattung mit Ringen scheint eine besondere Liebhaberei der mecklenburgischen Bronzezeitleute zu sein; sie fehlen in bronzezeitlichen Gräbern fast nie, und unsere Sammlung ist, so weit ich sehe, die relativ reichste an bronze-

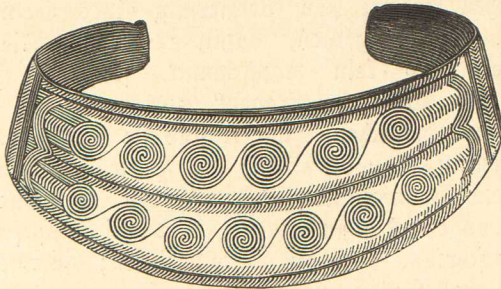


Abbildung 75.

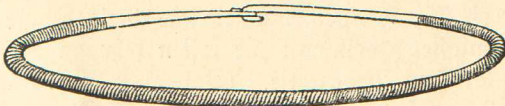


Abbildung 76.

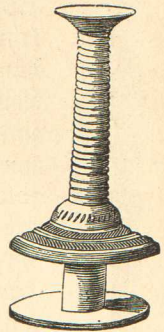


Abbildung 77.

zeitlichen Ringen. Leider sind sie zur Klassifizierung unserer Funde wenig verwendbar, da der Formenunterschied gering ist. Die große Mehrzahl besteht aus ziemlich starken, massiven Stücken von ovalem Querschnitt, deren offene Ränder glatt abschneiden und die mit denselben

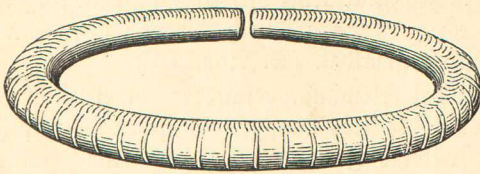


Abbildung 78.

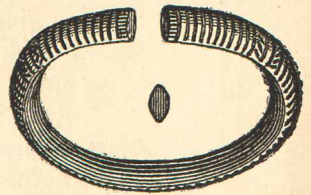


Abbildung 79.

Linien systemen, wie die Halsringe geschmückt sind. (Vgl. Abb. 78 und 79.) Zu dem Arm- und Fußschmuck gehören auch die aus schmalem Draht gebildeten Spiralen, welche oft eine sehr bedeutende Länge (bis 39 Windungen und in zusammengedrückttem Zustand 16,5 Cm. erreichen; dahin besonders auch die fälschlich so genannten „Handbergen“, Spiralscheiben mit starkem Bügel, der in Form und Verzierung ganz den Handringen gleicht. Es sind prächtige, reich verzierte Arbeiten, die eine besondere Zierde und technisch den Höhepunkt der mecklenburgischen Bronzezeit darstellen; unser Land bildet das Centrum ihres Verbreitungsgebietes, im Norden sind sie verhältnismäßig selten. (Abb. 80).

Als Fingerringe erscheinen außer den Goldringen (s. u.) geschlossene dünne Reifen oder spirallige Bänder, die an den Enden oft mit Spiralscheiben geschmückt sind.

Ein recht eigenartiges Gerät der nordischen Bronzezeit sind die Schmuckdosen, Gefäße, die, wie die reiche Verzierung des Fußes und die Schmucklosigkeit des Deckels, auch die aufrecht stehenden Henkel zeigen,

zum Aufhängen bestimmt waren und die, wie an mehreren Beispielen ersichtlich ist, zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten, besonders Gold, dienen. Ähnlich wie bei den Fibeln läßt sich die Entwicklungsgeschichte durch die ganze Bronzezeit hindurch von den kleinen Dosen der älteren Zeit bis zu den

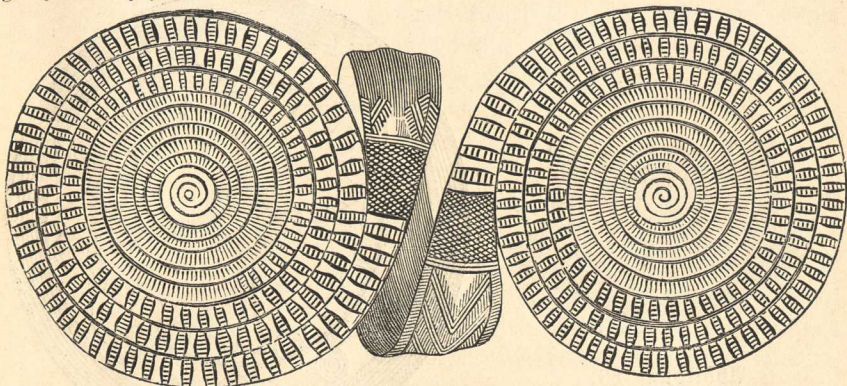


Abbildung 80.

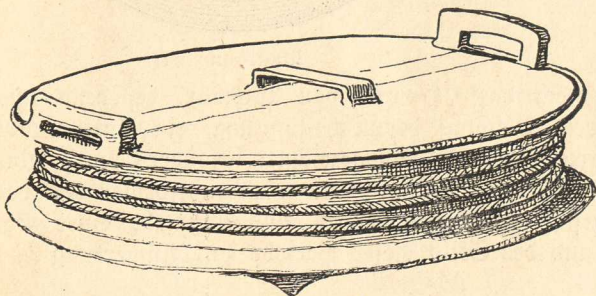


Abbildung 81.

prachtvollen Hänge-
beckender jüngsten Pe-
riode (s. unten S. 79)
verfolgen. Die älteren
Dosen haben einen
flachen, mit stark ver-
tiefsten Ornamenten
versehene Boden und
eine niedrige, gerade
aufsteigende Wandung

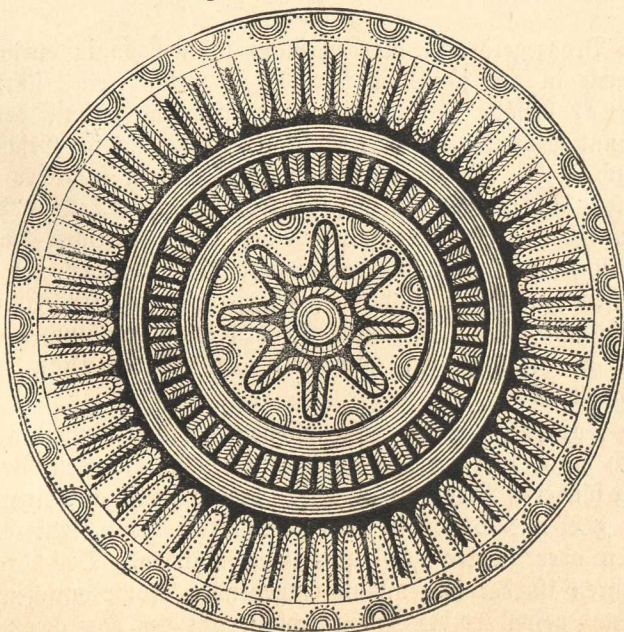


Abbildung 82.

(vgl. die Abb. 81 und 82 dargestellte Schmuckdose von Krixemow); später wird der Boden runder und spitzer, und gleichzeitig verändert sich die Ornamentierung nach ihren eigenen Gesetzen (vgl. Abb. 83 und 84).

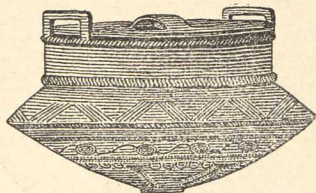


Abbildung 83.

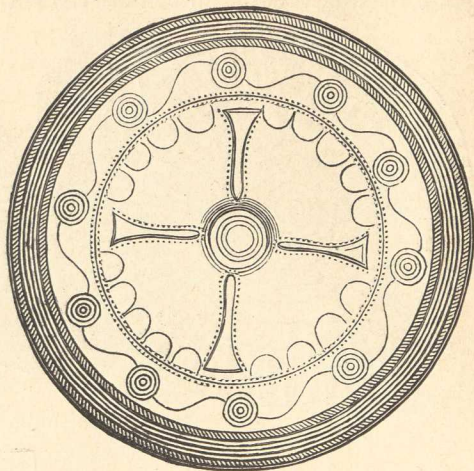


Abbildung 84.

Erwähnen wir noch das „Horn“ von Wismar, bestehend aus dem Mundstück und dem Beschlag der Schallöffnung, ein Unicum auf dem Gebiete der älteren Bronzezeit, ausgezeichnet besonders durch seine Ornamentmotive, (Abb. 85 und 88), so haben wir den Formenkreis der älteren Bronzen abgeschlossen und wenden uns nunmehr einer Betrachtung der Technik und des Stils dieser Periode zu. (Anmerkung 24)

Die Bronzegeräte im Norden sind fast durchgängig durch Guß hergestellt; auch in der jüngeren Periode, in welcher eine starke Einfuhr getriebener Gefäße stattgefunden hat, ist die Technik des Treibens nicht bekannt geworden, sondern selbst sehr dünnwandige Gefäße, Schalen z. B., auch solche, die offenbar eine Nachahmung südlicher getriebener Gegenstände bilden, sind in der altgebräuchlichen Technik des Gusses gearbeitet. Ganz ohne Mitwirkung eines hammerartigen Instrumentes ist es selbstverständlich nicht abgegangen; die Schneiden der Schwerter z. B. müssen durch Nachhämmern geschärft sein, die Endigungen der in einer zurückgebogenen Nase abschließenden Halsringe sind breit gehämmert u. s. w. Im ganzen aber tritt das Schmieden hinter dem Guß weit zurück.

Die Formen, welche zum Gießen gebraucht wurden, bestanden gewöhnlich nicht aus Bronze (so weit ich sehe, werden Bronzeformen erst in der jüngeren Periode häufiger), sondern meist aus einem weicheren Material, z. B. aus Sandstein oder gebranntem Thon, letzteres besonders bei hohlen oder stärker gewölbten Gegenständen. Das bronzezeitliche Gußverfahren ist der Gegenstand eingehenden technologischen Studiums gewesen, und besonders die Geschicklichkeit, mit der das gewünschte Stück

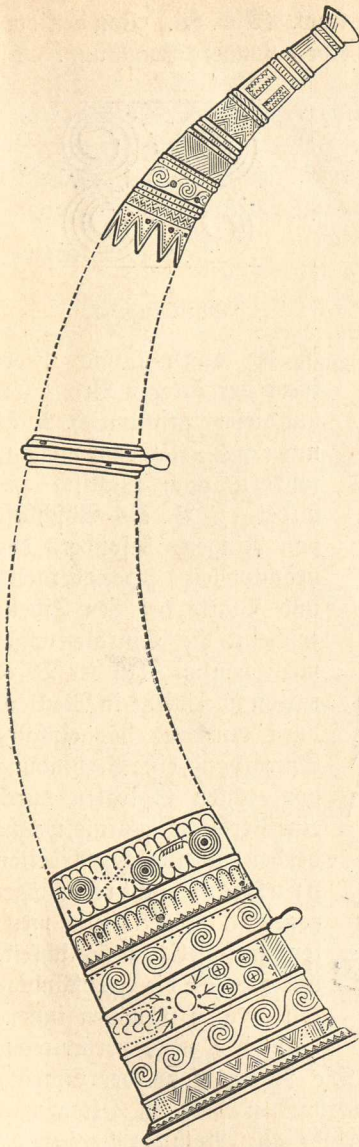


Abbildung 85.

erst über einem Thonkern in Wachs modelliert und dann durch Ausschmelzen des Wachses zwischen diesem Kern und einer äußeren Thonschicht in Bronze hergestellt wurde, hat die höchste Anerkennung in fachmännischen Kreisen gefunden, eine Anerkennung, die so weit ging, daß sie mit den Vorstellungen, die man sich von der allgemeinen Kultur einer nordischen Barbarenbevölkerung machen zu müssen glaubte, unvereinbar schien. Die Angriffe, denen die Annahme einer selbständigen nordischen Bronzezeit längere Zeit ausgesetzt gewesen ist, sind nicht zuletzt von dieser Anschauung ausgegangen und erst allmählich verstummt, seitdem, besonders in Kopenhagen, durch praktische Versuche die Herstellbarkeit nordischer Bronzen mit den im Norden gefundenen Werkzeugen erwiesen ist. Besondere Schwierigkeiten bot die Erklärung der feinen Ornamente, welche große Flächen der alten Bronzen bedecken und zu deren Entstehung stählerne Werkzeuge für unumgänglich nötig gehalten wurden. Heute wissen wir, daß allein bronzene Punzen diese flachen Linien mit den weichen Umriffen herstellen können und daß die Ornamente (so weit es sich nicht um vertiefte Flächen handelt) nicht mitgegossen oder graviert, sondern gepunzt sind.

Durch diese Technik wird der Charakter der Ornamente bedingt. Mit der Bronzepunze lassen sich nur schwach vertiefte Linien hervorbringen, die am einfachsten zu fortlaufenden Bändern vereinigt werden. So überwiegt denn in der älteren

Bronzezeit eine Bandornamentik, gebildet aus einem einfachen, regelmäßig wiederkehrenden Motiv. Schräge Parallellinien, zu Systemen geordnet, die sich gelegentlich schneiden, Dreiecke, besonders spitz auslaufende mit eingezogenen Seiten („Wolfszahnornament“), Bogenlinien, einfach oder mehrere über einander, oft mit Punktklinien eingefaßt, besonders aber die Spirale, bilden die Hauptmotive einer leichten und gefälligen Dekoration, die, entsprechend ihrem Charakter als Band zunächst die Kanten zart umsäumt, dann mit größeren Mustern, der Form des Gerätes folgend, die Flächen bekleidet und, wo ein Mittelpunkt vorhanden ist, diesen mit einer sternartigen Combination eines Einzelmotivs versieht. Vgl. bei-

stehenden Boden der Schmuckdose von Krikemow. (Abb. 86.) Von den oben genannten Motiven erfordert die Spirale eine besondere Beachtung. Sie

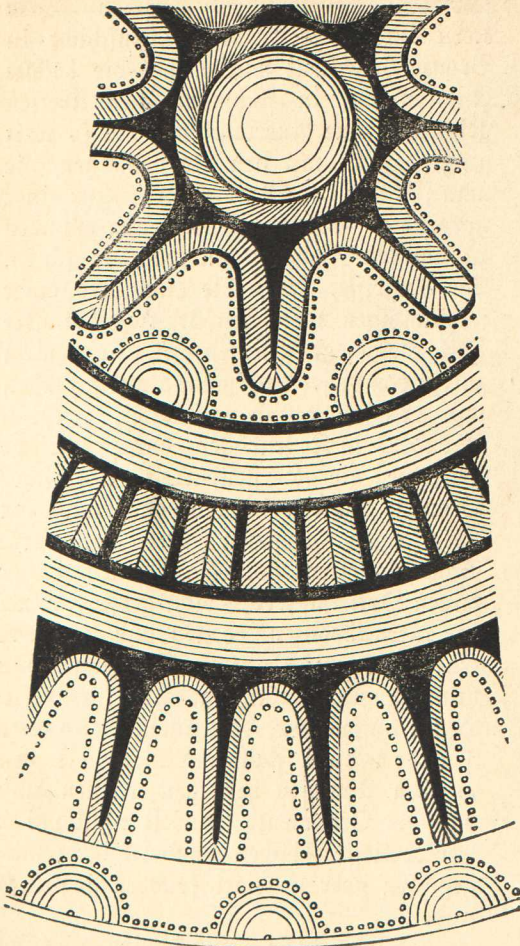


Abbildung 86.

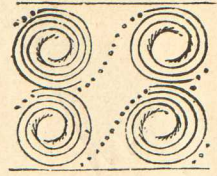


Abbildung 87.

ist die augenfälligste Zierform der älteren Bronzezeit und dieser eigentümlich. Nicht nur als Flächenornament, sondern auch plastisch gebildet, z. B. als Abschluß von Ringen, besonders der prachtvollen „Handbergen“ und Platte bei den Fibeln erscheint die Spirale ungewein häufig. In der Dekoration überwiegt in Mecklenburg durchaus das einfache Spiralband, eine Verbindung von echten Spiralen durch eine Verbindungslinie, welche bei den einheimischen Arbeiten punktiert, nicht voll ausgezogen ist, (Abb. 87) eine mecklenburgische Eigentümlichkeit, durch welche die Selbständigkeit lokaler Gruppen innerhalb der weit verbreiteten

nordischen Bronzekultur bewiesen wird. Die Nachahmung der Spirale durch Kreise, die mit gedrehten Linien verbunden sind, ist selten und gehört sichtlich einem jüngeren Teile der Periode an. Auch die Verzierung mit kleinen concentrischen Kreisen wird auf unserem Gebiet erst aus der Spirale hervorgegangen sein. Wie am Ende der Periode der Sinn für die Spiralforn verloren geht und an ihre Stelle concentrische Kreise, die durch Wellenlinien verbunden sind, treten, zeigt deutlich die schon oben (S. 56) abgebildete Schmuckdose von Barchim.

Ist so die Spirale hier zu reicher Anwendung gekommen, so liegt ihre Heimat doch in weiten Fernen. Mit dem Spiralornament knüpft die nordische Bronzezeit an jene schon oft erwähnte Mittelmeerkultur an, zu der auch die Mykenäsfunde gehören und deren am weitesten zurückzudatierende Elemente in Agypten gefunden sind. In Agypten reicht die Spirale bis in das dritte Jahrtausend zurück, auf europäischem Boden

erscheint sie sehr früh, schon in neolithischer Zeit, in dem Norden der Balkanhalbinsel (Butmir in Bosnien), weiter nach Norden wird sie mit jenem Einfluß der Mykenäkultur gedrungen sein, den wir schon in der ältesten nordischen Schwertform feststellen konnten; noch allerdings sind keine spiralverzierten Geräte, die aus dem Süden stammen und ein direktes Vorbild hätten bilden können, auf dem von uns behandelten Gebiete nachgewiesen, und die Möglichkeit, daß die Spirale aus der Metall-

technik entstanden ist, die flachen federnden Scheiben aus Bronzedraht also das ursprüngliche waren, nicht unbedingt abzuweisen, bis ein solcher Nachweis geführt ist; aber die Ähnlichkeit der Form und die Gleichzeitigkeit der nord- und südeuropäischen Spirale machen eine Entlehnung der ersteren schon jetzt im höchsten Grade wahrscheinlich.

Die besprochene Ornamentik ist durchaus linear. Figürliche Darstellungen bilden eine seltene Ausnahme. Der Pferdekopf an Messern ist oben besprochen. Hier sei noch auf die seltsame Verzierung des Wismarschen Hornes hingewiesen (s. oben S. 57 und Abb 88). Alle Elemente: Dreiecke, Bogen, Spiralen (hier mit voll ausgezogenen, nicht punktierten Linien), Kreise vereinigen sich hier, daneben aber ein Streifen, auf dem sich folgen: vier Räder, ein Kreis, umgeben von kleinen Bildern, in denen man liegende Körper mit ausgestreckten Armen oder, was mir wahrscheinlicher ist, Symbolisierungen von Sonnenstrahlen gesehen hat, vier S-förmige Figuren, zwei Schiffe. Offenbar soll auf diesem Streifen etwas erzählt werden; die Bilderschrift erinnert an die der schwedischen Felszeichnungen; in den Sinn der Erzählung einzudringen fehlt uns aber die erforderliche Phantasie. Täuscht uns der Stil des hoch interessanten Stückes nicht, so gehört es an das Ende der älteren Bronzezeit und ist ein nordischer Importgegenstand: nicht nur die ausgezogene Linie der Spirale, sondern auch die Schiffe, die, wie wir sehen werden, auch später noch hier sehr selten erscheinen, und das stärkere Hervortreten des ebenfalls hier seltenen Bogenornamentes weisen nach jener Richtung.

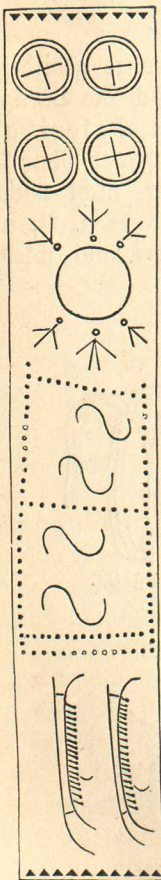


Abbildung 88.

Soweit die Flächenornamentik. Hinter ihr tritt die plastische Dekoration weit zurück. Über ornamentale Reifen, an Schmuckdosen z. B., oder Bänder und Rippen an Celten und besonders den Griffen der schönen Schwerter (oben S. 48) geht sie kaum hinaus. Dagegen werden gewölbte Flächen gern durch tiefe Einschnitte oder Einkerbungen belebt, so bei den Handringen (s. oben Abb. 78) und den Fibeln vom Ende unserer Periode (s. oben Abb. 71). Verwandt damit ist das Verfahren, Vertiefungen herzustellen, welche mit einer Füllmasse versehen werden, gewöhnlich einem Harze, welches in seinem tiefen Schwarz mit der goldglänzenden Bronze eine höchst wirkungsvolle Dekoration abgibt; mit einer ähnlichen Masse sind auch die Zwischenräume zwischen den Ringplatten der oben (S. 48) beschriebenen Schwertgriffe geschlossen.

Der Stil der älteren Bronzezeit hat etwas gedrungenes, kompaktes. Mit dem edlen Metall wird achtungsvoll umgegangen; die Größe aller Geräte hält sich in bescheidenen Grenzen, aber sorgsamst wird ein jedes nach seiner Eigenart gebildet, je nach seiner Bestimmung mit richtigem Stilgefühl verschieden ornamentiert, Vorzüge, deren Wert sich uns besonders bei einem Vergleich mit der stilistisch viel weniger feinfühlig-jüngeren Bronzezeit erkennbar machen wird. (Anmerkung 25.)

Alle die oben aufgezählten Geräte werden aus Bronze gebildet. Verhältnismäßig selten finden sich die Metalle, aus denen sich die Bronze zusammensetzt, unvermischt: aus Kupfer besitzen wir einen Halsring, den wir seiner Form nach nicht in die Zeit der Einführung der Metalle setzen (gleich Abb. 76); Zinn ist in Mecklenburg bisher nicht nachgewiesen, wohl aber mehrfach in den Nachbarländern, wo es z. B. in Form kleiner Stifte zur Verzierung von Holzgefäßen verwandt wird. Auch Blei ist gefunden worden.

Von den Edelmetallen fehlt Silber gänzlich; Gold ist so alt auf unserem Boden wie die Bronze und sicher auf demselben Wege zu uns gelangt. In den reicher ausgestatteten Gräbern fehlen goldene Ringe selten, und zwar finden sich sowohl Fingerringe wie Handringe. Die ersten bestehen entweder in Golddraht, welches spirallig um den Finger gewunden wird (s. Abb. 89) oder in flachen geschlossenen Reifen, die im Geschmacke der älteren Bronzezeit verziert sind. Die Handringe sind

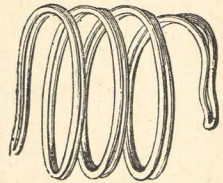


Abbildung 89.

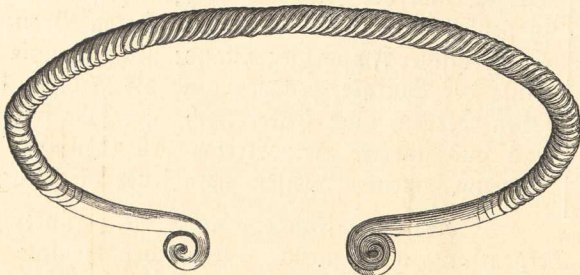


Abbildung 90.

meist torquiert und enden entweder glatt abschneidend oder in zurückgebogenen Spiralen (s. Abb. 90); sie dienten nicht nur als Frauen-, sondern auch als Männerschmuck. Auch Fibeln werden aus Gold gebildet, so eine von Blengow (s. oben S. 40). Auch zur Verzierung bronzener Geräte wird Gold verwendet, z. B. die Nadelköpfe mit Bronzeblech belegt. Eine, so weit ich sehe, allein stehende Erscheinung ist es, daß einmal ein bronzenes Schwert am oberen Teile der Klinge mit einer Goldeinlage geschmückt („tauschiert“) ist. Das Exemplar ist in Gresse gefunden und befindet sich in Privatbesitz; wahrscheinlich gehört es erst der jüngeren Bronze-



Abbildung 91.

zeit an. Daß die Goldringe nicht nur als Schmuck, sondern auch als Zahlungsmittel dienten, beweist z. B. der Inhalt einer Schmuckdose von Sukow, in welcher mehrere goldene Ringe, darunter ein ungewöhnlich starker, mit abgebrochenen Enden lagen. (S. Abb. 91.)

Holzgeräte sind bei uns nicht erhalten. Leder findet sich an den Schwertern als Scheidenbeschlag oder richtiger zur Umwicklung der Scheide in Form dünner Streifen. Wolle ist nicht gerade selten: die Toten wurden mit ihrem wollenen Gewande beerdigt, und an den bronzernen Beigaben haben sich oft Stücke desselben erhalten, auch wurde die Schwertscheide ausgefüllert. Auch die Herstellung der alten Wollfabrikation ist der Gegenstand sorgsamster technologischer Studien gewesen. Es hat sich daraus ergeben, daß die Zeuge der älteren Bronzezeit eine taffetartiges Gewebe haben, das mehrmals plüschartig oder frimmerartig gestaltet ist; Körpergewebe scheinen noch unbekannt gewesen zu sein. (Anmerkung 26.)

Eine besondere Beachtung erfordern auch in der Bronzezeit die Thongefäße. Ihre Zahl aus der älteren Periode ist nicht gerade groß, wie aus den Begräbnisgebräuchen sich entnehmen läßt. Die Sammlung verbrannter Gebeine in Thongefäßen (Urnen) bildet ja in der älteren Periode die Ausnahme. Die Thongefäße, welche in den Regengräbern gefunden werden, waren Behälter für Speise und Trank, welche den Toten mitgegeben und meist zu Füßen gestellt wurden. Die Totenurnen sind diesen Gebrauchsgegenständen nachgebildet. Der Unterschied zwischen steinzeitlicher und bronzezeitlicher Keramik ist sehr bedeutend. Die tiefen eindringlichen Ornamente, welche schon am Ende der Steinzeit die leichteren Verzierungsarten weichen, sind ganz verschwunden; eine lineare Verzierung der bronzezeitlichen Gefäße fehlt so gut wie ganz; höchstens finden sich flach eingeritzte, ziemlich unregelmäßige Striche. Dagegen ist die Wandung oft leicht gerippt, eine der Steinzeit fremde Erscheinung, welche wohl auf die Nachahmung gerippter Bronzeschalen zurückgeht, wie sie z. B. in Weifin gefunden sind. Auch die Färbung der Gefäße ist sorgsam. Oft wird eine dünne hellbraune Thonschicht über den Kern gelegt, oft das Äußere glänzend dunkelbraun gefärbt, wohl durch Fetteinreibung und Schmauchfeuer; gelegentlich finden sich auch mit Graphit geschwärzte Gefäße. Die Thonmischung ist feiner und dementsprechend die Wandungen dünner. Ein Übergang zwischen stein- und bronzezeitlicher Keramik kann auf unserem Gebiete nur wahrscheinlich gemacht werden, auch finden sich nicht, wie in anderen Ländern mehrfach, jüngere steinzeitliche Gefäße in Bronzegräbern. Wir heben aus gesicherten Funden hervor Schalen der beistehenden Art (das Abb. 92 dargestellte Stück stammt aus dem großen Grabe von Ruchow) und Krüge mit leicht gerundeter Wandung und gerader Halsöffnung (das 93 abgebildete Stück von Blengow), ferner kleine tassenartige Gefäße mit Henkel (Abb. 94). Eine gewisse Formenverwandtschaft der Ruchower Schale

mit der steinzeitlichen aus Ostorf (Abb. 44 S. 25), des Blengower Kruges mit dem Molzower (Abb. 45 S. 25) und noch mehr einem (Jahrb. 63 S. 80 abgebildeten) von Helm ist unverkennbar und kann für einen Zusammenhang mit der jüngeren steinzeitlichen Keramik angeführt werden. (Anmerkung 27.)

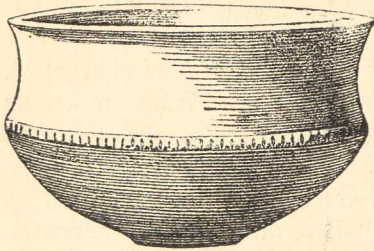


Abbildung 92.

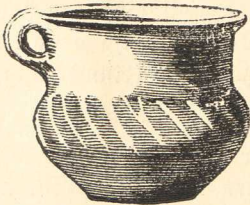


Abbildung 94.

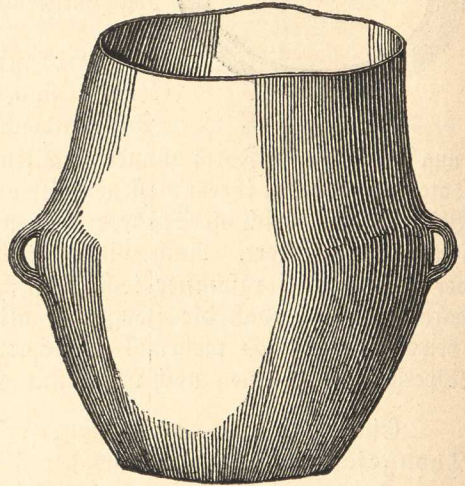


Abbildung 93.

Handelsbeziehungen der älteren Bronzezeit.

Daß in einem Lande, welches selbst keine Metalle hervorbringt, die Rohmaterialien einer „Bronzekultur“ auf dem Handelswege beschafft werden mußten, ist selbstverständlich. Welche Richtung in der älteren Bronzezeit die überwiegende war, ist nicht mit der Sicherheit festzustellen, wie für den Beginn der Bronzezeit, doch wird auch hier der direkt südliche Weg, welcher das Mittelmeergebiet an der italischen Küste berührte, der wichtigste geblieben sein. Gering sind in der besprochenen Zeit die Beziehungen nach Osten, sehr im Gegensatz zu der darauf folgenden Periode; stärker tritt ein Zusammenhang mit dem Süd-Westen hervor, wo in der Schweiz und zwischen Rhein und Rhone ebenfalls eine hoch entwickelte ältere Bronzezeit blühte. Einzelne Geräte westlicher Form, die hier gefunden sind, beweisen deutlich Beziehungen zu dieser Gruppe. Ob auch Gold, Kupfer, Zinn, Blei in rohem Zustande auf diesem Wege zu uns gelangt sind, bleibe noch dahin gestellt.

Außer den Stoffen sind nun aber auch fertige Gegenstände eingeführt, deren Herstellung im Norden noch unbekannt war. Dahin gehören das Glas und die getriebenen Bronzesachen. Glasperlen, gewöhnlich flach, hellblau und von kleiner Form, finden sich in den größeren Gräbern der Bronzezeit mehrfach, einmal auch längliche aus dunklerem Glase mit einer weißen Einlage (aus Thon oder Gips?). In Ägypten ist die Glasfabrikation schon im dritten Jahrtausend bekannt, und sicher darf man unsere Glasfunde auf die Handelsthätigkeit der Phönizier zu-

rückführen. Zusammen mit Glassachen erscheinen nun auch getriebene Bronzegegenstände, zunächst flache tassenartige Schalen; bei Ruchow, Friedrichsruhe, Weisün standen sie in den Grabkammern ganz gleich den Thongefäßen; daß wir auch den berühmten Peckateker Wagen zu diesen Schalen zu rechnen haben, ist oben erwähnt. Diese ihrer Fundart nach ältesten getriebenen Sachen haben glatte oder leicht gerippte Wandungen und sind die Vorläufer einer großen und einflußreichen Gruppe getriebener und genieteter Arbeiten, welche die Entwicklung der jüngeren

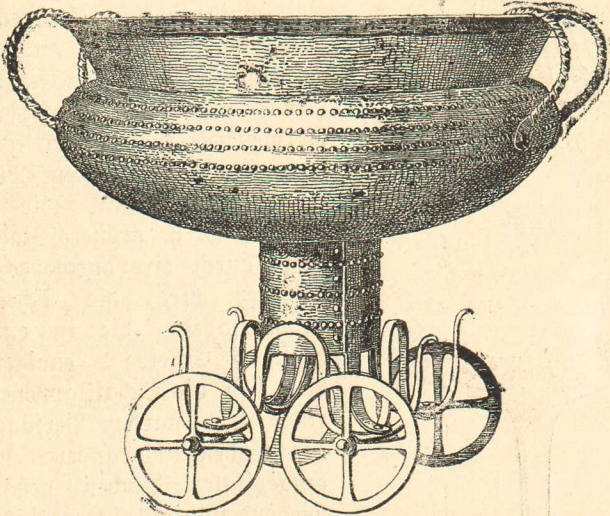


Abbildung 95.

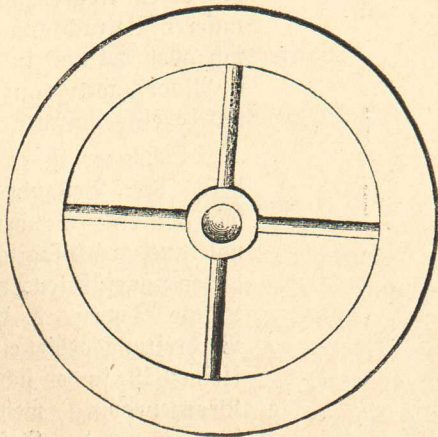


Abbildung 96.

Bronzezeit in hohem Grade mit bedingt haben. Die Heimat dieser Gefäße liegt, so weit erkennbar, in Oberitalien; welchem Volke man ihre Anfertigung zuzuschreiben hat, bleibt noch umstritten. Es waren Vorgänger der historischen Etrusker, schwerlich diesem Stamme selbst angehörig, ein Verhältnis, welches einige Archäologen mit der Benennung „protoetrurisch“, andere mit der „altitalisch“ zum Ausdruck bringen. Als Beispiel für die getriebenen Arbeiten südlicher Herkunft diene der Wagen von Peckatel. (Abb. 95 und 96; vgl. oben S. 44.)

Auch abgesehen von diesen Gegenständen, deren Herstellung dem Norden dauernd fremd geblieben ist, ist eine Anzahl Funde zu verzeichnen, die ihrer Form und ihrem Zweck nach einheimischen sehr nahe stehen und auf die parallele Entwicklung der Bronzezeit in den verschiedenen Ländern ein helles Licht werfen; auch chronologisch sind sie uns sehr wertvoll, weil sie beweisen, daß die nordische Bronzezeit den entsprechenden mitteleuropäischen Perioden etwa gleichzeitig sein muß und es

nicht statthaft ist, für sie eine längere Zeit (einige Forscher rechnen mit Jahrhunderten) hinter dem anderen Europa zurückbleibende Entwicklung anzunehmen. Wem der Sinn für die nordische Formenwelt aufgegangen ist, der findet ohne Mühe in unserem Museum die Fremdlinge heraus, wie die Radnadeln, d. h. größere Nadeln, deren Kopf durch ein durchbrochenes Rad gebildet wird, die Scheibennadeln, d. h. Nadeln, die in einer flachen großen Scheibe endigen, (siehe Abb. 97), die Schaftlappencelte, Armringe mit starker Verjüngung nach den Enden und anderes mehr. Die aufgezählten Sachen gehören überwiegend südwestlicheren Bronzegebieten an, deren Abgrenzung unter einander unserer Betrachtung fern liegt, finden sich aber bei uns in den Gräbern und in Moorfunden ganz so behandelt wie unsere einheimischen Dinge.

Schwerer ist es natürlich, innerhalb des Bestandes der nordischen Museen eine Sonderung der lokalen und aus archäologisch verwandten Gebieten eingeführten Typen vorzunehmen. Lokale Typen, d. h. Formen, deren Verbreitungsgebiet ein verhältnismäßig kleines ist, finden sich in der nordischen Bronzezeit mehrfach, besonders deutlich auf der Insel Bornholm, die fast eine Sonderstellung einnimmt. Auch Mecklenburg hat, z. B. in seinen

Handbergen und Handringen, eigene Formen. So eng die Verbindung zwischen Dänemark, Schleswig-Holstein und Mecklenburg auch in

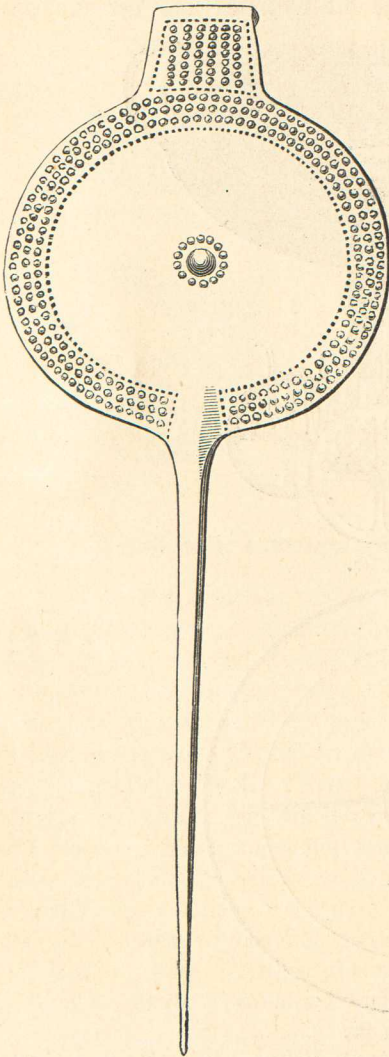


Abbildung 97.



Abbildung 98.

der Bronzezeit stets geblieben ist, so ist doch die Entwicklung der einzelnen Gebiete eine selbständige. Daher finden sich auch bei uns Geräte, die wir als nordisch und doch als Importgegenstände bezeichnen müssen: bei dem Wismarschen Horne haben wir es nur vermutet, deutlich aber gehört eine bei Jürgenshagen (bei Bützow) gefundene eigenartige Fibel (Abb. 98) mit länglichem Bügel und nach unten gebogenen Spiralplatten nach Bornholm und ebendorthin wohl auch eine schöne Brust- oder

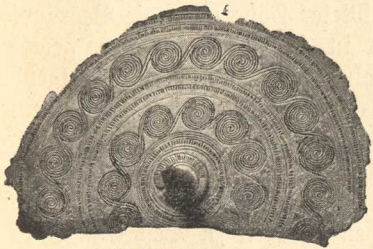


Abbildung 99.

Gürtelplatte, (Abb. 99) gefunden in einem Grabe im Amte Grabow, von einer Form, die in Dänemark häufig ist, während sie hier nur einmal vorkommt.

So bewährt sich auch in dem Verhältnis von eigenem und fremdem Material die Eigentümlichkeit der älteren Bronzezeit: es ist eine Periode von hoher Selbständigkeit und Kraft, die es verstanden hat, ganz fremde Kulturelemente an sich zu ziehen und zu gestalten und die, trotzdem sie bei dem Bezuge ihres Hauptmaterials fortdauernd auf fremde Hilfe angewiesen war, über Jahrhunderte hin ihre Eigenart behauptet hat.

Ein ganz anderes Bild gewährt uns die Betrachtung der jüngeren Bronzezeit.

Dritte Periode.

Die jüngere Bronzezeit.

Die Gräber.

Sehr verschieden sind schon die Grabformen. Die stolzen Denkhügel verschwinden, die Grabbauten werden so einfach wie möglich und führen allmählich zu den Gräbern der Eisenzeit, wo die Urnen mit den Leichenbrandresten flach in den natürlichen Boden eingegraben werden. Der Leichenbrand herrscht durchaus. Das Grab ist nichts als der Behälter der Gebeine, die von der Brandstelle gesammelt sind; das Streben, das Grab künstlicher zu gestalten oder reicher auszustatten, ist nicht mehr vorhanden. Diese Vereinfachung bereitet sich schon am Ende der älteren Bronzezeit vor und mag die Folge von neuen reinen Anschauungen über das Weiterleben der Seele sein, die in der neuen Periode zum Siege gelangt sind. Jedenfalls ist auch hier die Entwicklung eine allmähliche. Die jüngere Bronzezeit setzt nicht plötzlich mit neuen Gerätformen und neuen Grabgebräuchen ein, sondern geht aus der früheren langsam hervor; eine Erklärung der Verschiedenheiten durch Annahme einer Neueinwanderung ist hier noch weniger statthaft, als bei dem Übergang der älteren zur

jüngeren Steinzeit oder der Steinzeit zur Bronzezeit, so weit auch der eine Endpunkt, die isolirten Regelgräber mit ihren reichen, stark persönlich zugeschnittenen Einrichtung von dem andern, den in Massen charakterlos zusammengehäuften kümmerlichen Urnenbegräbnissen, entfernt ist.

Außerlich sind die Gräber der jüngeren Bronzezeit als solche meist nicht zu erkennen. Es sind entweder aufgeschichtete Hügel und zwar seltener ähnlich den Regelgräbern, nur niedriger, häufiger flache, halbkugelige Erd- oder Steinhäufungen von etwa 1 Meter Höhe oder die Begräbnisse finden sich in natürlichen Hügeln. Die in späteren Perioden gewöhnliche Form des Urnenfeldes behandeln wir erst in dem folgenden Abschnitt. Die Hügel sind gewöhnlich aus Erde, seltener aus Steinen errichtet; in den größeren finden sich Urnenbegräbnisse in größerer Zahl, nicht nur auf dem Urboden, sondern auch im Mantel des Hügels. In anderen Ländern sind in der besprochenen Periode sehr häufig Regelgräber aus der vorausgehenden Zeit zu Bestattungen benutzt; das ist auf unserem Boden sehr selten beobachtet. Die kleineren Hügel enthalten durchgängig nur eine Urne. Die in der älteren Zeit übliche Steinumfassung der Gräber findet sich auch jetzt noch, nicht nur bei Hügeln, sondern auch bei Flachgräbern; über solche Steinsetzungen mit jungen Bronzen wird bei Gallentin, Zickhusen und Rambow berichtet, doch sind sie leider nicht erhalten. Vielleicht sind auch die bekannten „Steintänze“ von Voitin in dem Tarnower Forst und bei Spornitz hierher zu zählen, doch läßt sich bei dem Mangel an beweisenden Funden nur die Analogie mit den genannten, gesicherten Fundstätten heranziehen. In den soeben beschriebenen Grabstätten findet die Beisetzung der zerbrannten Gebeine in Urnen statt; diese werden meist mit Steinen umgeben und sind gewöhnlich sehr sorgsam geschützt, ein flacher Stein bildet die Grundlage, größere werden herumgestellt, die Lücken mit Keilsteinen geschlossen; häufig ist auch die Form der kleinen, vierseitigen Steinkiste, welche aus aufrecht stehenden Platten aus Granit oder Sandstein und einer Deckplatte gebildet wird; gewöhnlich birgt die Kiste nur eine Urne, doch sind auch mehrere (bei Kreien z. B. einmal neun, bei Gallentin sechs) beobachtet. Beigefäße neben den Urnen sind auf unserem Gebiete sehr selten, ebenso neben den Urnen liegende Altsachen. Der Inhalt der Urnen besteht aus den Gebeinen, bei deren Sammlung von der Brandstelle sichtlich darauf geachtet wurde, daß kein leiblicher Rest des Verstorbenen verloren ging und Sorge für möglichste Reinhaltung von fremden Beimengungen, wie Asche, Kohle u. s. w. getragen ist; die Urnen sind daher gewöhnlich bis oben mit weißen, reinlichen Knochen gefüllt, doch kommt es am Schlusse der Periode schon vor, was später häufiger wird, daß nur eine Hand voll Knochen in die Urne gelegt ist. Von einer Ordnung der Knochen, die man in anderen Ländern gefunden haben will, so daß die Beckenknochen unten, die Schädelknochen obenauf gelegen hätten, habe ich bei der Entleerung sehr zahlreicher Urnen aus dieser Periode nichts gemerkt.*) Die Größe der Urnen entspricht im allgemeinen der Menge der Gebeine; Kinderbestattungen sind meist schon an der

*) Wohl aber in einem jungeneisenzeitlichen Urnenfelde (von Pritzler); s. unten.

kleineren Form der Urne erkennbar. Die Urne wird mit einer Deckelschale oder einem flachen Stein geschlossen. Die Gebeine werden gelegentlich in ein Tuch geschlagen in die Urne gesenkt; so fanden sich in einem Grabe bei Schaliß an den Wänden des Gefäßes und an den inliegenden Bronzen Reste eines gewebten Stoffes (Wolle). Die Ausstattung der Urnen ist kümmerlich. Größere Sachen fehlen ganz. Es überwiegen kleine Toilettengegenstände, so die Pincetten (Nippzangen), Rasiermesser und ein pfriemenartiges Gerät, in dem man eine „Tätowiernadel“ vermutet hat. Es sind dieses wohl die Geräte, mit denen die letzte Ausschmückung des Toten vorgenommen ist. Sonst finden sich auch Lanzenspitzen, Arm- und Fingerringe u. s. w., meist nur ein Stück in einer Urne und von einfachster Arbeit, oft anscheinend nur für den Grabgebrauch angefertigt. Wenn wir die jüngere Bronzezeit nur nach den Grabbeigaben beurteilen wollten, müßten wir in ihr eine Periode weiten Rückgangs der Bronzezeittechnik sehen. Wir werden aber finden, daß im Gegenteil gerade diese Zeit verschwenderisch reiche und besonders kunstvolle Bronzen hervorgebracht hat. Nicht Armut also ist der Grund der spärlichen Ausstattung, sondern ein Wechsel in den Grabgebräuchen.

Begräbnisse der angegebenen Art sind nun im Lande ungemein häufig, bleiben aber infolge ihrer Unscheinbarkeit leicht unbeobachtet. Auch hat die Ähnlichkeit der Hügelgräber mit den Regelgräbern oft dazu verführt, sie in die ältere Periode zu setzen, ebenso wie nach der andern Seite die Gleichheit der Bestattung in Urnenfeldern die Unterscheidung zwischen Bronzezeit und Eisenzeit erschwert. So kommt es, daß die Eigenart der jüngeren Bronzezeit lange überhaupt unerkannt geblieben ist und erst die letzten Jahre größere Klarheit geschaffen haben. Unter diesen Umständen sind wir noch nicht in der Lage, wie wir es bei den Hümengräbern und Regelgräbern konnten, das Land nach der Dichtigkeit der Gräber in gewisse Gebiete zu teilen. Aber einige feste Punkte treten schon hervor. So finden sich an einigen Stellen Regelgräber und jungbronzezeitliche Gräber dicht neben einander und sind nicht immer zu trennen; so besonders in der Gegend südlich von Parchim, Lübz, Plau, wo z. B. bei Vietlütbe, Dammerow, Rehow, Wangelin beide Arten gedrängt zusammen liegen. Andererseits finden sich östlich vom Plauer und Krakower See auffallend viele und ungewöhnlich gut ausgestattete Gräber dieser Art (Sufow, Sparow, Alt-Schwerin, Dobbin), während Regelgräber dort selten sind. Im ganzen ist der nördliche Teil des Landes arm an jungbronzezeitlichen Gräbern. Wir zählen etwa 80 hierher gehörende Fundstellen; von diesen liegen nur zwölf nördlich einer Linie Gadebusch-Sternberg-Malchin. Das nähere wird auf der in kurzer Zeit erscheinenden vorgeschichtlichen Karte ersichtlich sein. Da mit dieser Verteilung die der anderen jungbronzezeitlichen Funde stimmt, ist eine Verschiebung gegenüber der älteren Bronzezeit unverkennbar. Diese geht nach Süden, genauer Südosten, eine Richtung, die nicht bedeutungslos ist. Es lockert sich in der jüngeren Bronzezeit der enge Zusammenhang, den Mecklenburg bis dahin mit Dänemark hatte, und unser Land nähert sich archäologisch mehr als bisher seinen deutschen Nachbarländern, besonders Pommern und Brandenburg. (Anmerkung 28.)

Die ältere Bronzezeit in Pommern ist nur schwach entwickelt und zeigt keine originalen Züge; in der jüngeren Bronzezeit bietet das Land ein glänzendes Bild einer Bronzekultur mit einem reichen, fast üppigen Formenschatz, der nur zum geringen Teile auf nordische Vorbilder zurückgeht, dagegen sich eng an Typen anschließt, welche ihre Heimat in Ungarn und den östlichen Alpenländern zu haben scheinen und dem Formenkreise der „ungarischen Bronzezeit“ und „älteren Hallstadtzeit“ angehören. Noch weiter nach Osten, in West-Preußen, verschwinden die nordischen Typen, und der südöstliche, besonders Hallstädter Einfluß tritt noch reiner hervor. Man hat die Blüte der jüngeren Bronzezeit in Pommern durch ein Vordringen nordischer, also germanischer Stämme in diese Gebiete erklären wollen. So ansprechend diese Erklärung ist, verhalten wir uns ihr gegenüber vorläufig ebenso zurückhaltend, wie wir es oben bei ähnlichen Versuchen, Kulturersehnungen auf unserem Boden auf Völkerwanderungen zurückzuführen, gethan haben. Für uns ist nur von Bedeutung, daß in der besprochenen Periode die ungemein reiche mitteleuropäische Bronzezeit, deren Hauptland Ungarn ist, ihren Einfluß auf Wegen, die durch das östliche Deutschland gehen und für welche die Oder eine Hauptstraße gebildet haben wird, bis an die Ostsee erstreckt und besonders in Pommern eine neue Zeit heraufführt. Diese Einwirkung ist auch entscheidend für die jüngere nordische Bronzezeit, deren Typen keine einfachen Weiterbildungen älterer nordischer sind, sondern durch Kreuzungen zwischen diesen und südlichen entstanden. Ehe wir dieses Verhältnis im einzelnen nachweisen, müssen wir aber einen Blick auf eine Gruppe von Fundstätten werfen, auf welchen noch mehr wie auf den Gräbern unsere Kenntnis dieser Periode beruht.

Depotfunde.

Schon bei der Steinzeit ist die eigentümliche Sitte vorgeschichtlicher Perioden besprochen, kostbare Gegenstände an geschützten Stellen zu bergen (oben S. 17). Am ausgeprägtesten erscheint der Gebrauch in der jetzt von uns behandelten Periode, der jüngeren Bronzezeit. Unterbrochen ist er nie. Die Funde der ältesten Bronzezeit sind durchgängig „Depotfunde“; aus der älteren Bronzezeit haben wir z. B. einen dahin gehörenden größeren Fund von Barnekow (bei Wismar), dessen Hauptstück eine Schmuckdose mit Inhalt von goldenen Ringen ist, sowie Funde von Güstrow und Vogelsang (bei Güstrow), wo Paare von Handbergen und Handringen gefunden sind. Aber erst in der jüngeren Bronzezeit häufen sich diese Funde so, daß wir eine durchgängige Sitte in diesen Niederlagen zu erkennen genötigt sind, deren Sinn und Bedeutung sich allerdings nur ahnen läßt. Ja, das Bild, welches wir von der jüngeren Bronzezeit entwerfen, beruht hauptsächlich auf diesen Funden. Meist finden sich die Sachen an flachen Stellen früherer Seebecken, oft auch unter oder an großen Steinen, sorgsam verpackt, oft von einem Thongefäße umschlossen. Sollten es nur besonders geschätzte Gegenstände sein, die man

zeitweilig an geschützter Stelle barg, und die durch irgend einen Zufall nicht wieder zu Tage gefördert wurden? Bei manchen mag die Erklärung ausreichen, als einzige genügt sie nicht. Denn einmal ist die Zahl der Funde zu groß, als daß man dem Zufall die entscheidende Rolle zutrauen sollte, ferner ist die Zusammensetzung der Funde eine merkwürdig gleichmäßige. Sehr selten sind Waffen; meist sind es Schmuckgegenstände, welche doppelt auftreten, Hand- und Halsringe. Oder es sind schwere goldene Ringe von der unten S. 81 abgebildeten Form, die bisher stets allein gefunden sind, oder die großen Hängebecken, welche meist eine ganze Ausrüstung an Toilettegegenständen enthalten; dabei liegt gewöhnlich als einziger Gebrauchsgegenstand ein Cest (Flachcest oder Hohlcest). Stets sind es besonders schön gearbeitete Stücke. Die nächst liegende Erklärung für die Niederlage dieser Dinge ist die, daß sie, dem praktischen Gebrauch entzogen, irgend einem anderen höheren Zwecke dienen sollten, als „Weihegaben“, „Botive“ oder wie man es sonst nennen will. Die nähere Deutung wird dunkel bleiben, so lange uns ein Einblick in die psychologischen und religiösen Anschauungen jener Bevölkerung unmöglich ist; es können Götter oder Verstorbene sein, denen man mit der Niederlegung einen Dienst zu erweisen gedachte, es mag auch eine Vorstellung mitgewirkt haben, nach welcher dem Niederlegenden selbst jene Schätze in einem andern Leben zu Gute kommen würden, so daß man in ihnen eine „Selbstausrüstung für das künftige Leben“ sehen könnte. Es wären dann die „Botivefunde“ ein Ersatz für die kümmerliche Ausstattung der Gräber. Alle diese Erklärungsversuche ge-

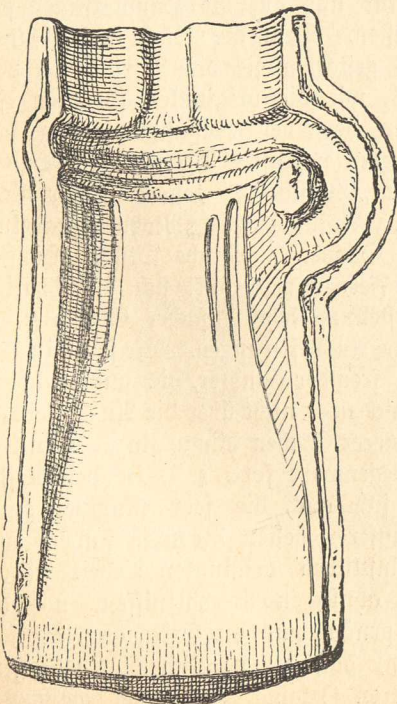


Abbildung 100.

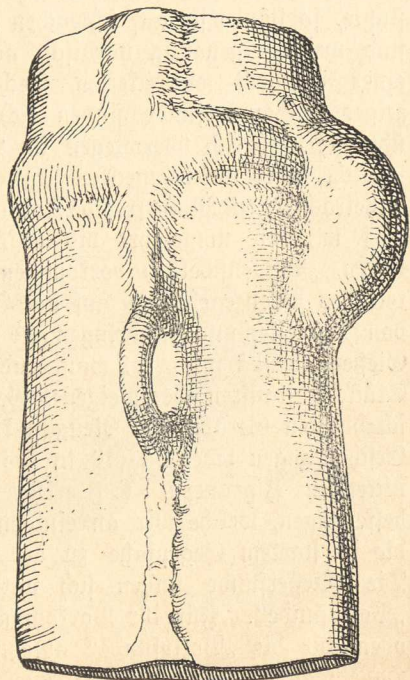


Abbildung 101.

hören in das Gebiet ausdeutender Phantasie, deren niemand ganz ent-raten kann, der sich ein Bild von einem entschwundenen Leben machen will.

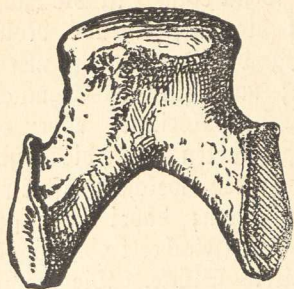


Abbildung 102.

Anderer Art ist eine zweite Gruppe. Die Botivfunde zeichnen sich nicht nur durch stattliche Exemplare, sondern auch durch gute Erhaltung aus. Mehrmals sind nun aber gerade Massenfunde von Bronzen gemacht, die fast ausschließlich aus zerbrochenem und unbrauchbarem Ge-rät bestehen. Es sind nicht zerschlagene Stücke, die vor der Niederlegung gebrauchsf-unfähig gemacht werden sollten, sondern gesammeltes altes Metall, welches zum Umschmelzen bestimmt war. Dazwischen finden sich Metallklumpen, aber auch neu gearbeitete und im Guß verunglückte Stücke, Guß-zapfen und selbst Gußformen. Die beistehenden Abbildungen 100 bis 102 geben solche Formen und Zapfen aus unserem her-vorragendsten Funde, dem von Holzendorf, wieder. Es liegt in diesen Funden, die man als „Gußstätten“, „Gießer- oder Händler-funde“ bezeichnet, ein handgreiflicher Beweis für eine im Lande ausgeübte Bronzeindustrie. Es ist das eine Beobachtung, deren Be-deutung oft überschätzt ist, indem man sie in erster Linie gegen jene Alttertumsforscher ins Feld führte, welche den im nordischen Boden ge-fundenen Bronzen die Autochthonie absprachen. Wenn unsere Annahme einer einheimischen hohen Bronzekultur nur auf die Händlerfunde sich stützte, so stände sie auf schwachen Füßen. Denn die Stücke dieser Funde sind weder eigenartig nordisch, noch gestatten sie die Vorstellung von einer so hoch entwickelten Technik, wie die originalen Bronzen sie zeigen. Händlerfunde finden sich in derselben Zusammensetzung fast überall; natürlich überwiegen im Norden nordische Bronzen, im Süden südliche, aber unsere mecklenburgischen „Gußstätten“ zeigen in gar nicht unbeträchtlichem Maße fremde Formen, z. B. süddeutsche „Mohnkopfnadeln“ u. s. w., wie umgekehrt bis in die Schweiz nordische Stücke (Hänge-becken, „Brillensibeln“) vorkommen. Ferner beschränkt sich die Thätig-keit des Bronzearbeiters auf die Herstellung sehr einfacher Geräte z. B. von Hohlcelten und Handringen und rohe Ausbesserungen. Wir sehen in den Gießerfunden den Vorrat wandernder, fremder Händler, die unbrauchbare Stücke aufkauften, deren eigenes Geschick aber nicht über die Ausbesserung schadhafter Gerätes und Neuguß kleinerer Sachen hinausging. Ähnliche Erscheinungen leben ja bis in die Gegenwart fort, z. B. in den Kessel flickenden Zigeunern. So erklären sich auch die sehr plumpen Aus-besserungen, welche wir an einigen unserer besten Bronzen finden, und die in starkem Gegensatz zu der künstlichen originalen Arbeit stehen. Die Gießerfunde finden sich unter ähnlichen Verhältnissen, wie die „Botivfunde“. Für ihr Vorkommen genügt uns die Erklärung, die wir oben für die „Botivfunde“ ablehnten, daß es nämlich die geborgene Habe wandernder Fremder ist, zu deren Hebung diese nicht gekommen

sind; selbstverständlich war die Stellung jener Fremden eine vielfach gefährdete, und sie werden häufig in die Lage gekommen sein, für ihre Vorräte einen Schutz zu suchen, der oft versagte. Unsere bedeutenderen Gießereifunde sind sämtlich veröffentlicht und ein Eingehen auf die Einzelheiten hier entbehrlich; ihre Fundorte sind Holzendorf (bei Sternberg), Ruthen und Karbow (bei Lübz), Hinzenhagen (bei Krakow), Gr.-Dratow (bei Waren). (Anmerkung 29.)

Wohnstätten sind aus der jüngeren Zeit nicht bekannt geworden; für Verteidigungswerke gilt das oben (S. 46) bei Gelegenheit der älteren Bronzezeit Gesagte; die in Mecklenburg-Strelitz beobachteten vorlavischen Wälle scheinen sämtlich der jüngeren Bronzezeit anzugehören.

Die Gerätformen der jüngeren Bronzezeit.

Im Gegensatz zu dem sparsamen Gebrauch der Bronze in der älteren Periode ist die jüngere reich, bis zur Verschwendung. Die Formen verlieren ihre Straffheit und werden breit und massig, die Profilierung, früher streng und kräftig, wird weich und oft verschwommen, die Ornamentierung voller, künstlicher und willkürlicher. Schon oben ist darauf hingewiesen, daß diese Veränderungen nicht auf zufälligen Geschmackverschiebungen beruhen, sondern durch einen stärkeren Einfluß südöstlicher Importgegenstände mit bedingt sind. Der Stil der jüngeren Bronzezeit hat seine Herkunft nie verleugnet: die Mehrzahl der jüngeren Bronzen sind in den östlichen Strichen des nordischen Bronzegebietes gefunden, ein Umstand, der einen der besten Kenner der nordischen Vorgeschichte, Sophus Müller, zeitweilig zur Aufstellung einer im wesentlichen gleichzeitigen östlichen und westlichen Bronzekultur veranlaßt hat. Heute sind wohl alle Forscher darin einig, daß eine chronologische Scheidung der Funde, wie sie am vollständigsten Montelius

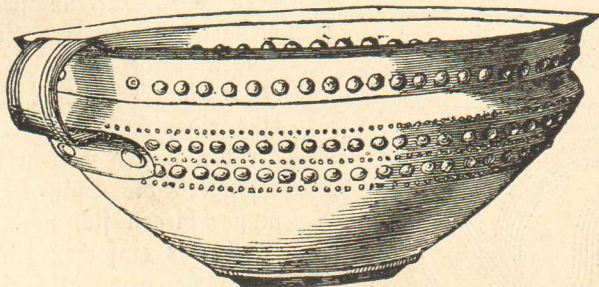


Abbildung 103.

gegeben hat, die richtige ist. Müllers Verdienst bleibt der Nachweis, daß die Typen nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich geschieden sind, d. h. daß die Hauptländer der jüngeren Bronzezeit andere sind als die der älteren. (Anmerkung 30.)

Der Einfluß der südlichen Importgegenstände, die jetzt in großen Massen erscheinen, äußert sich nicht so sehr in der Nachahmung einzelner



Abbildung 104.

Diese sucht man nachzuahmen, aber nicht in ihrer eigenen Technik des Treibens, die dem Norden immer fremd geblieben ist, sondern im Guß. Man strebt danach,

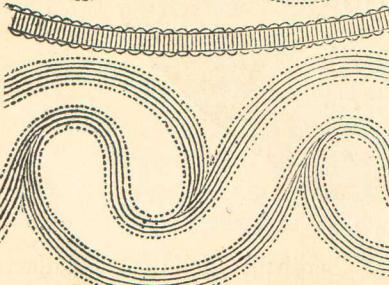
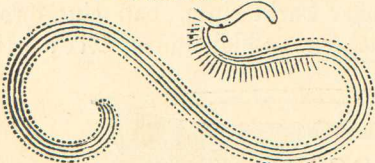
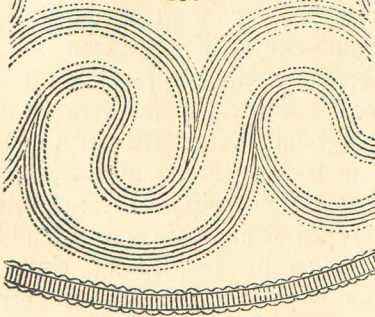
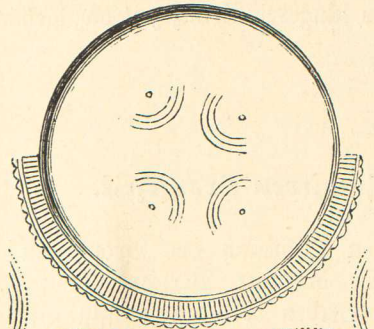


Abbildung 105.

Geräte, als in der Formengebung und Ornamentierung. Zahlreich sind die getriebenen Gefäße, z. B. Zierbuckeln, Vasen und Schalen, welche jetzt auftreten. Die Formen der letzteren zeigen beistehende Abbildungen (103 von Dahmen, 104 von Brook bei Lübz).

auch durch Guß gerundete Formen, Platten, Wülste u. s. w. herzustellen; so entstehen z. B. die „Brillensibeln“ mit ihren breiten gebuckelten Endplatten (s. unten S. 77 Abb. 120), die großen, sehr künstlichen Hängegefäße, die massigen Armbänder und andere besonders charakteristische Formen, auf die unten näher einzugehen sein wird. Im Ornament dringen nicht nur klassische Motive, die in der Hallstadtperiode Aufnahme gefunden haben, auch zu uns, so der Mäander und das Flechtband, sondern es verändert sich die ganze Ornamentensprache. Um Wiederholungen zu vermeiden, sei es gestattet, schon hier eine kurze Charakteristik des jungbronzezeitlichen Dekorationsstils einzuschreiben.

Wir haben oben gesehen, wie die Spirale schon in der älteren Bronzezeit verschwindet; zu Bändern oder Sternmustern zusammengesetzte gerade Linien oder Bogen bildeten das Hauptmotiv. In diese Ornamentik kommt jetzt eine eigentümliche Bewegung: die geraden Linien werden schmiegsam, besonders die Spitzen der Sternmuster biegen sich nach außen, an Stelle der einfachen Linie tritt die mehrfache, gewöhnlich eingefaßt mit Punktreihen. Die bandartige Anordnung wird auch jetzt noch beibehalten, aber das Ornament wird aufdringlicher und überzieht gern die ganze Fläche des Gerätes. Zu

diesen einheimischen Motiven treten im Laufe der besprochenen Periode fremde: das nordische Ornamentband ist geschlossen, auch die lebendigste Linie kehrt immer wieder in die Grenzen des Bandes zurück. Anders in einem südlichen, dem unsern nahe verwandten Dekorationsstil, der am reichsten an den ungarischen Bronzen hervortritt: hier löst sich das Ornament in lockere Glieder auf, die flatternd mit freien Endigungen aus der Längsrichtung des Bandes hervortreten. Diese Neigung, die Bänder zu lockern und freie Endigungen zu schaffen, tritt auch in der letzten Zeit der nordischen Bronzezeit scharf hervor. Damit verbinden sich direkt klassische Motive: am deutlichsten ist der Mäander und das Hakenkreuz; aber auch die Wellenlinie mit spitzen Endigungen und die „S-förmige Schlinge“ mögen durch die bekannten Formen des „laufenden Hundes“ und das uralte „Flechtband“ beeinflusst sein.

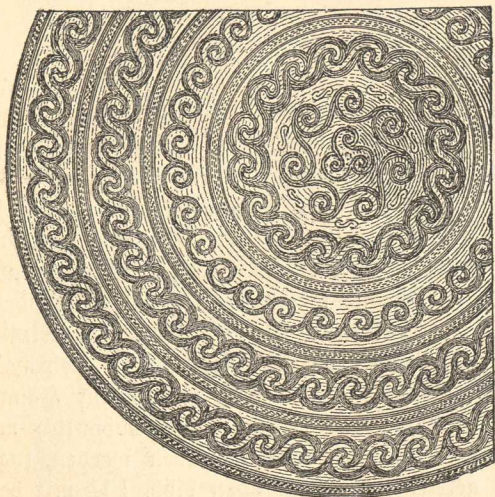


Abbildung 106.

Elemente stammen, dringen nun auch figurale Bildungen in die bis dahin streng lineare Dekoration ein. Dahin gehört besonders ein breit schnabliges Wasservogel, (eine genauere Bestimmung macht die starke Stilisierung unmöglich), der an Hallstadtsachen als plastisches, wie als Flächenornament außerordentlich häufig ist (vgl. unten S. 80 Abb. 134 den Bronzeimer von Granzin) und der nun auch an unzweifelhaft nordischen Fabrikaten angebracht erscheint. Allerdings geht mit dem Hallstadtvogel hier oft eine seltsame Umwandlung vor: der Kopf wird mit einem Kamme versehen, der Leib lang gestreckt, und auf diese Weise entsteht jene Drachenform, die auf den Hängebecken so häufig auftritt, sehr selten in voller Bildung, meist nur als Endigungen der Wellenlinie. (Vgl. Abb. 105.) Stilisierte Pferde- und Menschengestalten, wie sie in Dänemark und Schleswig gelegentlich gefunden sind, sind unserem Gebiete fremd; eine kleine verunglückte Tierfigur (Abb. 107) und ein Hallstadtvogel auf einer Zierplatte (Abb. 108) sind unsere einzigen plastischen Erzeugnisse in Bronze. Auch ein anderes in den genannten Ländern häufiges Motiv kommt bei uns nur ganz vereinzelt und nicht voll ausgebildet vor, das

Sehr charakteristisch ist es, daß alle diese Motive in die nordische Formensprache überetzt sind. Hakenkreuz und Mäander erscheinen mit abgerundeten Ecken, das Flechtband stark verschoben, alle aus mehreren Parallel-linien gebildet. Am entschiedensten tritt uns dieser ganze barocke Dekorationsstil an den großen Hängebecken der letzten Stilphase entgegen. (Vgl. Abb. 105 und 106, aus den Funden von Roga und Brook.) Aus demselben Formenkreise, aus dem die eben genannten

fog. „Schiffsornament“. Diese besonders auf Messern und den Platten von Halsringen (s. unten Abb. 123) beliebte Verzierung zeigt große Verwandtschaft mit dem Drachenkopfmotiv, indem die Steven an dem lang-

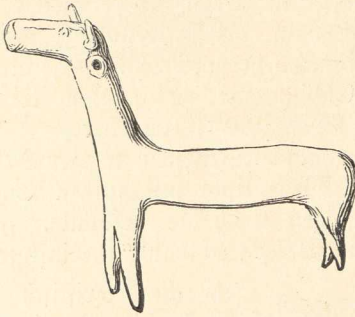


Abbildung 107.



Abbildung 108.

gestreckten Schiffsleibe gern als Drachen-(oder Vogel-)köpfe gebildet werden, doch macht die Andeutung der Ruder, ja selbst von Mast, Segel und Bemannung die Deutung zweifellos. -- Alle die besprochenen Verzierungen sind Flächenornamente, welche durch Punzen hergestellt sind. Erhabene, schon bei dem Gusse mitgearbeitete Verzierungen sind seltener; wie schon oben erwähnt, hat die jüngere Zeit flachere und weichere Profile als die ältere. Aber sie fehlen nicht ganz. Besonders interessant ist es, daß ein bei getriebenen Gefäßen beliebtes Motiv,

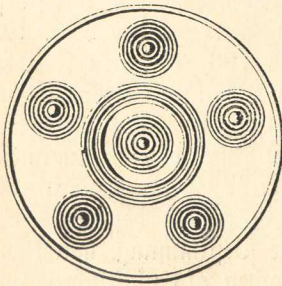


Abbildung 109.

concentrische Kreise mit Mittelpunkt, mehrmals in Guß nachgeahmt erscheint, so auf Hängebecken, den „Zierbuckeln“, die gewöhnlich mit Hängebecken zusammen gefunden werden, (vgl. die getriebene Schale oben Abb. 104 mit beistehendem Boden eines Hängebeckens und dem Zierbuckel unten Abb. 130), „Brillenfibeln“ und sonst.

So weit sich die jüngere Ornamentik von der älteren entfernt hat, ist doch eine gewisse Familienverwandtschaft unverkennbar, besonders auch in den Beschränkungen, die sie sich auslegt.

Geblichen ist die Anordnung in horizontalen Streifen oder Bändern, und hier wie da findet sich die Ornamentik ausschließlich an den Bronzen. Sehr im Gegensatz zu der Kunstübung in den verwandten südlichen Kulturen, wo die Thongefäße mit einer üppig wuchernden Ornamentik überzogen werden, sind die nordischen Urnen fast schmucklos. (Anmerkung 31.)

Wir wenden uns zu der Betrachtung der Gerättypen und beginnen wie oben mit den Waffen. Es entspricht dem Gesamtcharakter

der Zeit, daß die Waffenfunde viel spärlicher sind; fällt doch die Ausstattung der Gräber fort, und die Depotfunde enthalten Schmucksachen.

Doch hat auch die jüngere Periode Schwerterformen, die ihr eigentümlich sind. Die eine zeigt eine lange, breite, flache Klinge, gewöhnlich mit schwachem Mittelgrate; die Klinge endet in einer schmalen Griffangel, der Griff schließt in einem breiten, flach gewölbten Knauf, eine Form, die sich als Weiterentwicklung der oben beschriebenen nordischen Form ergibt.



Das abgebildete Stück (Abb. 110) stammt von Lüßow bei Güstrow. Eine zweite Form hat eine lange, spitze, schmale Klinge mit Griffangel, welche nach unten durch eine umliegende Griffessel abgeschlossen wird; vgl. die Abbildung 111 eines Schwertes von Gnoien. Auffallend groß ist daneben die Zahl der eingeführten Schwerter, welche meist durch gute Erhaltung und Schönheit sich auszeichnen: so besitzen wir drei Schwerter von „ungarischem“ Typus mit rundem, schalenförmigem Knauf; ein anderes, wohl ebenfalls ungarisches, mit Griffzunge, eins vom sog. „Konzanotypus“, wie sie besonders im Rhonegebiet häufig sind, ein „Antennenschwert“, wie sie in Hallstadt und sonst am Ende der Bronzezeit gefunden worden; alles Einzel-funde aus Mooren, Beweise für den regen Handelsverkehr dieser Zeit, welcher die Erzeugnisse aus ganz verschiedenen Gegenden durch einander würfelte. — Ein eigentümlicher Gebrauch dieser Zeit war es, kleine Nachbildungen von Schwertern (von etwa 10 Centimeter Länge) in die Graburne zu legen; diese Nachbildungen zeigen oft ausländische Formen, beweisen also, daß der Gebrauch fremder Schwerter damals etwas ganz gewöhnliches war. Lanzenspitzen sind nicht selten, kommen auch in Gräbern oft vor; es überwiegen kleinere Stücke mit Schafttülle und hochsitzenen, geschweiften

Abb. 110.

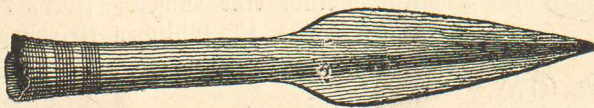


Abbildung 112.

Flügeln, daneben finden sich seltener lange mit Schafttülle und gleichmäßig sich verjüngendem Blatt. (Abb. 112, nach einem Funde von Demzin bei Malchin). Die Celte dieser Periode sind durchgängig „Hohlcelte“, d. h. sie besitzen eine rundliche Öffnung zur Aufnahme eines Schaftes, zu dessen Befestigung eine Nöe dient. (Siehe umstehende Abbildungen 113 und 114). Die Größe ist meist nur gering, auch die Arbeit oft nachlässig. In Gräbern finden sich diese Hohlcelte fast nie, häufig aber in Moorfunden. Abb. 115 zeigt eine ungarische Form, die auch auf unserem Boden als Wanderer auftritt.

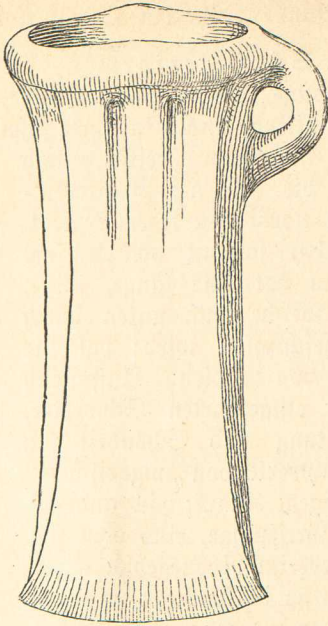


Abbildung 113.

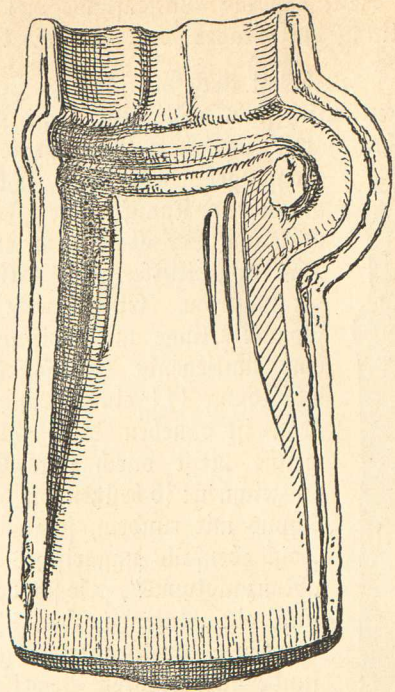


Abbildung 114.

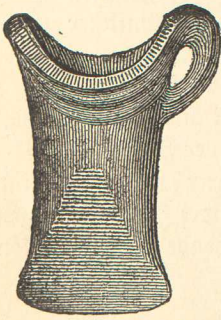


Abbildung 115.

Wie früher, bilden auch jetzt die Messer eine der reichsten Fundgruppen. Gehören doch Messer zu dem stehenden Inventar der Graburnen. Gewöhnlich zeigen sie ein breites, flaches Blatt mit kleinem Griff, der durch eine einfache Umbiegung oder auch eine Spirale gebildet wird. (Abb. 116, von Spornitz); Messer mit rundlicher Schneide sind selten und offenbar südlichen Vorbildern nachgebildet (Abb. 117, von Schaliß). Auch eine längere Form mit aufrecht gebogener Spitze ist südlichen Ursprungs und be-

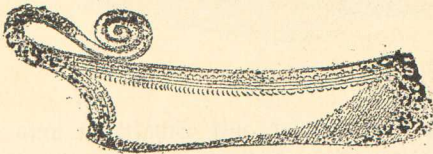


Abbildung 116.

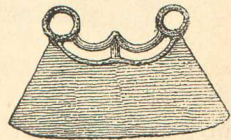


Abbildung 117.

sonders in den Schweizer Pfahlbauten häufig. (Abb. 118, von Dobbin bei Krakow)



Abbildung 118.



Über die Pincetten (Rippzangen) ist schon oben gesprochen (S. 51). Sie sind jetzt sehr häufig und zeigen bei einfacher Form oft niedliche Verzierungen; eine seltene Form mit rundlicher Öffnung zum Aufhängen zeigt beistehendes Stück, welches mit dem Messer Abb. 117 in einem größeren Grabe bei Schaliß gefunden wurde. (Abb. 119).

Besonders charakteristisch für den Stil der jüngeren Bronzezeit ist die Gestaltung der Fibel. An Stelle der schlanken älteren Fibeln mit gestrecktem Bügel und kleinen (Spiral-) Platten treten sog. „Brillenfibeln“, kurze, breite Formen mit kleinem und stark gewölbtem Bügel und breiten, scheibenförmigen, oft gewölbten Platten; die Nadel endigt in einer Scheibe, einem Ring oder, dieses ist die jüngste Form, leierförmig. (Vergl. Abb. 120, ein Stück unbekanntes Fundorts.)

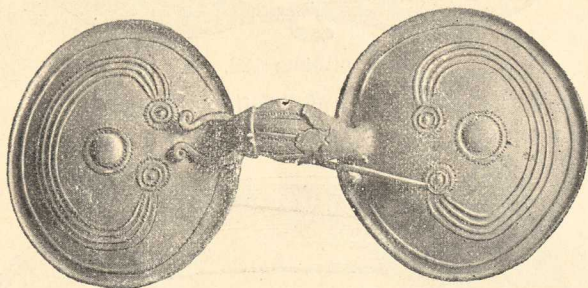


Abbildung 120.

Nadeln erscheinen in großer Fülle, aber in wenig originellen Formen. Meist sind sie klein; der Kopf ist zart und fein profiliert oder wird von einer Schale, einer zurückgebogenen Öse („Kollennadeln“) oder Spirale (einfach oder doppelt) gebildet. Kleine Nadeln dieser Art sind weit verbreitet und finden sich fast in ganz Deutschland; sie gehören überwiegend erst der nächsten Periode an und reichen noch in die Eisenzeit hinein; zur Feststellung der zeitlichen Zusammengehörigkeit der verschiedenen Gebiete sind sie von einer nicht zu unterschätzenden Bedeutung.

Die Schmuckringe gehen denselben Weg der Entwicklung, den wir bei den andern Gegenständen bemerkt haben: sie werden breiter und auffälliger. Die Halsringe sind gewöhnlich gewunden, die sog. torques; über eine Form, wo die Drehung nicht gleichmäßig ist, sondern ihre

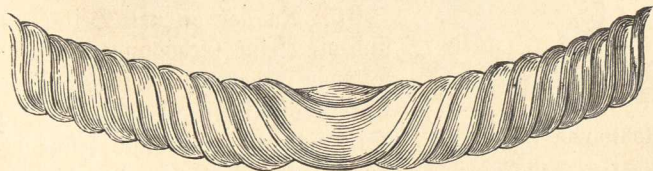


Abbildung 121.

Richtung mehrmals wechselt (s. Abb. 121), wird unten bei der Eisenzeit zu reden sein. Die Torsion ist nicht immer wirklich ausgeführt, sondern oft nur durch Einkerbungen angedeutet; ein besonderes Kunst-

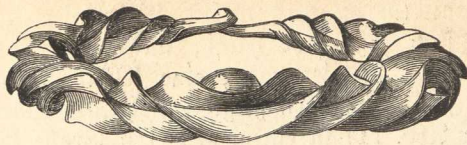


Abbildung 122.

anderer Form erweitert sich vor dem Schlußstück der Ring zu ovalen Platten, die gern mit dem Schiffsornament versehen werden. (Abbildung

stück ist der Torques aus blatt-
dünner Bronze mit scharfen
Kanten, ein ebenso schwer her-
zustellender wie unbequemer
Schmuck. (Abbildung 122,
von Kreien). Bei einer

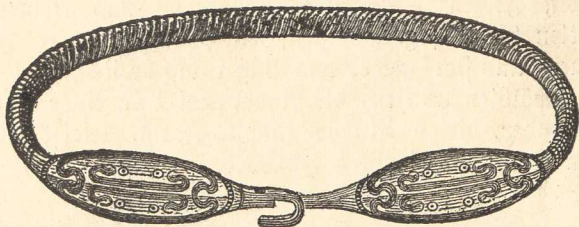


Abbildung 123.

123, von Broof). Der Schluß besteht gewöhnlich in einfachen in einander greifenden Haken. Die Handringe sind nicht mehr massiv,

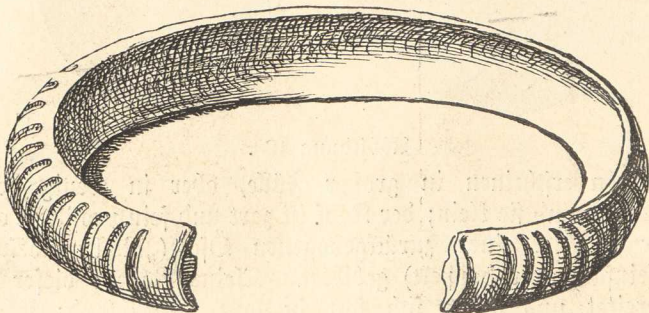


Abbildung 124.

sondern werden gebildet durch ein nach außen gebogenes Bronzeband mit verschiedenartigen Verzierungen. (S. Abb. 124 und 125). Oft

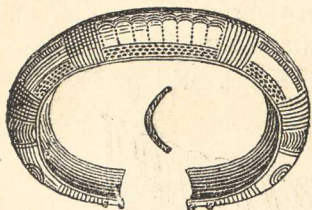


Abbildung 125.

ist das Band sehr breit gestaltet und mit ausgesparten Dreiecken, Längsrippen, kleinen Osen, an denen Klapperbleche hängen, verschiedenartig verziert (s. Abb. 126). An der offenen Seite des Ringes sind oft kleine Erhöhungen „Stollen“, in seltenen Fällen auch einseitig, so bei einem Stück von Woez (Abbildung 127). Zum

Schmuck der Arme und Füße dient auch

ein monströses Stück, ein hohler rundlicher Wulst, der bis 10 Centimeter Dicke hat (Abb. 128). Die Schmuckknöpfe kleinerer Form verschwinden. Dafür tritt ein sonderbares Gebilde ein, über dessen Deutung man lange im unklaren gewesen ist, eine hohle Halbkugel mit stumpfer Spitze, innen

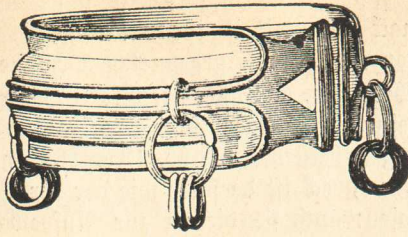


Abbildung 126.



Abbildung 127.

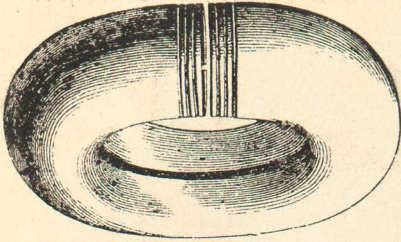


Abbildung 128.

mit kleinen Stäben versehen, die offenbar zum Halten dienen. Gewöhnlich finden sich diese Gegenstände zusammen mit Hängebecken und haben auch dieselbe Dekoration wie diese, sodaß ihre Deutung als Handhaben für Hängebecken nahe lag. (Abbildungen 129 und 130). Flachere gewölbte Zierplatten



Abbildung 129.

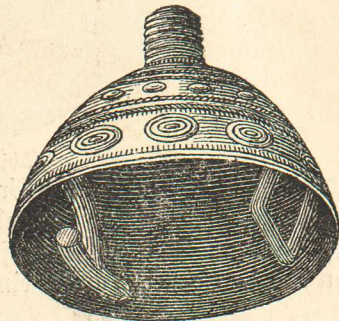


Abbildung 130.

mit Öse dienen wohl als Pferdeschmuck. Die Hängebecken selbst bilden, wie schon oben erwähnt, die auffallendsten und charakteristischsten Gegenstände der jüngeren Bronzeperiode. Daß sie Weiterbildungen

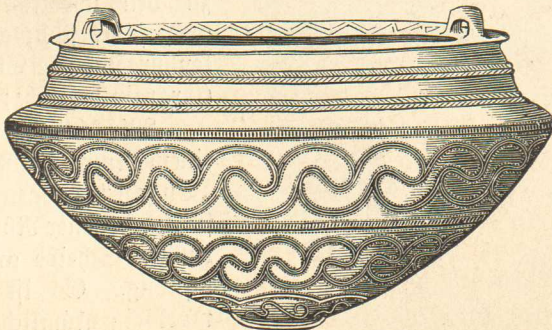


Abbildung 131.

der kleineren Bronzedosen mit flachem Boden sind, ist ohne Weiteres klar. Entsprechend dem Geschmack der Zeit ist ihr Boden gewölbt, und sie sind mit einer reichen Fülle von in Streifen geordneten Ornamenten

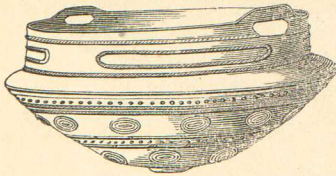


Abbildung 132.

überzogen, die schon oben ihre Beschreibung gefunden haben. Drei verschiedene Typen zeigen beistehende Abb. 131, 132 und 133. Ihr Zweck ist derselbe wie der der Bronzedosen: auch sie dienen zur Aufbewahrung besonders geschätzter Sachen, hauptsächlich von Schmuckgegenständen; ein Deckel ist dabei

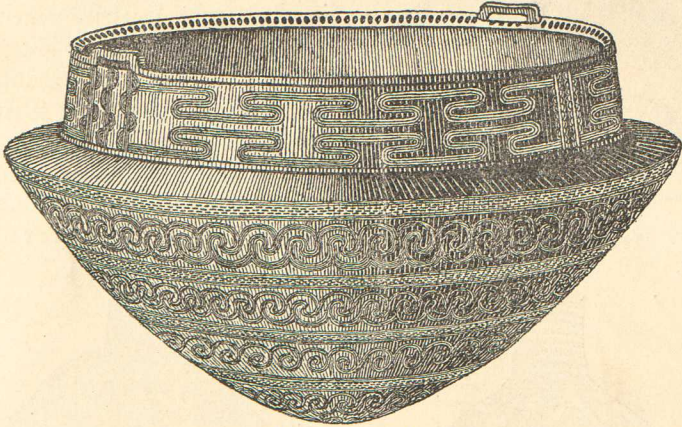


Abbildung 133.

nie beobachtet worden. In Gräbern finden sich Hängebecken nicht, wohl aber sind sie hervorstechende Zierden der „Depotfunde“. — Die Hängebecken sind eine echt nordische Bildung; ihr südliches Gegenstück bilden die „Trageimer“, große eimerartige Gefäße, aus dünnem getriebenen Blech zusammengehämmert,

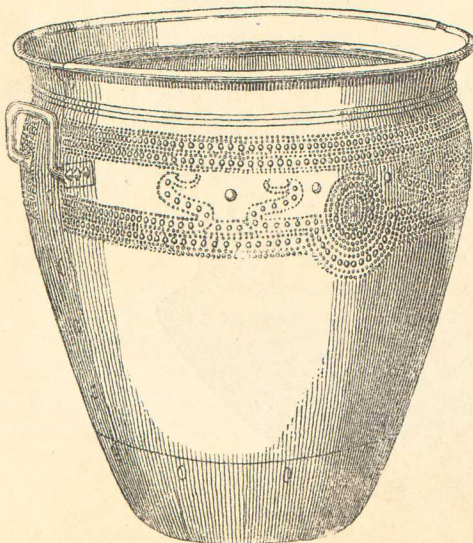


Abbildung 134.

mit seitlichen Henkeln und Vogelkopferzierungen, deren Heimat in dem Formtenkreise der älteren Hallstadtzeit zu suchen ist, die aber in Mengen zu den nördlicheren Völkern ausgeführt sind; auch in Mecklenburg sind zwei Stück gefunden. (Granzin bei Lübz; s. Abb. 134).

Wir schließen auch hier mit einem Musikinstrument, den sog. „Luren“, großen Hörnern mit stark gebogener Röhre und einer runden Scheibe an der Schallöffnung. Es ist eine Dänemark eigentümliche Form, von der auch zwei auf unserem Boden aufgetreten sind.

Soweit die Typen der bronzenen Gegenstände. Gold ist aus der jüngeren Bronzezeit weniger bekannt geworden, als aus der älteren; in Gräbern finden sich gelegentlich Spiralfingerringe. Eine eigenartige Form sind die Handringe, die man als „Eidringe“ zu bezeichnen pflegt, charakterisiert durch kleine Schalen an der Öffnung, starke (ein bei Wohlenhagen bei Wismar gefundenes wiegt 126 Gramm), schön gearbeitete und fein verzierte Schmuckstücke. Die unsern sind Einzel-funde und gewöhnlich unter Steinen gefunden, daher wohl auch als Votivgaben aufzufassen. Das abgebildete Stück (135) stammt von Baumgarten (bei Waren).

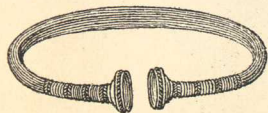


Abbildung 135.

Silber scheint unserer jüngeren Bronzezeit noch fremd, wohl aber erscheint in ihr vereinzelt schon das Eisen. Nicht in starkem Strome und großen Formen dringt das Metall der Zukunft bei uns ein, sondern im Gegenteil: es sind kleine, fast unscheinbare Gegenstände, die wir als unsere ältesten Eisengeräte bezeichnen müssen, Messerflinten mit bronzenen Heften, eine eiserne Sichel, alles in bronzezeitlicher Form. Selbstverständlich sind diese ältesten Eisensachen eingeführt und zwar auf einem jener südöstlichen Wege, auf die wir in der jüngeren Bronzezeit immer wieder geführt werden. Das älteste Eisen des Nordens gehört derselben Kulturverbindung an, welche die große Verbreitung der getriebenen Bronzegefäße nach dem Norden herbeigeführt hat. Eine eigene einheimische Eisenindustrie hat sich an den Eindringlingen zunächst noch nicht entwickelt. (Anmerkung 32.)

Es erübrigt ein kurzer Blick auf die jungbronzezeitliche Keramik. Das Material an Thongeräten ist groß, — dienen doch die Thonurnen zum Bergen der Leichenreste, — aber nicht sehr charakteristisch und zu chronologischen Bestimmungen bisher nicht verwendbar. Das tritt besonders hervor, wenn wir einen Vergleich mit jener ungemein reich entwickelten keramischen Gruppe ziehen, die man nach dem Mittelpunkt ihres Verbreitungsgebietes als „Lausitzer Typus“ zu bezeichnen pflegt. Berührungen zwischen beiden haben stattgefunden, besonders in der älteren Zeit; Urnen mit scharffantig gebrochenem Profil (Abbildung 138) sind eine Charakterform im nordischen wie im Lausitzer Gebiete; auch die Lausitzer Buckelurne tritt als Fremdling bei uns auf. Aber jene reiche Fülle von Gebrauchsgefäßen, Krügen, Bechern, Schalen, Näpfen, selbst Kinderspielzeug, wie sie dort allgemein ist, ist uns fremd, ebenso die reiche Verzierung mit schraffierten Dreiecken u. dergl. Die nordische Keramik ist im allgemeinen schmucklos, selbst die Belegung der Wandung durch leichte gewellte Schrägsfurchen beschränkt sich auf die ältere Zeit. Höchstens finden sich leichte Furchen oder sich schneidende Halbkreise (siehe unten Abb. 140 und 141). Die Farbe ist gewöhnlich die natürliche des Thones; gebräunte oder geschwärzte Gefäße wie in der älteren Zeit finden sich nicht mehr, gelegentlich ist die Wandung künstlich rauh gemacht. Eine zeitliche Scheidung des keramischen Materials nach seiner Formenentwicklung ist noch nicht durchführbar. Es will scheinen, als ob die stärker gegliederten und lebhafter profilierten Gefäße dem älteren

Teile der Periode angehören und daß nach dem Ende zu auch hier ein allgemeiner Rückgang eingetreten ist. Die Grundformen der Urnen stimmen in dieser Zeit auf einem sehr weiten Gebiete überein: von Dänemark über ganz Norddeutschland bis nach Böhmen sind gewisse

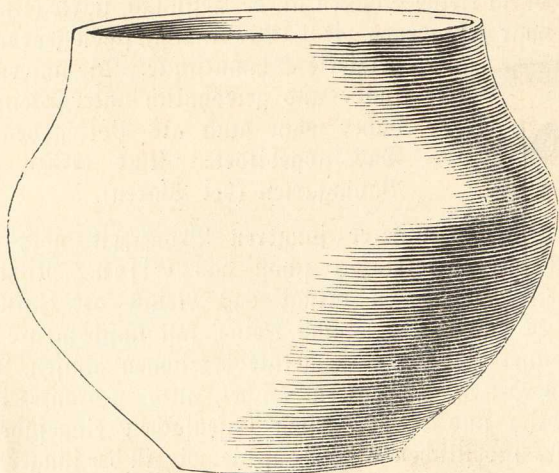


Abbildung 136.

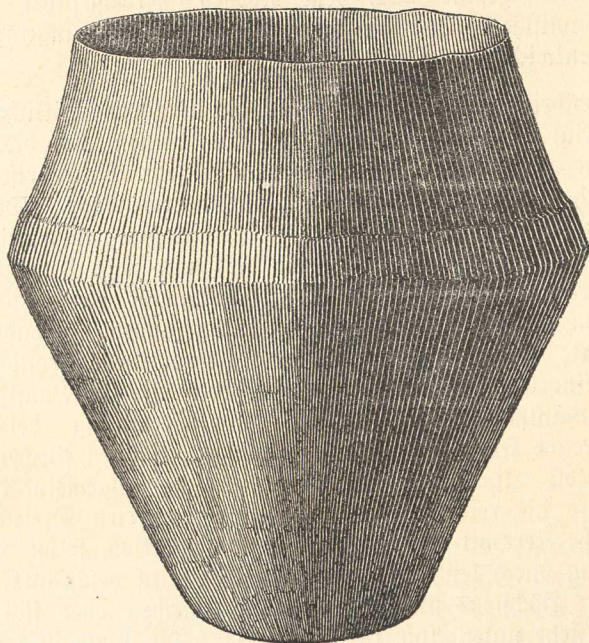


Abbildung 137

Typen gleich verbreitet, neben denen sich lokale Formen finden. Wir bilden beistehend (Abb. 136 bis 139) eine Anzahl mecklenburgischer Urnen ab, von denen die Abb. 136 dargestellte wohl das größte Verbreitungsgebiet hat.

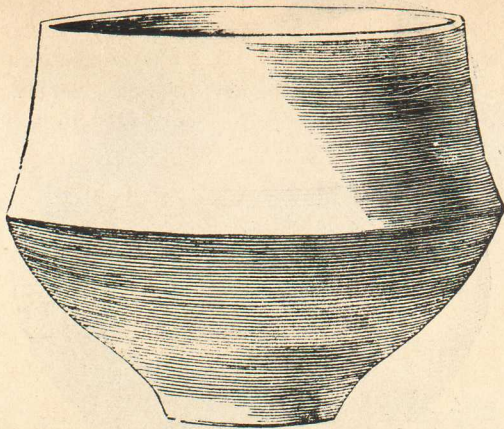


Abbildung 138.

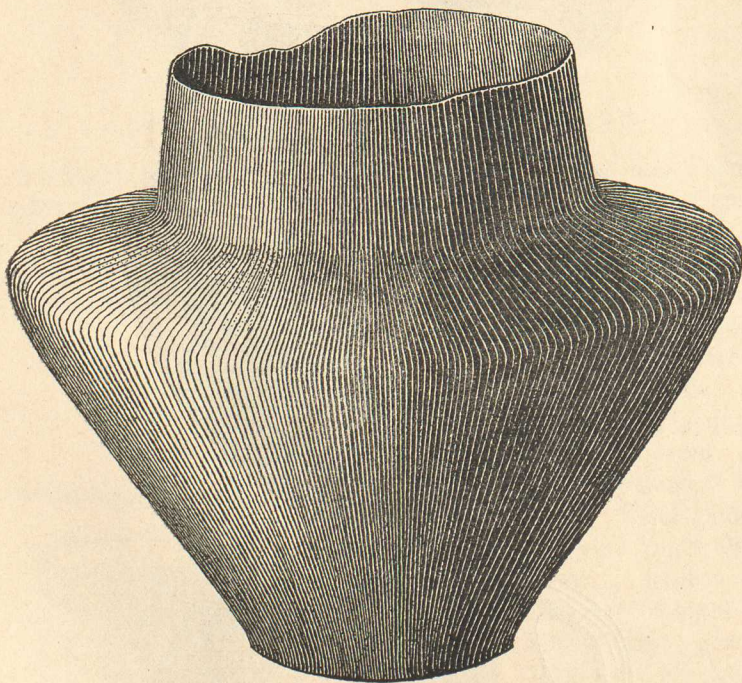


Abbildung 139.

Auch die frugartigen Gefäße (Abbildungen 140 bis 142) treten hier nicht als Beigaben, sondern Behälter der Gebeine auf; flache Schalen, wie Abbildungen 143 und 144, dienen als Deckel der größeren Gefäße; die kleineren, wie Abbildung 145, eine schon der älteren Periode angehörende Form, finden sich verhältnismäßig selten, gelegentlich in den größeren Gefäßen zwischen den Knochen und sind dann als Beigaben aufzufassen.



Abbildung 140.

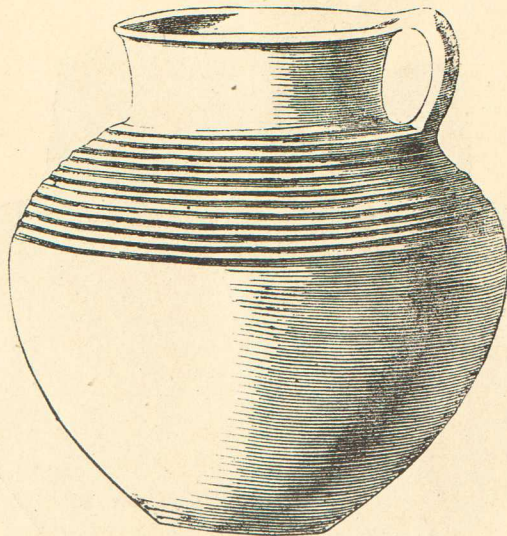


Abbildung 141.

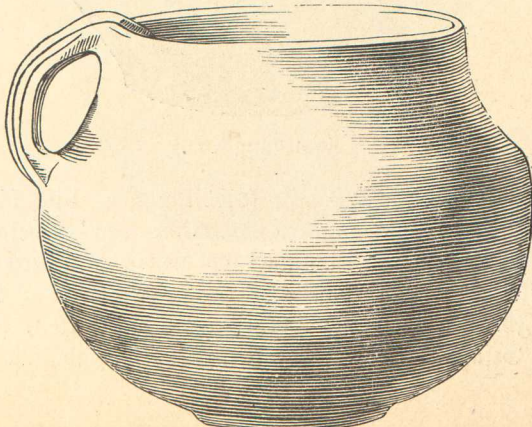


Abbildung 142.

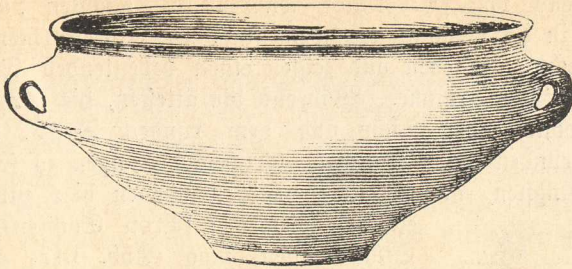


Abbildung 143.

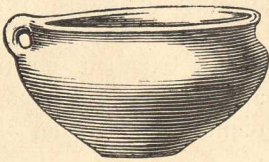


Abbildung 144.



Abbildung 145.

An Stelle der Urnen treten auch andere Behältnisse aus Thon auf, so längliche, vierseitige, kastenartige Gefäße mit Deckel, die sog. „Schachtelurnen“. Ein besonderes Interesse hat stets die eigentümliche Sitte erweckt, die Gebeine in einem Thongefäße zu bergen, welches die Form eines Hauses nachahmt. Auch in Mecklenburg ist eine solche „Hausurne“

gefunden. 1837 wurden bei Riefindemark (bei Parchim) einige kleine Hügelgräber aufgenommen, in deren einem das seltsame Gefäß stand. Diese Hausurne hat eine runde Grundfläche, gerade aufsteigende Wände und eine flach gewölbte, leicht überfragende Decke; der Thür entspricht eine viereckige Öffnung inmitten der einen Seite, eingefasst von einem starken Rande,

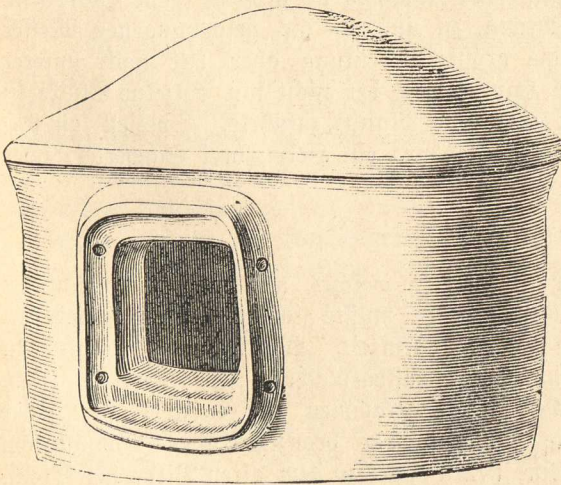


Abbildung 146.

durch welchen auf jeder Seite zwei Löcher zur Befestigung der (nicht erhaltenen) Thürplatte gebohrt sind. Die besprochene Hausurne ist die einzige in Mecklenburg geblieben, während sich sonst die Zahl dieser Funde in Deutschland gemehrt hat und heute 23 umfaßt. Die große Mehrzahl derselben bildet eine geschlossene Fundgruppe östlich vom Harz

in der Gegend von Halberstadt, während die nächsten Nachbarn der unseren drei in der Prignitz gefundene sind. Die Einzelformen der Hausurnen sind recht verschieden und zeigen einen bedeutenden Fortschritt in der Anlage der Wohnräume. Während die ältesten, die „Kuppelurnen“, mit ihrer hochliegenden Thür und dem runden Dache, noch Nachbilder der runden unterirdischen Grubenwohnungen zu sein scheinen, zeigen die jüngsten, die „Hüttenurnen“, vonden hier zum Vergleich

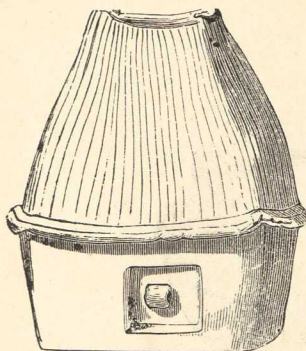


Abbildung 147.

ein bei Wilsleben (Prov. Sachsen) gefundenes Stück dienen mag, (Abb. 147) einen vierseitigen Grundriß mit wohlgebildeter Dachanlage. Zwischen beiden stehen die „Backofenurnen“, zu denen die Mecklenburger gehört. Übrigens gehört die Sitte der Hausurnen durchaus nicht einer einzelnen, kürzeren, vorgehichtlichen Periode an; die Halberstädter gehen bis in die Eisenzeit hinein und sind durch Jahrhunderte von den nördlicher gefundenen getrennt. (Anmerkung 33.)

Wir haben bei der Aufzählung der jungbronzezeitlichen Gerättypen mehr wie bei denen der älteren Bronzezeit ausländische Erzeugnisse zu erwähnen gehabt. Die geringere Geschlossenheit der Typen erschien uns als ein Hauptmerkmal der Periode. Zur Erklärung kann nur ein ausgedehnter und reger Handelsverkehr dienen. Derselbe geht nach allen Seiten; am engsten bleiben auch hier die Beziehungen zu Schleswig-Holstein und Dänemark, vereinzelt dringen Erzeugnisse des „hel-äge de bronze“ vom Oberrhein, der Schweiz, dem Rhonebecken, zu uns, so die geschwungenen Messer und einzelne Schwerter; die größte Bedeutung aber hat nach unserer Darstellung der südöstliche Handelsweg, der nicht nur einzelne Stücke in größerer Anzahl, sondern auch neue Motive zuführte. Speziell an ungarischen Bronzen sind in Mecklenburg ein Helm, drei Schwerter, zwei Hohlcelte gefunden.

Ein Kulturbild der Bronzezeit, welches wir auf Grund unserer Funde zu entwerfen versuchen würden, müßte sich in noch bescheideneren Grenzen halten, wie oben bei der Steinzeit. Wie weit der Mensch in der Benutzung des Bodens, der Dienstbarmachung der Tiere u. s. w. über den Steinzeitmenschen hinausgekommen ist, entzieht sich jeder Schätzung. Ist doch die Ausbeute der bronzezeitlichen Wohnstätten so unbedeutend, daß sie keine neuen Züge zu dem alten Bilde der Steinzeit hinzufügt. Einfache Skulpturen, die man in Schweden, besonders in Bohuslän, auf Felsen gefunden hat und der jüngeren Bronzezeit zuzuschreiben berechtigt ist, geben uns auch das Bild eines mit Rindern pflügenden Mannes. Die stärkere Besiedelung des Landes, wie sie sich besonders in den großen und nahe bei einander liegenden Gräbergruppen zeigt, macht eine intensivere Ackerkultur wahrscheinlich, wenigstens für

die jüngere Periode. Wenn in der älteren Periode nicht nur die Ausschmückung der Gräber, sondern auch die im Verhältnis zu der Gesamtzahl der Fundstücke große Anzahl von Waffen auf ein besonderes Hervortreten der kriegerischen Thätigkeit hindeutet, so bilden die Waffen aller Art in der jüngeren Periode nur einen kleinen Bruchteil der Funde und weisen nicht auf kriegerische Liebhabereien hin; daß man Pferde hielt und gern schmückte, zeigen Pferdegebisse und Pferdeschmuck, während an Jagd- und Fischereigeräten bei uns nichts gefunden ist und ich wenigstens Bedenken trage, die wenigen, stark stilisierten Schiffsbilder als Zeugnisse einer nautischen Tüchtigkeit heranzuziehen. Unter den Zweigen der Gewerbethätigkeit nimmt selbstverständlich die Bronzeindustrie unser Hauptinteresse in Anspruch. Wenn es uns schon bei der Steinzeit nicht wahrscheinlich schien, daß die Kunst der Herstellung der kunstreicheren Geräte Gemeingut der Bevölkerung gewesen sei, so gilt dies in höherem Grade für die feinen, noch heute als Meisterwerke der Technik bewunderten Bronzen. Es muß besondere Meister der Bronzekunst gegeben haben, die ihre Produkte verhandelten. An dieser Kunst hat auch Mecklenburg teilgenommen. Die Bronzen sind nicht von einem Mittelpunkte aus auf weitere Strecken hin vertrieben, sondern es muß eine größere Anzahl Centren gegeben haben; nur so erklären sich die eigentümlich lokalen Formen. Ob wir einige Teile des Landes als Industriebezirke ansehen dürfen, ist natürlich unsicher. Die auffallende Häufung jungbronzezeitlicher Funde in der Gegend von Parchim und Lübz ladet fast zu einer derartigen Erklärung ein. — Daß man aus Wolle feste, gemusterte Gewebe herzustellen verstand, bezeugt eine Anzahl Grabfunde, in denen Wolle als Rest der Gewandung, Umhüllung der Beigaben, Ausfütterung der Schwertscheide, gefunden ist, auch Leder ist als Gürtel und in dünnen Streifen als Schwertscheidenbelag dort erhalten.

Als Umfahrmittel ist Gold, vielleicht auch zerhackte Bronze, gebraucht; auf den interessanten Suckower Fund, eine Schmuckdose mit kleinen, ringförmig gebogenen Goldstangen, von denen nach Bedürfnis abgeschnitten wurde, ist schon oben hingewiesen.

Formen und Gedanken, in denen das geistige Leben des bronzezeitlichen Menschen seinen Ausdruck gefunden hat, bleiben uns verschlossen. Wenn die Grabgebräuche der älteren Bronzezeit mit ihrem Betonen der Hauptbestattung und mit Beigaben, die wir als Opfer, auch Menschenopfer, auffassen mußten, wenigstens eine Art der Götterverehrung, des Ahnen- oder Heroenkultus wahrscheinlich machten, so fällt das in der jüngeren Periode ganz weg. Die Vernüchterung in den Grabgebräuchen kann auf spiritistischere Anschauungen über den Zusammenhang von Leib und Seele, sie kann aber auch auf materialistischere zurückgehen. Wer aus der Hinterlassenschaft des Jungbronzezeitmanns lieber eine behagliche Existenz ohne ausgesprochenen Charakter mit der Neigung zu Prunk und Putz herauslesen will, kann sich nicht ohne einen Schein des Rechts auf den Gesamtcharakter der Altertümer berufen. Wir begnügen uns auch hier, der Phantasie dieses Recht zuzugestehen, betonen aber desto stärker, daß eine Altertümerswissenschaft sich zur Zeit ihre Ziele noch niedriger stecken muß.

Vierte Periode.

Das Ende der Bronzezeit.

Die Veränderungen innerhalb der bronzezeitlichen Kultur, soweit sie sich an den Gräbern und ihren Einschläffen darstellten, gingen in der Richtung einer zunehmenden Vereinfachung der Grabformen und eines allmählichen Schwindens der nordischen Eigenart. Wir sahen, wie in der jüngeren Bronzezeit das ziemlich farblose Bild, welches die Gräber gaben, durch ungemein reiche Funde anderer Art ergänzt wird und aus diesen Funden alles eher wie eine ärmliche Zeit sprach. Es folgt eine Periode, welche schwerer zu fassen ist und die wir als das Ende der Bronzezeit bezeichnen. Ihre Grundzüge sind: das völlige Aufgeben der Einzelbegräbnisse in Hügeln und deren Ersatz durch gleichförmige Grabfelder, ferner das Verschwinden der nordischen Bronzetyphen, für die eingeführte südliche Gegenstände aus Bronze und Eisen eintreten. Die Berechtigung, zwischen jüngere Bronzezeit und älteste Eisenzeit eine Zwischenperiode einzuschieben ergibt sich besonders aus diesen eingeführten Gegenständen, welche in den älteren Gräbern fehlen. Zu der Bronzezeit rechnen wir den Abschnitt besonders wegen der Keramik, die kaum einen Unterschied von der der vorausgehenden Periode zeigt. Wie viele und welche der oben besprochenen Bronzetyphen noch in diese Zeit gehören, bleibt vorläufig unsicher. Ebenso muß noch dahingestellt bleiben, ob die bronzezeitlichen Urnenfelder auf dem ganzen Gebiete der nordischen Bronzezeit auftreten oder nur lokale Erscheinungen sind, welche die folgende Periode vorbereiten. Jedenfalls hat sich die Hügelbestattung, je weiter nach Norden, desto länger gehalten.

Die Grabform ist, wie erwähnt, das Urnenfeld. Der Leichenbrand herrscht, wie schon in der vorigen Periode, ausschließlich. In Reihen oder Gruppen werden die Urnen im freien Boden niedergesetzt; ihre Tiefenlage ist gering, sie werden meist nur eben eingescharrt. Gewöhnlich sind sie durch Steinsetzungen geschützt, gelegentlich von größeren Steinblöcken umgeben und mit einem Hügel kleinerer Steine bedeckt, der sich aber nicht mehr über die Erdoberfläche erhebt, häufig auch in regelmäßigen, vierseitigen Kisten verpackt. In steinarmen Gegenden, so in dem südwestlichen Heidegebiete, fehlt der Steinschutz oft gänzlich. Mehrmals sind natürliche Sandhügel und zwar gewöhnlich längliche, flache Erhebungen gewählt, oft auch liegen die Felder ganz eben und äußerlich nicht erkennbar. Gemeinsam ist allen diesen Urnenfeldern eine größere Ausdehnung. Die Urnen sind regelmäßig mit größeren, rein weißen Knochen gefüllt, welche sorgsam an der Leichenbrandstätte gesammelt und gereinigt sind. Wir werden sehen, wie in dieser Beziehung ein sehr verschiedener Gebrauch in den verschiedenen Perioden, in denen Leichenbrand geherrscht hat, zu beobachten ist, so daß sich schon aus der Art, wie die Gebeine behandelt sind, Schlüsse auf die zeitliche Stellung des betreffenden Grabes machen lassen. Zwischen den Gebeinen liegen die

Beigaben, doch ist es nicht durchgehende Sitte, den Toten etwas mitzugeben; die meisten Urnen enthalten nur Gebeine. Die Beigaben sind stets unscheinbar: Nadeln, Messer, Pincetten u. s. w., wie schon in der jüngeren Bronzezeit (s. oben S. 67). Meist sind sie unverfehrt, doch zeigen einige auch Spuren von dem Leichenbrande. Beigaben an kleineren Thongefäßen sind selten. Eine Verteilung dieser Grabfelder über das Land zu geben ist noch nicht möglich. Sie sind spät erkannt und haben bei der geringen Ausbeute, die sie versprachen, bisher wenig zu Ausgrabungen eingeladen. Auch findet ihre Entdeckung ja nur durch Zufall statt. An äußeren Merkmalen sind sie nicht erkennbar. Ursprünglich mag ein leichter Erdhügel, eine Steinhäufung, vielleicht auch ein Pfahl, die Stelle der Grabstätten bezeichnet haben, Zeichen, die jetzt längst verschwunden sind. Ein Beispiel, wo die Stellen der Urnengräber bekannt geblieben waren, also doch irgendwie markiert gewesen sein müssen, konnte Verfasser unlängst nachweisen. Bei Broda an der Elbe (bei Dömitz) fand sich in einer Düne ein Urnenfeld; in dem klaren Flugande hob sich oberhalb der Urnen deutlich eine dunklere Schicht ab, die frühere, später verwehte Grasnarbe; auf und über dieser zeigte sich an einigen Stellen eine tiefschwarze Schicht, versetzt mit Kohlen, einzelnen Knochen, auch kleinen Metallstückchen; unter dieser Schicht stand regelmäßig eine Urne; offenbar waren dem Beerdigten zu Ehren auf seiner Grabstätte Feuer angezündet, wohl mit Totenopfern, und zwar nicht nur gleich nach der Bestattung, sondern auch noch später, nachdem die Grasnarbe sich gebildet und der Flugand die Stelle erhöht hatte.

Das erwähnte Urnenfeld von Broda ist mit einem ähnlichen reicher ausgestatteten von Ludwigslust der Hauptvertreter der Grabanlage in einem natürlichen Hügel; von Urnenfeldern auf ebenem Boden seien hier erwähnt Grabfelder von Schwerin (bei der Idiotenanstalt, 1886 entdeckt), von Loiz (bei Sternberg) und von Stubbendorf (bei Gnoien). Das letztere verdient besonderes Interesse durch einige abweichende Züge, welche schon den Übergang zu der folgenden Periode, der älteren Eisenzeit, darstellen. Im ganzen beträgt die Zahl der bisher bekannt gewordenen bronzezeitlichen Urnenfelder etwa zwanzig.

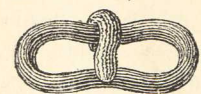
Über die Ausstattung der Urnenfelder ist nicht viel zu sagen. Die Urnen zeigen dieselben Formen wie in der vorausgehenden Periode, es sind glatte, braune Vasen, Töpfe, Krüge und Schalen; Verzierungen sind sehr selten und beschränken sich auf Reihen konzentrischer Viertelkreise wie oben S. 84, Abb. 140; nur in Stubbendorf zeigten sich Strichornamente im Stile der folgenden Periode. Die größte im Großherzoglichen Museum in Schwerin befindliche Urne, die oben S. 83 Nr. 139 abgebildete von Loiz gehört einem Urnenfelde an.

Die Metallfachen bestehen ausschließlich in Kleingerät. Es sind Messer und Pincetten einfachster Form (vgl. oben S. 76 und 77), besonders aber Nadeln. Unter diesen gewinnt eine als chronologisches Merkmal eine besondere Bedeutung. Es ist die Nadel mit Biegung unterhalb des Kopfes; oft biegt sich der Kopf (der wie eine Schale, ein Knopf oder durch Umrollen gebildet ist) noch einmal zurück und es entsteht so die weit verbreitete „Schwanenhalsnadel“. Beistehende Abb. 148

zeigt eine eiserne Nadel von dem Schweriner Urnenfelde. Diese „gekröpften“ Nadeln dienten gewiß zum Zusammenstecken des Gewandes und ersetzen so die Fibel, welche in dieser Zeit verschwindet.

Oft findet man sie paarweise, besonders die „Rollennadeln“, in deren Öffnung ein Ring mit Kette sich befestigen ließ, eine Erscheinung, die z. B. in der jüngeren Schweizer Bronzezeit sehr häufig ist. Nicht nur alle diese Nadeln, sondern auch andere, einfachere mit zartem, fein profiliertem Kopfe, sind Fremdlinge, eingedrungen besonders aus südlichen Gebieten, wo die sog. Hallstadtkultur herrschend war. Ein Neuling auf unserem Gebiete und der eigentlichen Bronzezeit ganz fremd ist auch die Schnalle, wie sie zuerst auf dem Stubbendorfer Grabfelde erscheint (Abb. 149). Eigentümliche nordische Neubildungen sind dieser Periode fremd, treten uns wenigstens in den Gräbern nicht entgegen. Man sollte nun erwarten, daß ein stärkerer Einfluß von Hallstadtsachen sich äußere.

Abb. 148



Das ist aber nicht der Fall. Wir haben ein einziges Grab in Hallstadt-

Abb. 149

charakter, anscheinend ein Einzelgrab (Leichenbrandurne in einem Sandhügel). Es ist dieses bei Sembzin (zwischen Köbel u. Waren) aufgedeckt und ergab zwei

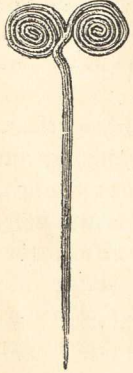


Abb. 150

Bronzenadeln mit einem Doppelpopf aus Spiral-



Abb. 151



Abb. 152

scheiben (Abb. 150), eine bronzene Kette mit Glasperlen (Abb. 151), die wohl zur Verbindung der beiden Nadeln diente, eine echt Hallstädter „Paukenfibel“ (Abb. 152) und einen starken wulstigen Armring, wie oben S. 79 Abb. 128. Wenn so die Beziehungen zu dem Centrum der Hallstadtkultur nur schwach sind, so sind sie desto deutlicher zu den Vorkontinenten derselben. Im ganzen östlichen Deutschland macht sich der Hallstädter Einfluß in derselben Form geltend, am stärksten in der Richtung Schlesiens-Posen-Westpreußen, schwächer und allmählich abflauend in den westlich angrenzenden Gebieten. In dieser Zeit schließt sich auch Mecklenburg enger an seine deutschen Nachbarländer an, der innige Zusammenhang mit dem Norden lockert sich. Trotz großer lokaler Unterschiede ist das Gesamtbild dasselbe: Beisetzung verbrannter Gebeine in regelmäßig angelegten Urnenfeldern, spärliche Beigaben an Kleingerät, welches durch seine Gleichartigkeit einen gemeinsamen Ursprung verrät. Überwiegend ist dieses Kleingerät aus Bronze. Aber es erscheint auch schon in gleicher Form in Eisen. Die oben abgebildete Rollennadel mit Einbiegung (Abb. 148) von Schwerin ist aus Eisen, ebenso eine fast gleiche von Ludwigslust, auch die Zunge der Schnalle Abb. 149 ist von Eisen. Noch sind es bronzzeitliche Formen, welche in Eisen nachgebildet werden, und wir dürfen darum die Periode noch zur Bronzezeit rechnen, aber in den Gebieten, aus denen diese kleine Sachen eingeführt werden, ist das Eisen wahrscheinlich schon seit langem zur Herrschaft gekommen. Die nordische Bronzezeit hat sich ausgelebt, und für die neue Zeit ist

die Stätte bereitet. Wir werden sehen, wie einige Bronzetypen sich in die folgende Periode gerettet haben und sogar zu originellen Neubildungen Veranlassung gewesen sind.

Die Vorstellungen von dem Kulturzustande des Landes am Ende der Bronzezeit müssen wir uns ausschließlich nach den Gräbern bilden. Keine andersartigen Funde sind bekannt. Es mag ja ein oder der andere Depotsfund oder Gießereifund noch in diese Periode fallen, aber wahrscheinlich ist es nicht. Wohn- oder Schutzplätze sind ebenso wenig nachgewiesen.

Zu weiter gehenden Schlüssen über sittliche und religiöse Vorstellungen, soziales und staatliches Leben regen die Urnenfelder nicht an. Die Gleichförmigkeit der Anlage weist auf eine größere soziale Annäherung der Stände als die ältere Bronzezeit sie zeigt, die gruppenweise Stellung der Urnen, die am Ende der Periode noch durch eine gemeinsame Steinüberdeckung hervorgehoben wird, mag auf Geschlechterverbände hindeuten, die Massenhaftigkeit der Urnen eine zahlreichere Bevölkerung anzeigen. Aber alle jene Beobachtungen sind vieldeutig. So hat man in den Urnenfeldern die Leichenstätten von Stämmen sehen wollen, welche ohne feste Wohnsitze über ein größeres Gebiet wanderten und nur für ihre Toten einen fest stehenden Ort bestimmten. Diese Anschauung ist unvereinbar mit unserer Annahme einer Kontinuität der Bevölkerung, die schon mindestens ein Jahrtausend früher Ackerbau trieb; wir entnehmen ihr aber die Warnung, von einem Leichenfelde ohne weiteres auf eine benachbarte Ansiedelung zu schließen. Es können die Urnenfelder immerhin die Grabstätten eines ganzen Stammes sein. Daß dieses Stämme germanischen Geblütes waren, geht aus unserer ganzen Darstellung hervor, sei aber hier besonders betont, wo wir an einer der bedeutungsvollsten Stellen der Vorgeschichte, der Schwelle zur Eisenzeit und damit dem Eintreten unseres Landes in den Gang der europäischen Geschichte stehen. (Anmerkung 34.)

III. Die Eisenzeit.

Langsam nur hat das neue Metall seinen Siegeszug nach dem Norden durchgeföhrt, und es ist daher schwer, die Grenzlinie anzugeben, von welcher an die „Eisenzeit“ zu rechnen ist. Das Eisen ist in den Mittelmeerländern Jahrhunderte lang bekannt und in allgemeinem Gebrauch gewesen, ehe es überhaupt den Norden erreicht hat; wie lange es gedauert hat, ehe es auch hier zum herrschenden Metall geworden ist, entzieht sich zur Zeit noch sicherer Schätzung. In den Kreisen der vorgeschichtlichen Forscher neigt man dazu, die Zeit um 400 vor Christi Geburt als Beginn der Eisenzeit in Deutschland anzusetzen, für die einzelnen Gebiete aber einen sehr ungleichen Beginn anzunehmen, je weiter nach Norden, einen um so späteren. Man ging dabei von der Anschauung aus, daß der allgemeine Gebrauch des Eisens in Deutschland in Verbindung zu bringen sei mit den Wanderzügen der Kelten, daß die älteste Eisenkultur in Deutschland eine keltische wäre und der Einfall der Gallier in Italien (um 400) einen festen Termin für die gewaltige Ausdehnung des Volkes und seiner Kultur abgäbe. Der schwedische Archäologe Hans Hildebrand hat die ganze Gruppe von Altertümern, die in den von Galliern besetzten Gebieten ihre Hauptentwicklung gefunden hat, nach einem Fundort bei Neuenburg in der Schweiz als la Tène*) bezeichnet, ein Name, der rasch allgemein gebräuchlich geworden ist. Wenn es sich nachweisen läßt, daß der allmählich vordringende Einfluß dieser gallischen (la Tène-) Industrie der nordischen Bronzezeit ein Ende gemacht hat, so haben wir allerdings in dem vierten Jahrhundert einen terminus post quem für den Beginn der nordischen Eisenzeit gefunden und müssen ihn in eine nach dem vierten Jahrhundert liegende Zeit verlegen. Nun ist aber weiterhin beobachtet, daß die im Norden auftretenden la Tène-Sachen nicht dem Beginn der Periode angehören, sondern schon eine weiter fortgeschrittene Entwicklung zeigen; man glaubte demnach hier den Beginn der Eisenzeit ziemlich tief vom vierten Jahrhundert hinunterrücken zu dürfen, einige Forscher bis in das erste vorchristliche Jahrhundert.

Dem gegenüber ist zu erwähnen: Ein bedeutender Einfluß der la Tène-Kultur ist im ganzen Norden bemerkbar, aber der Nachweis, daß dieser der Bronzezeit ein Ende gemacht hat, ist nicht geführt. Die älteste Fundgruppe, in der in Mecklenburg (welches hier gesondert

*) la Tène, im Dialekt der dortigen Bevölkerung „Untiefe“.

betrachtet werden muß, da in dieser Periode jedes Land seine Eigenheiten hat, der Auflösungsprozeß der Bronzezeit ist in den verschiedenen Gebieten sehr verschieden verlaufen) Eisensachen in größerer Zahl auftreten, enthält allerdings vereinzelt la Tène-Sachen, zeigt aber in Metallgegenständen und in der Keramik eine viel entschiedenere Abhängigkeit von dem jüngsten Hallstädter Stil. Die Erzeugnisse dieses Stils erscheinen besonders in Süddeutschland zusammen mit Gegenständen der älteren la Tène-Zeit und werden von dortigen Forschern mit den ungefähren Grenzen der Jahre 400 und 300 umschlossen. Bei diesem Verhältnis der ältesten nordischen Eisenzeit zur Hallstadtkultur ist es nicht gestattet, sie zu weit in die von der la Tène-Kultur ausschließlich beherrschten Jahrhunderte hinainzurücken, und wir glauben an dem Anfang des vierten Jahrhunderts als ungefährem Termin für den Beginn unserer Eisenzeit festhalten zu dürfen. Wir thun das mit allem Vorbehalt. In der Morgendämmerung der neuen Zeit verschwimmen noch gar zu sehr die Umrisse der Erscheinungen. Die ganze Periode, welche zwischen der Bronzezeit und der Zeit liegt, wo der Einfluß der Römer maßgebend wird, ist in Mecklenburg, wie übrigens auch in Dänemark, spät beachtet und wenig erforscht. Als Verfasser seine Thätigkeit begann (1880), fand er in den Schweriner Sammlungen Altsachen aus 19 Grabstätten (Urnenfeldern) dieser Periode vor, die in ihrer zeitlichen Stellung nicht erkannt waren; heute ist die Zahl der bekannten auf 46 angewachsen, von denen wenigstens einige ausgebeutet sind. Die Gründe der Vernachlässigung dieser Periode liegen in verschiedenen Umständen. Die Grabstätten sind Urnenfelder, oft von großer Ausdehnung, meist aber wenig sorgsamer Anlage. Die Urnen stehen flach und sind nur selten unversehrte erhalten, der Inhalt ist vielfach unbedeutend, so daß früher die Ausgrabung kaum zu lohnen schien. So muß auch unsere Darstellung hier den Charakter des Problematischen tragen, und mehr noch als an anderen Stellen ist hier der Hinweis am Platze, daß die Erforschung der Vorgeschichte noch in vollem Flusse begriffen ist und jeder Versuch einer zusammenfassenden Darstellung der gewonnenen Ergebnisse durch neue Funde wesentliche Berichtigungen erfahren kann.

Zu den festen Punkten innerhalb der Eisenzeit gehört der, daß zu einer genauer zu bestimmenden Zeit der Einfluß der römischen Industrie auch den Norden erreicht hat und bis zum Sinken der römischen Weltmacht hier sehr einflußreich gewesen ist. Mit diesen Thatsachen stehen wir auf festem historischem Boden. Die Periode vorherrschenden römischen Einflusses reicht vom Beginn unserer Zeitrechnung bis in das vierte Jahrhundert, dann folgt die Zeit der Völkerwanderung und dieser die älteste geschichtliche Periode des Landes, die Wendenzeit, deren Altertümer wir anhangsweise hier zu besprechen gedenken, während die geschichtliche Darstellung dem folgenden Hefte vorbehalten bleibt. In einer Systematik der Vorgeschichte müssen wir die Völkerwanderungszeit der römischen Periode angliedern, denn Mecklenburg hat keinen ausgeprägten Stil der Völkerwanderungsperiode entwickelt, sondern ist ganz von dem früheren, römischen Einflusse abhängig.

Die Ordnung unserer Altsachen wird uns unten zu folgender Gliederung der Eisenzeit führen:

- I. Vorrömische Periode. 400 bis zu Christi Geburt.
 1. Ältere Periode
 2. Jüngere Periode (la Tène).
- II. Römische Periode. Christi Geburt bis zum sechsten Jahrhundert.
 1. Ältere Periode: erstes und zweites Jahrhundert.
 2. Jüngere Periode: drittes und viertes Jahrhundert.
 3. Völkerwanderungszeit: fünftes Jahrhundert.
- III. Wendische Periode: sechstes Jahrhundert bis 1160

Wenn wir in den Unterabteilungen den Namen „Eisenzeit“ vermeiden, so geschieht es, weil dieser doch im Grunde nur im Gegensatz zu der Stein- und Bronzezeit einen Sinn hat; da das Eisen seine Bedeutung als das für die Kulturarbeit wichtigste Metall bis zur Gegenwart behauptet hat, stehen wir ja noch heute in einer Eisenzeit.

Die zu besprechenden vorrömischen und römischen Perioden haben wichtige gemeinsame Züge. Zunächst die Abhängigkeit von auswärtigen Einflüssen. Wohl giebt es originale nordische Formen, besonders in der ältesten Periode, aber die große Masse der in den Gräbern niedergelegten Gegenstände sind eingeführt oder eingeführten nachgeahmt, und auch bei den nachgeahmten findet keine Umwandlung statt wie in der Bronzezeit, sondern nur kleinere, für die Gesamterscheinung meist belanglose Änderungen. Der ungeheure Einfluß der römischen Weltmacht zeigt sich in voller Stärke in der Art, wie er den Geschmack und die Produktion selbst der entlegenen Barbarenstämme beeinflusst, zu denen nie ein römisches Heer gedrungen ist. An den Regungen germanischen Kunstgeistes in und nach der Völkerwanderungszeit hat unser Land keinen Anteil mehr genommen, da die Auswanderung der alten germanischen Bevölkerung einen jähen Abbruch der industriellen Tradition mit sich brachte und die einwandernden Wenden auf ganz anderen Grundlagen von vorn anfangen mußten.

Ein zweiter durchgehender Charakterzug ist die Art der Bestattung. In der ganzen Eisenzeit besteht eine sichtsliche Gleichgültigkeit gegen Grabgebräuche, die sich auch darin äußert, daß diese selbst bei benachbarten Stämmen merkwürdig wechseln. In Mecklenburg sind die Grabgebräuche auffallend konstant. Der Leichenbrand herrscht bis in die wendische Zeit hinein, die Beisetzung ist ganz überwiegend die hergebrachte in Urnen. Skelettgräber kommen vor, aber als seltene Ausnahmen und dann meist durch ihre Ausstattung als Besonderheiten charakterisiert. Leider sind nun diese Grabfelder unsere einzige Quelle der ganzen langen Periode. Moorfunde, wie sie in Schleswig und Jütland so herrlich zu Tage getreten sind, sind uns im ganzen fremd, auch Einzelfunde selten. Das Hauptmaterial der archäologischen Erforschung der Eisenzeit sind und bleiben die Urnen, welche massenhaft auftreten, aber fast stets schon geborsten sind und jene zusammengebogenen, zerbrannten und verrosteten Eisenklumpen, welche wir ihnen entnehmen. (Anmerkung 35.)

Die ältere Periode der vorrömischen Eisenzeit.

Wir fassen hier eine Gruppe von Funden zusammen, deren gemeinsamer Charakter mehr durch ihren gemeinsamen Gegensatz gegen die folgende und vorhergehende Periode bezeichnet wird, als durch einheitliche eigene Züge. Die Fundstätten sind fast ausschließlich Urnenfelder, angelegt gewöhnlich auf ebenem und sandigem Boden, die äußerlich an keinem Zeichen mehr erkennbar sind. In einigen Berichten wird auch von niedrigen Hügeln mit Urnen gesprochen (so bei Groß-Labenz und Admannshagen), doch ist noch kein derartiges Grab näher untersucht. Die Urnen stehen im Boden nicht mehr in Steinkisten, werden aber oft durch eine vollständige Steinpackung in ihrer Lage gehalten, oft auch nur durch einen Fußstein oder Deckelstein etwas geschützt. Beistehende Abbildung (153) zeigt ein Urnengrab von einem jüngeren Grabfelde (von

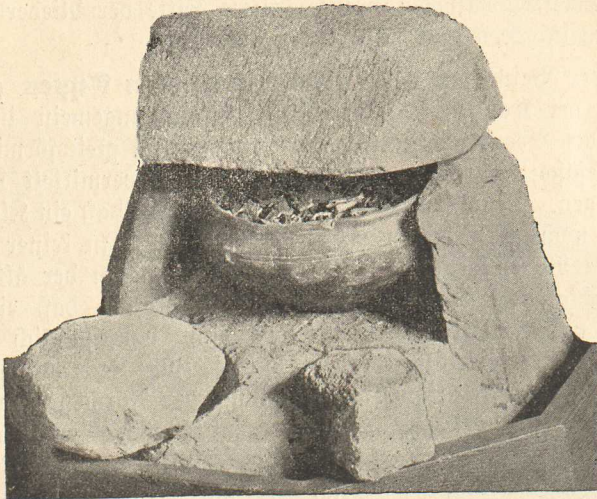


Abb. 153

Büttelkow bei Wittenburg). Besonders häufig in dieser und vielleicht der folgenden Periode ist es, daß Gruppen von Urnen mit einem gemeinsamen Steinpflaster bedeckt werden, welches gelegentlich bedeutenden Umfang annimmt; bei Brünkendorf (bei Ribnitz) sind solche Steinbedeckungen von 13 Meter Durchmesser aufgedigelt, welche noch jetzt unmittelbar unter der Oberfläche und ursprünglich sicher ganz frei lagen. Oft ist das Steinpflaster nicht geschlossen, sondern bildet nur kreisförmige Ringe. Die Tiefenstellung der Urnen ist hier, wie in der ganzen Periode, nur unbedeutend; ihr Rand ist gewöhnlich nur 30 Centimeter von der Oberfläche entfernt, ein Umstand, der in hohem Grade zu ihrer Zerstörung beiträgt; bei der intensiveren Bodenbenutzung der Gegenwart, dem tieferen Pflügen besonders, ist das Schicksal unserer Urnenfelder besiegelt. — Die Gebeine in den Urnen sind sorgsam gesammelt, meist große Stücke und schneeweiß, wie durchgeseibt oder gereinigt. Die Beigaben liegen zwischen den Knochen und zeigen fast durchgehend Brandspuren, welche sie oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt haben. Im ganzen sind die Beigaben nur spärlich; desto auf-

fallender sind einige Urnen, die fast ganz mit Beigaben gefüllt waren, so von Clausdorf (bei Stavenhagen) und Raduhn (bei Crivitz). Die Zahl der ältesten Urnenfelder ist noch gering, und ihre Verteilung über das Land noch nicht bestimmbar. Es scheint, daß der Osten des Landes reicher an Funden dieser Periode ist, jedenfalls ist die Keramik dieser Periode in den östlichen Feldern ungleich reicher, als im Westen. Die wichtigsten Fundstätten der Art sind die Urnenfelder von Zweedorf (bei Boizenburg), Bobzin (bei Wittenburg), Krebsförden (bei Schwerin), Raduhn (bei Crivitz), Alt-Bartelsdorf (bei Rostock), Kl.-Methling (bei Dargun) und Mölln (bei Stavenhagen). Es sind sämtlich sehr ausgedehnte und noch nicht erschöpfte Grabfelder. Dazu kommen noch eine Anzahl anderer, die noch nicht ausreichend untersucht sind. — Gelegentlich werden auch in Mooren Gegenstände aus dieser Zeit gefunden, und zwar besonders schöne, aber es sind bisher vereinzelte Stücke geblieben, die uns beweisen, daß die bronzezeitliche Sitte der Niederlegung kostbarer Dinge in Seen auch jetzt noch fort dauert.

Bei der Besprechung der **alteisenzeitlichen Typen** gebührt die erste Stelle der Keramik. Ihr Bild ist ein ungemein interessantes. Am Ende der Bronzezeit hatten wir eine ziemlich gleichförmige Bildung der Thongefäße; jetzt tritt auf einmal und unvermittelt die bunteste Fülle entgegen. Der Formenkreis ist ein so reicher, daß eine Klassifizierung der Typen noch nicht durchführbar gewesen ist. In keiner Periode ist auf unserem Boden die Keramik so wechselnd, wie in der ältesten Eisenzeit (eingeschlossen die Tène-Periode), und ich glaube, daß eine schärfere Scheidung und Herleitung der Periode einst hauptsächlich auf Grund des keramischen Materials erfolgen wird. Zur Zeit müssen wir uns noch mit einer schematischen Betrachtung der Formen begnügen. Da



Abb. 154

scheiden sich zunächst zwei Gruppen: die eine bilden einfache, braune Töpfe, welche sich an die bekannten bronzezeitlichen Formen anschließen, wenig gegliedert, meist mit schmaler Mündung, entweder verhältnismäßig hoch oder kugelig. Vgl. beistehende Abb. 154 und 155 einer Urne von Brahlstorf und eines Tragtöpfes von Gnoien. Die andere zeigt die größte Abwechslung. Schon die Herstellung ist sehr ungleich: neben einfacheren, naturbraunen Urnen finden sich solche mit sehr feiner Arbeit, aus gut geschlemmtem Thon mit glänzend brauner, rotbrauner oder auch schon glänzend schwarzer Oberfläche; die Wandung ist oft künstlich rauh gemacht, auch diese raue Wandung mit glatten Streifen unterbrochen. Das Profil ist bewegt, der Rand ist stark nach außen gebogen, Hals und Bauch geschieden, der erstere oft sehr schlank und hoch; die Standfläche ist oft absetzend, oft nach innen gebogen; Henkel kommen vor, oft in unregelmäßiger Zahl (drei), die Öffnung ist meist schmal, ein durchgehender Unterschied von der römischen Periode, aber es finden

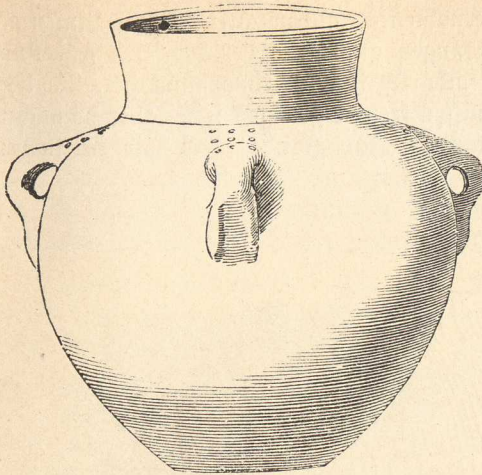


Abb. 155

sich auch breite, flache Schalen. Wir geben als Beispiele in den Abbildungen 156 bis 159 Urnen von Mölln und in 160 eine von Kl.-Methling. Die Ornamentik hat etwas merkwürdig unsicheres. Die Verzierungen bestehen überwiegend aus feichten Strichen, die zu horizontalen oder (dies besonders häufig) vertikalen Zonen geordnet sind: spitzwinklig sich schneidende Linien, „Tannenedel“, Parallelstriche, auch

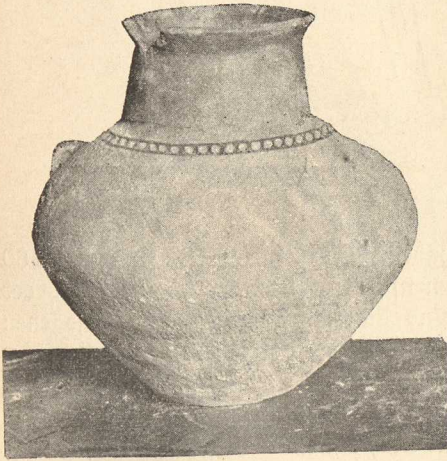


Abb. 156

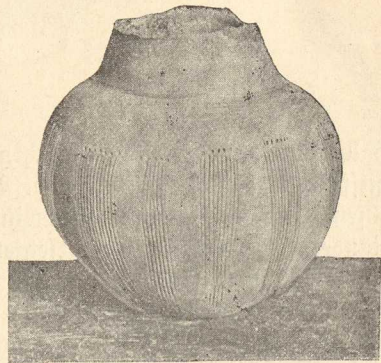


Abb. 157

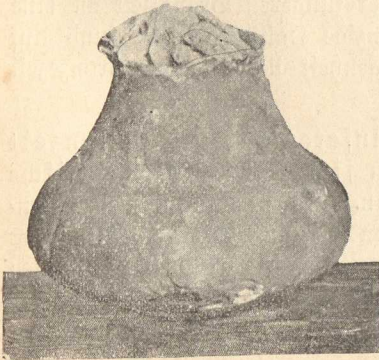


Abb. 158

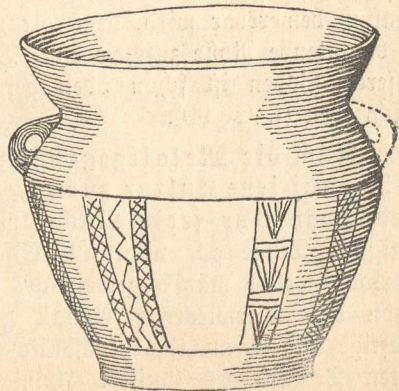


Abb. 159

Punktreihen. Auch plastische Ornamente tauchen auf: erhöhte Linien mit Punktreihen, ornamentale Erhöhungen an Stelle der Henkel. Form und Ornamentik nehmen sich völlig fremdartig in ihrer Umgebung aus. Wo liegt ihre Heimat? Die Vorbilder müssen fremde gewesen sein, aber sie nachzuweisen sind wir noch nicht imstande. Ich glaube, daß wir sie in dem

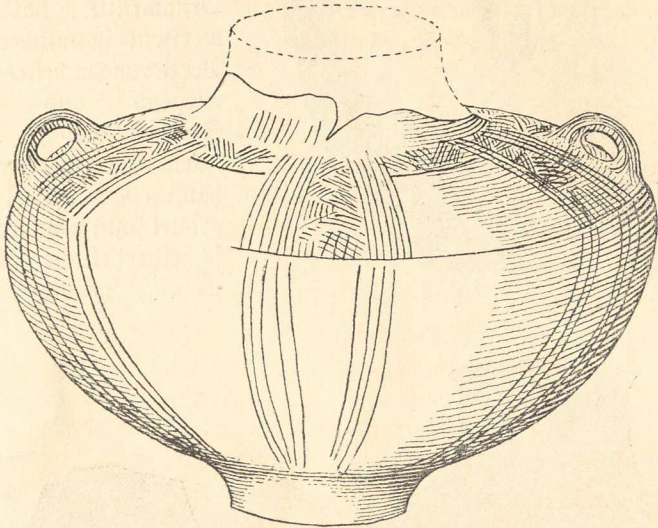


Abb. 160

Hallstädter Kulturkreise zu suchen haben. Formen, wie oben Abb. 160 entsprechen genau der beliebten Birnenform Hallstädter Thongefäße, der abgesetzte Fuß ist dort allgemein, und die scharf nach außen gebogenen Ränder entsprechen den angeetzten Rändern der getriebenen Metallgefäße. Auf Hallstädter Einfluß glauben wir auch die Ornamentik zurückführen zu können. Die Motive sind vereinfacht, vielfach entstellt, lassen aber ihre Entstehung aus der Metalltechnik noch ahnen. Die Einzelausführung dieser Verhältnisse würde den Rahmen dieser Darstellung weit überschreiten. Es genüge hier zum Ausdruck zu bringen, daß in der ältesten westbaltischen Eisenzeit auch nach Seite der Keramik jener Hallstädter Einfluß bemerkbar wird, dem wir von der jüngeren Bronzezeit an eine so bedeutende Rolle zuschrieben. Der einzige Hallstädter Grabfund auf unserem Boden ist schon oben bei Gelegenheit der jüngsten Bronzezeit beschrieben (s. S. 90).

Auch die Metallgegenstände unserer ältesten Eisenzeit gehen auf jene Kultur zurück, geben sich aber als einheimische und zwar sehr freie Nachahmungen. Und zwar sind die eigenartigsten Dinge gar nicht aus Eisen, sondern aus Bronze. In einer Periode, welche man allgemein als Eisenzeit bezeichnet, weil das Eisen schon das überwiegende Metall geworden ist, hat die Bronze eine kräftige und eigenartige Nachblüte erlebt, und zwar noch immer in der alten Technik des Gusses. Einige sehr charakteristische Bronzetypen gehören erst dieser Periode an.

Von bronzezeitlichen Formen halten sich in dieser Periode jene Hohlwulste, welche schon bei der Bronzezeit genannt (s. oben S. 79 Abb. 128) sind und die wir auch eben bei Gelegenheit des Sembziner Fundes zu erwähnen hatten (S. 90). In zwei reicher ausgestatteten Urnen, bei Pogreß und Clausdorf sind solche gegossenen Wulste, in denen wir Nachahmungen der getriebenen Hallstädter Ringe sahen, neben sehr charakteristischen Fundstücken der neuen Periode gefunden; Nachahmungen in Eisen sind mir nicht bekannt.

Den bronzezeitlichen Typen sehr nahe steht dann auch der oben S. 77 schon genannte Wendelring (torques), ein starker Halsring, der durch Drehung hergestellt ist und die Richtung der Drehung mehrmals wechselt; der Schluß wird durch übereinandergreifende Haken hergestellt. Die Zahl dieser Ringe ist ziemlich groß, doch sind es meist Einzel-funde aus Mooren, unter denen ein Ring von Kolbow (bei Grabow), welcher vergoldet ist, besonderes Interesse beansprucht. Das abgebildete Stück (161) stammt von Reinsenhagen (bei Doberan) aus einem Moore. Aus gesicherten bronzezeitlichen Funden ist uns diese Ringform nicht bekannt, wohl aber von einem alteisenzeitlichen Urnenfelde von Krebsförden (bei

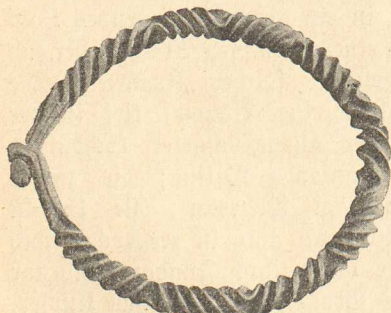


Abb. 161

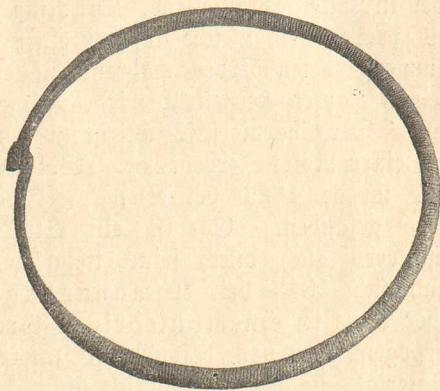


Abb. 162

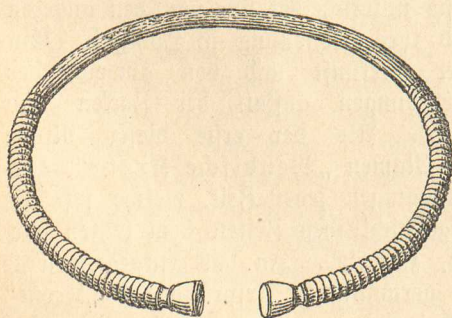


Abb. 163

Schwerin). Ebenso scheint eine andere Form des Torques, an der die Drehung nicht wirklich ausgeführt, sondern durch Einkerbungen nachgeahmt und der Verschuß durch scharfkantige Haken gebildet ist (vgl. Abb. 162, aus einem Moorfunde von Marnitz), auf unserem Boden erst dieser Periode anzugehören. Der einzige gesicherte Fund stammt aus einer Urne mit

Gürtelhaken und anderen typischen Stücken von Clausdorf. — Sicher eisenzeitlich, wahrscheinlich aber erst der jüngeren Periode angehörend, ist der Torques mit kolbenartigen Endungen, wie ihn beistehende Abb. 163

zeigt (aus dem Urnensfelde von Raduhn). Wir treten mit ihm schon in den Formenkreis der la Tène-Periode. In diesem Zusammenhang ist auch zu behandeln ein Schmuckstück, welches gerade im mecklenburgischen Lande allbekannt geworden ist unter dem Namen der „wendischen Krone“ (Abb. 164). Es ist ein Reif von ungefähr 10 Zentimeter Durchmesser,

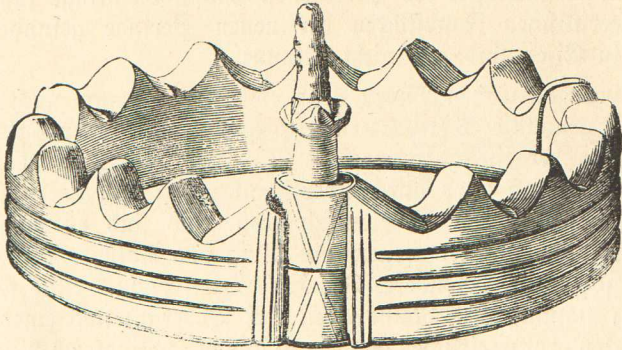


Abb. 164

oben in Zacken abschließend. Der Ring ist zum Öffnen bestimmt und besteht aus zwei Teilen, welche auf der einen Seite durch einen Charnierstift zusammengehalten werden, während auf der anderen der Verschluss durch einen kleinen Zapfen hergestellt wird, welcher in ein gegenüberliegendes Loch paßt. Der Charnierstift schließt oben in einem stumpfen Stachel, der sich aus einer Rosette erhebt, ab. Wir besitzen drei solcher „Kronen“. Die erste wurde 1823 bei Langen-Trechow (bei Büzow) tief in der Erde gefunden. Es ist ein Stück von ausgezeichnete Schönheit, besonders auch durch seine tiefgrüne, glänzende Patina; die zweite fand sich 1843 bei Admannshagen (bei Doberan); sie lag in einer Urne in einem niedrigen Grabhügel und ist zerbrochen und verbogen, aber von besonderem Interesse durch ihre Fundart und ihr Material, sie besteht nämlich nicht aus Bronze, sondern aus Kupfer, nur der Charnierstift ist aus Bronze; die dritte (dieses ist die oben abgebildete) ist 1849 bei Lüththeen gefunden und stammt wahrscheinlich aus einem früheren Wasserloche; sie unterscheidet sich von den anderen durch ihre beträchtliche Größe und ihre Herstellung in Hohlguß. Ein viertes Exemplar ist unbekannter Herkunft und von abweichender Form, indem es nur flache Erhebungen anstatt der Zacken und der Charnierspitze hat (Abb. 165). Als der erste dieser Ringe gefunden wurde, gab man ihm den Namen „Wendische Krone“, entsprechend den archäologischen Anschauungen jener Zeit, welche fast die gesamte Hinterlassenschaft der vorgeschichtlichen Zeiten dem letzten vorgeschichtlichen Volke, den Wenden, zuschrieb. In das entgegengesetzte Extrem verfiel Lisch, welcher den germanischen Ursprung der „Krone“ erkannte, sich aber durch das Material der Admannshäger (Kupfer) bewegen ließ, ihre Entstehung ganz an den Beginn der Bronzezeit, seine germanische Zeit, zu setzen und eine Fortdauer der Form durch die ganze Periode anzunehmen. Für uns hat das Material keine entscheidende Bedeutung mehr, eine desto größere die Form, die Vergleichen-

mit verwandten Formen und die Fundverhältnisse. Nun sind allerdings die Mehrzahl der „Kronen“ Einzelfunde, und die Zahl aller überhaupt gefundenen Ringe dieser Art ist nicht groß; wo aber eine nähere Bestimmung durch die Fundverhältnisse möglich war, weist sie in den Beginn der Eisenzeit. Die „wendische Krone“ setzen wir in die Zeit um

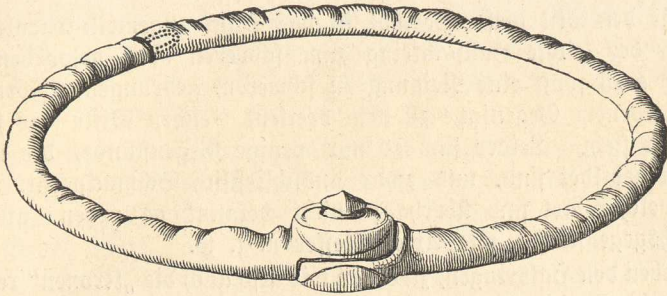


Abb. 165

300 vor Christi Geburt, in die Periode, wo die älteste unbestimmte Kunde über unser Land aufgezeichnet ist und Teutonen an unserer Küste erwähnt werden (s. unten S. 113). — Jene Vergleichung mit verwandten Formen aus anderen Kulturkreisen aber, die wir für unsere ganze Betrachtung grundlegend gemacht haben, führt uns noch einen Schritt weiter. Wir mußten der wendischen Krone den Titel „wendisch“ nehmen und müssen nun auch den Namen „Krone“ in Frage stellen. Unleugbar entspricht ja besonders das Langentrehomer Stück mit seinen Zacken jenem Bilde, welches man sich infolge der volksmäßigen Darstellungen gewöhnlich von einer Krone macht. In Wirklichkeit ist die Zackenkrone eine verhältnismäßig junge Bildung des Mittelalters und wird erst in den gothisch stilisierten „Laubkronen“ des vierzehnten Jahrhunderts üblich. Nicht mit diesen jungen Kronen ist der altgermanische Kronenreif zu verbinden, sondern mit einer Gruppe verwandter Altsachen, Ringen, die an ihrer oberen Seite mit flacheren oder stärkeren Erhöhungen versehen sind, ursprünglich aus Bronzeblech gebogen, später in immer stärkeren Exemplaren gegossen. Diese Ringe sind alle zum Öffnen eingerichtet und sind sichtlich keine Kronen, sondern Halsringe. Am Ende dieser Entwicklungsreihe steht unsere „Krone“. Auch sie ist, das ist heute das allgemeine Urteil in Archäologenkreisen, ein Halsring. Wohl klingt es wie eine stark befremdende Zumutung, daß man sich einen Halsring mit einer so hohen Spitze vorstellen soll. Diese Befremdung verliert sich aber, wenn man den Gegenstand nicht losgetrennt, sondern in seiner archäologischen Umgebung betrachtet. Es ergibt sich dann, daß die Spitze nicht wesentlich für die Kronenreise ist, sondern sogar eine Ausnahme bildet, daß aber das Charnier zum Öffnen des Ringes nie fehlt, also wesentlich ist, ein Umstand, für den man nur gekünstelte Erklärungen finden kann, wenn man sich den Ring auf dem Kopfe getragen vorstellt. Ferner darf man an alterthümliche Schmuckstücke nicht den Maßstab moderner Bequemlichkeit legen. Durch Schmuck und Mode hat sich die Menschheit zu allen Zeiten tyrannisieren lassen,

und nicht am wenigstens in den Perioden, von denen wir hier reden. Es sei nur an die Bronzehalskragen der älteren Bronzezeit (oben S. 53) und die Hohlwulste der jüngeren erinnert. Wir sehen also in der „wendischen Krone“ einen altgermanischen, vielleicht teutonischen, Halsring aus der Zeit, wo die Bronze, im Begriff ihre Herrschaft an das Eisen abzugeben, eine schöne Nachblüte erlebt.

Für den Stil dieser Periode ist das Stück ungemein charakteristisch. Wie hier der leichte Hallstadtring zum schweren Reif geworden ist, so zeigt sich auch sonst eine Neigung zu schweren, gedrungenen Formen, die in entschiedenem Gegensatz zu dem breiten, weichen Stile der jüngeren Bronzezeit steht. Leider sind es nur wenige Gegenstände, die in dieser Zeit neu gebildet sind, und zwar ausschließlich Schmuckgerät. Waffen irgend welcher Art sind überhaupt nicht bekannt geworden, auch keine Gebrauchsgegenstände, wie Axt, Messer u. s. w.

Neben den Halsringen, zu denen wir also auch die „Kronen“ rechnen, sind sehr häufig die Nadeln. Unverkennbar schließen sich diese an die Formen der vorausgehenden Periode an. Die damals beliebte Einbiegung unterhalb des Kopfes, die „Verkröpfung“ (vgl. S. 90 Abb. 148 und 150) bleibt in der Mehrzahl der Fälle, nur daß sie näher unter dem Kopf liegt wie früher; aber der Kopf selbst wird neu und eigenartig gebildet. Unter den fast launenhaft verschiedenen Formen



Abb. 166

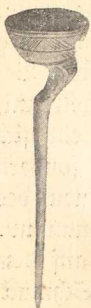


Abb. 168

des Kopfes treten besonders folgende hervor: zunächst der einfache flache Ring (Abb. 166, von einem Urnenfelde von Friedrichsruhe; das Stück aus Bronze); oft ist auch der Ring geschlossen, der Kopf bildet also eine Scheibe, die rund oder eckig geformt und bei eisernen Stücken gelegentlich noch mit einer Bronzeplatte belegt ist. Ferner eine starke Hohlkugel, die aus zwei Halbkugeln gebildet wird. Abb. 167 stammt aus einem Hügelgrabe von Gr. Labenz; es ist ein besonders großes Stück aus Eisen, während gewöhnlich diese Köpfe aus Bronze und nur eine Scheibe zwischen den beiden Halbkugeln und die Nadel aus Eisen sind, übrigens haben diese Nadeln die Einbiegung nur ausnahmsweise; sodann ein ziemlich komplizierter Kopf mit flügelartigen Querbalken, eine in Mecklenburg seltene Form; und besonders konische Bronzeköpfe, welche oft sehr stark, dabei kurz und gedrungen gebildet werden (Abb. 168, von Consrade aus einem Moore, Bronze); man hat diese Nadel als „holsteinische“ bezeichnet, weil sie in Holstein besonders häufig ist, doch findet sie sich auch in Mecklenburg in mindestens acht Fundstätten, meist in kleineren Exemplaren. — Alle diese Formen sind lokal beschränkt und gehen über die Südküste der Ostsee wenig hinaus, auch nicht nach Däne-

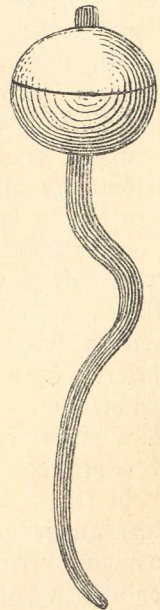


Abb. 167

mark. Es sind einheimische Weiterbildungen der schon in der vorausgehenden Periode eingeführten „Schwanenhalsnadeln“ und ähnlicher Formen. Die schönsten und stärksten sind in Bronze gebildet in jenem derben, etwas barocken Geschmack, welchem auch die Halsringe ihre Umformung verdanken. Hallstadtgeschmack zeigen besonders die Kugelhöpfe. Aber nicht nur in Bronze, sondern auch in Eisen werden diese Nadeln gebildet, und zwar auf unserem Boden. Hier liegt der Beginn einer einheimischen Eisenindustrie, ein Umstand von solcher Bedeutung, daß er das längere Verweilen bei den anscheinend geringfügigen Gegenständen entschuldigen mag.

Wir haben bei der Bronzezeit auf die große Bedeutung hinzuweisen gehabt, welche die Gewandnadel, die Fibel, für die vorgeschichtliche Chronologie hat. Auch in der älteren Eisenzeit, allerdings erst an ihrem Ende, tritt ein sonderbares Gebilde der Art hier auf, scheinbar losgelöst von allen übrigen Formen, nicht nur der bronzezeitlichen, sondern auch von denen der späteren Periode (Abb. 169, von Raduhn bei Crivitz). An einem flachgewölbten Bügel liegt vorn ein beweglicher Querstab, der, ebenso wie das Bügelende, mit flachen Näpfchen versehen ist, die durch ein kleines Band aus spiralig gewundenem Draht mit einander verbunden sind; soweit ist die Fibel aus Bronze; die Nadel ist eisern, befestigt an dem beweglichen Querstab und am Bügelende, so weit erkennbar, in einen Falz greifend. Es ist wahr-

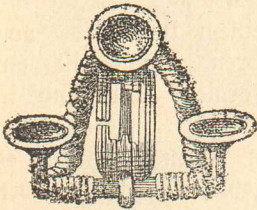


Abb. 169

scheinlich gemacht, daß diese Fibel auf Vorbilder der la Tène-Kultur zurückgeht; jedenfalls ist die Form sehr verändert und Stücke der beschriebenen Art ganz lokal; man hat sie als „pommerische“ Fibel bezeichnet, weil sie früher nur aus Pommern, und zwar nur aus dem Westen bekannt ist, doch ist die Zahl der mecklenburgischen Funde annähernd gleich; jedenfalls ist das Verbreitungsgebiet ein sehr beschränktes. Neben dieser einheimischen Fibel erscheinen nun aber schon in dieser Periode andere, welche dem großen Kulturkreise angehören, der, wie schon oben erwähnt, in jener Zeit der herrschende in einem großen Teile Europas geworden ist, der la Tène-Kultur. Die la Tène-Fibel ist ein höchst praktisches Gebilde von einer sehr charakteristischen Form; im Gegensatz zu der bronzezeitlichen Fibel schnebt die Nadel nicht frei, sondern federt, indem sie aus einer Spiralwindung am Fibelkopf hervorgeht; der Bügel ist schmal und meist gewölbt, der Bügelfuß in sehr augenfälliger Weise nach oben gebogen. Je nachdem das Fußende frei emporsteht, sich auf den Bügel auslegt und mit ihm durch ein Verbindungsstück vereinigt ist, oder mit dem Bügel in einem

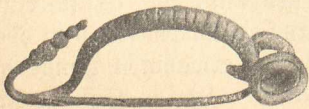


Abb. 170

Stücke gegossen ist, entstehen drei recht verschiedene Formen, welche für die drei Perioden, in die man die la Tène-Zeit einteilen kann, typisch sind. Wir sind sonst arm an la Tène-Sachen, haben aber ausgezeichnete Vertreter der drei Typen

in beistehenden Abbildungen 170 bis 172. Das erste Stück (aus Bronze) stammt von Hohen-Lufow (bei Bützow), das zweite (ebenfalls

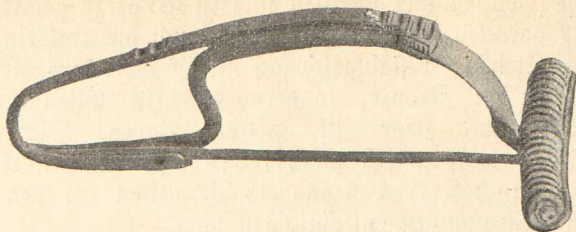


Abb. 171



Abb. 172

aus Bronze), anscheinend ein Moorfund, stammt aus der Gegend von Grabow, das dritte (aus Eisen) aus einem Urnenfelde von Perdöhl (bei Wittenburg). Die Fibel des älteren Typus ist ein vereinzelter Fremdling, Fibeln der anderen Formen aber sind in Urnenfeldern gelegentlich gefunden, so bei Pogreß, angerostet an einen Gürtelhaken von der Abb. 174 gegebenen Form, doch sind es alles unscheinbare, zerrostete oder zerbrochene Exemplare. Eine Fibel, die sicher auch auf unserem Boden ein Fremdling ist, giebt Abb. 173

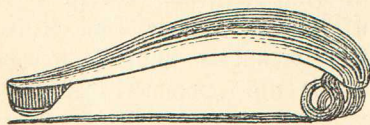


Abb. 173

(Bronze, Urnenfeld von Kl.-Methling); es ist, wenn ich recht verstehe eine süddeutsche, in der älteren la Tène-Zeit aus einer Hallstadtform herausgewachsene Bildung. — Auch in Schleswig-Holstein kommen Fibeln in dieser Periode fast gar nicht vor; ihre Stelle zum Zusammenstecken des Gewandes schienen die Nadeln eingenommen zu haben.

Dagegen tritt jetzt ein anderes Toilettenstück auf, welches für die ganze vorrömische Eisenzeit besonders wichtig geworden ist, der Gürtelhaken. Es ist in seiner älteren Form eine breite, leicht gewölbte Platte, die auf der einen Seite Löcher zur Befestigung in dem Gürtel hat und sich auf der andern zu einer hakenförmig gebogenen Spitze verjüngt, welche in die Öffnungen des (meist sicher ledernen) Gürtels oder einen Gürtelring eingreifen soll. Diese größeren Gürtelhaken sind ausnahmslos von Eisen, gelegentlich mit bronzernen Knöpfen versehen, und bei uns stets eingliedrig. Das abgebildete Stück (174) gehört dem Urnenfelde von Clausdorf (bei Staven-



Abb. 174

hagen) an, wo es in einer Urne zusammen mit dem oben S. 99 erwähnten Ringe gefunden ist; eine zweite, anscheinend jüngere Art stellen die kleineren und

schmäleren vor, welche in verschiedenen Formen ungemein häufig sind; das unter 175 abgebildete Stück ist ebenfalls von Eisen und entstammt einem



Abb. 175

unlängst ausgegrabenen Urnensfelde von Neu-Stuer; wahrscheinlich gehört es, wie die Masse dieser kleinen Gürtelhaken, erst der folgenden Periode an. Mit dem Gürtelhaken zusammen findet sich nun sehr oft ein stärkerer Ring, meist aus Eisen, seltener auch aus Bronze; gelegentlich ist er an dem breiten Ende des Gürtelhakens befestigt, soll also zur Befestigung des Hakens am Gürtel dienen, oft paßt er aber so genau in die Krümmung, daß er wohl zum Eingreifen in dieselbe bestimmt war. Das abgebildete (176), besonders schöne Stück ist

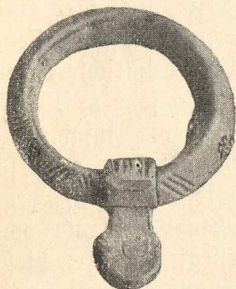


Abb. 176

aus Bronze und stammt aus einem Urnen- (Hügel-) Grabe von Brahlstorf. In diesem Zusammenhang seien auch die „Eisenringe“ erwähnt, bronzene Ringe, bei denen die Öse angegossen ist, deren Deutung als Gürtelring aber durchaus nicht sicher ist. Ihr Hauptinteresse liegt in ihrer Verbreitung; sie gehören fast ausschließlich der jütischen Halbinsel, speciell Hol-

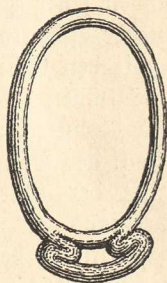


Abb. 177

stein, an; in Mecklenburg sind nur drei gefunden, davon zwei in Urnen, das bestehende, Abb. 177, bei Gersdorf (bei Neu-Bukow) und eins bei Bellevue (bei Hagenow).

Soweit der Bestand dieser Periode an Altsachen. Hallstädter Geschmack überwiegt: der breite Gürtelhaken, die Kronenringe, die Kugelpopfnadel, auch die Urnen gehen auf Hallstädter Typen zurück, werden aber selbstthätig umgebildet. Daneben erscheinen la Tène-Sachen als einzelne Importgegenstände und anscheinend (abgesehen von der „pommerischen Fibel“) ohne Einfluß auf die lokale Gewerbethätigkeit. Wie weit ein gallischer Einfluß auf die Sitte und Lebensgewohnheiten der germanischen Stämme ausgeübt ist, entzieht sich unserer Kenntnis. Von den großen Gallierzügen sind die Germanen nicht unberührt geblieben; in der Zeit, die wir hier behandeln, um die Scheide des vierten und dritten Jahrhunderts findet eine große Westbewegung germanischer Stämme statt, durch welche das früher keltische Gebiet zwischen Weiser und Rhein germanisch geworden ist. Schon damals werden germanische Scharen in die gallischen Eroberungszüge hineingezogen sein und in manchen Zügen gallischen Lebens, so in der Tracht, sich ihnen angeschlossen haben. Die berühmten Waffen der Gallier, das lange Eisenschwert und die kurze schwere Wurflanze (gaesum) haben, soweit bisher unsere Funde sprechen, in dieser älteren Periode den Norden nicht erreicht; gallisch mutet

aber die Vorliebe für zwei Schmuckstücke an, den Torques und den Gürtel-
haken. Allbekannt ist der gewundene Halsring als Abzeichen gallischer
Krieger nicht nur durch geschichtliche Überlieferung — der von den römischen
Annalisten gefeierte Zweikampf des jungen Titus Manlius „Torquatus“ fällt
in eine unserer Periode entsprechende Zeit, 361 — sondern auch durch
bildliche Darstellung. Durch den „sterbenden Gallier“ des Kapitols
hat der gewaltige Eindruck, welchen die nordischen Kraftgestalten auf
die alternde Griechenwelt machten, in der Formensprache der Per-
gamenischen Kunst einen ergreifenden Ausdruck gefunden; als einzigen
Schmuck trägt der niedersinkende Krieger den Torques, und zwar in
einer archäologisch jüngeren Form; die Enden schließen nicht, wie bei den
oben Abb. 161 u. 162 dargestellten älteren Stücken, mit Haken, sondern in
Knaufen, wie bei dem Ringe von Raduhn, Abb. 163, nur etwas platter.
Die Statue stammt aus der Zeit um 200 vor Chr. G.; wir haben in ihr
also eine zeitliche Bestimmung für jene Form des Halsringes. Der
verhältnismäßig breite Raum, den die Halsringe in den einheimischen
Funden jener Periode einnehmen, spricht dafür, daß sie auch hier eine
ähnliche Bedeutung gehabt haben, wie bei den Galliern. — Ähnlich steht
es mit den Gürtelhaken. Den Römern fiel als Eigentümlichkeit der
transalpinen Gallier die Sitte, Beinkleider zu tragen so sehr auf, daß
sie das ganze Land danach benannten (*Gallia braccata*); zum Zusammen-
halten der Beinkleider diente der Gürtel mit seinem Haken, und so
wurde der Gürtelhaken das unentbehrlichste Toilettestück. Auf dem
neuerdings an das Licht gezogenen großen römischen Tropaeum von
Adamklissi in der Dobrudscha zeigt ein Teil der besiegten Völker diese
Tracht. Man hat das Monument in die Zeit des Augustus rücken und
in dem einen Volke Germanen und zwar von dem ostgermanischen
Stamm der Bastarner, dessen enge Beziehungen zu den Kelten geschicht-
lich bekannt sind, sehen wollen. Ist die Deutung (es sind ihr gegenüber
schwere Bedenken erhoben) richtig, so haben wir in dem Monument
die älteste Darstellung von Germanen überhaupt und diese in der Weise
gekleidet, wie wir sie uns nach den Funden auch bei uns an der Ostsee
vorstellen dürfen.

Wenn wir es oben ablehnten, unsere älteste Eisenzeit als eine Aus-
strahlung der la Tène-Kultur anzusehen, und auch den Namen la Tène
für dieselbe vermieden haben, so ist es uns doch unzweifelhaft,
daß auch unser Land von der ganz Mitteleuropa durchziehenden Kelten-
bewegung in Mitleidenschaft versetzt ist. Nach den vorliegenden Funden
nimmt Mecklenburg eine Mittelstellung zwischen seinen Nachbarländern
ein: wie sich auf unserem Boden die „holsteinische“ Nadel neben der
„pommerischen“ Fibel findet, so kreuzen sich hier auch andere lokale
Typen. Vorläufig scheint in beiden Ländern die behandelte Periode
stärker entwickelt wie bei uns, ja, es könnte scheinen, als ob eine Ver-
schiebung der Verkehrswege eingetreten wäre, welche Mecklenburg nicht
berührte, entsprechend den Verhältnissen in Dänemark, wo eine westliche
vom Rhein herkommende Beeinflussung in Jütland, eine andere von
Südosten kommende in Bornholm die neue Zeit begründet, während
Seeland, Laland, Falster, zum Teil auch Fünen wenig berührt wurden;

doch ist zu derartigen Konstruktionen das Material noch nicht hinreichend gesondert. Ich habe nach den Beobachtungen der letzten Jahre die Überzeugung gewonnen, daß ein sehr großer Teil unserer Urnenfelder vorrömisch ist; einige glückliche Ausgrabungen können hier bald das bisherige Bild gänzlich verändern. (Anmerkung 36.)

Die jüngere Periode der vorrömischen Eisenzeit.

Es ist eine schwer zu charakterisierende Zeit, in welche wir hier eintreten, ja, wir können eigentlich nur ihren Rahmen angeben und müssen die Ausfüllung künftiger Forschung überlassen. Es ist die Zeit, in der die älteren eisenzeitlichen Typen verschwinden und die späteren, sagen wir der Kürze halber römischen, welche in einem sehr starken und anscheinend sehr raschen Strome auch unser Land überschwemmten, es noch nicht erreicht haben. Besonders lehrreich sind hier einige Grabfelder, auf denen die neuen römischen Eindringlinge sich mit den früheren Typen vermischen.

Die Grabform ist ausschließlich das Urnenfeld. Im Gegensatz zu der ältesten Eisenzeit ist jede Urne gesondert beigesetzt, höchstens daß ein Steindamm über ihnen mehrere vereinigt, und zwar pflegen Reihen inne gehalten zu werden. Zu Grabstätten nimmt man mit Vorliebe flache, sandige Erhebungen. Auch hier stehen die Urnen in geringer Tiefe, mit ihrem Rande oft die jetzige Oberfläche erreichend, seltener ganz frei, meist in Steine verpackt, wie oben S. 95 die Abbildung einer Urnenstellung aus einem ganz jungen, schon in die römische Periode reichenden la Tène-Felde von Büttelkow (bei Wittenburg) zeigte, oder doch auf einem Fußsteine aufstehend und durch einen Deckelstein nach oben geschützt. Auch die Beisetzung der Gebeine ohne Urnen, in Gruben, kommt vor, bildet aber eine Ausnahme; die bekannten Brandplätter der Insel Bornholm, größere Gruben mit Brandschutt und Altsachen, an denen man zuerst diese Periode im Norden genauer zu bestimmen lernte, fehlen bei uns ganz. — Die Niederlegung der Gebeine in den Urnen geschieht bei weitem nicht mit der Sorgfalt, wie früher; sie sind ungeräumt, vermischt mit Asche und Kohle, oft in so geringer Menge, daß deutlich zu ersehen ist, wie man sich mit der Pflicht gegen den Toten so abfand, daß ein paar Hände voll Reste von der Brandstelle aufgelesen und in die Urne gelegt wurden. — Dem entspricht die kümmerliche Ausstattung mit Beigaben. Bei Krebsförden (bei Schwerin) sind 1889 und 1890 vom Verfasser zwei vorrömische Urnenfelder ausgegraben: das eine, ältere, ist schon oben (S. 99) erwähnt; durch eine unwegsame Niederung getrennt lag nur 1 Kilometer entfernt ein zweites, welches über hundert Urnen ergeben hat; von diesen hatten nur acht Beigaben, unscheinbare Ringe und Fibeln.

Unter den Krebsfördener Urnen zeigte sich eine große Einförmigkeit: es waren im wesentlichen zwei Typen. Eine derbere, rundliche Form,

ähnlich dem beistehenden Stück (Abb. 178) von Büttelkow, meist braun und unverziert; und eine feinere, stark profilierte, welche durch hohen, spitzigen Fuß und die hohe Lage der größten Weite charakterisiert wird (Abb. 179,



Abb. 178.



Abb. 179.

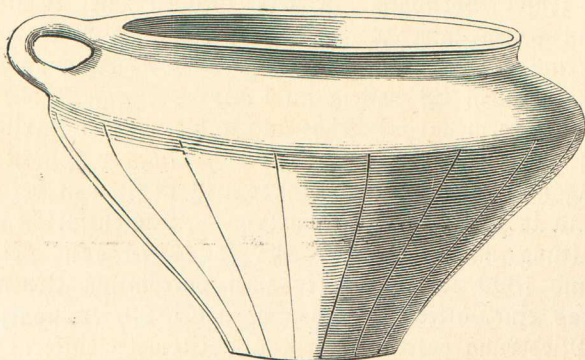


Abb. 180.

von Büttelkow und 180, von Perdöhl). Die Urnen der ersten Form sind fast stets braun und unverziert (das abgebildete Stück bildet eine Ausnahme); die der zweiten sind glänzend schwarz und zeigen fein ein-

geriffene leichte Verzierungen, meist Bänder von Linien, die mit Punkten umsäumt sind.

Diese zweite Urnenform ist ein vortreffliches Hilfsmittel zu chronologischen Bestimmungen. Sie unterscheidet sich durch ihre Schlankheit ebenso scharf von den älteren Urnen wie von den späteren römischen, bei denen die flache Schalenform vorherrscht. Da sie in unsern Nachbarländern und auch sonst oft vergesellschaftet mit römischen Schalenurnen und andern römischen Gegenständen erscheint, also in diese spätere Periode hineinreicht, gehört sie im wesentlichen in die letzte vorrömische Periode. Ihre Heimat liegt weit im Süden. Gewisse hohe Bronzegefäße (*situlae*) der jüngeren Hallstadtzeit haben das Vorbild gegeben, welches schon in dem berühmten Grabfelde von St. Lucia (bei Triest) für die Form und Dekoration der Thongefäße Nachahmung gefunden hat; der Nachweis der Wege, wie von dort die Form mit dem Einfluß der *la Tène*-Kultur nach dem Norden gedrungen ist, geht über unsere Aufgabe hinaus. Mit Hilfe dieser Urnenform können wir eine ganze Reihe sonst wenig charakteristischer Fundplätze bestimmen und gewinnen so einen zeitlichen Anhalt z. B. für die Urnenfelder von Wendorf (bei Teschn), Neu-Stieten (bei Wismar), Perdöhl (bei Wittenburg), Sparow (bei Plau) u. a.

Eine Betrachtung der Metallgeräte dieser Zeit führt uns mitten in den Kulturkreis der *la Tène*-Periode hinein. Die Fragen über Herkunft und Verbreitung dieses Stils, welche zu den anziehendsten gehören, welche Kulturgeschichte und Archäologie überhaupt stellen können, müssen hier unerörtert bleiben. Der Leser, der sich über sie informieren will, sei auf die geistvollen, tief in das Problem eindringenden Ausführungen von Moriz Hörnes (*Urgeschichte des Menschen*, Wien 1892, S. 629 flgd.) verwiesen. Die Geschichte der *la Tène*-Kultur ist zugleich die Geschichte des gallischen Volkes. Ihr Schlußakt liegt im hellsten Lichte der Geschichte; in den Wallgräben von Alésia (heute Alise-St. Reine, dep. Côte d'or), wo der letzte Verzweigungskampf der Gallier gegen Cäsar im Jahre 52 v. Chr. stattfand und an der Stelle der alten Aduerhauptstadt Bibracte (bei Autun) sind massenhaft Reste der gallischen Industriethätigkeit gefunden und so eine zweifellose Datierung für diese gegeben. Diese jüngsten *la Tène*-Sachen bilden einen scharf umrissenen jüngeren Formenkreis, von dem unschwer zu den älteren aufzusteigen ist, deren Ursprung zu suchen noch eine Aufgabe der Altertumswissenschaft ist. Für das Verständnis der nordischen Archäologie hat die Frage keine entscheidende Bedeutung. Die *la Tène*-Kultur war längst voll entwickelt, als ihre ersten Produkte die Küsten der Ostsee erreichten, und von dem glänzenden Reichthum der Periode, wie er z. B. in Frankreich und Böhmen uns entgegentritt, ist bei uns keine Spur. Doch glauben wir auch in den ältesten *la Tène*-Sachen mehr griechischen Charakter zu finden, wie Hörnes zugeben will, habe derselbe nun über Massilia oder am schwarzen Meere die Gallier berührt und sehen in unseren geringfügigen *la Tène*-Sachen doch das erste, wenn auch noch so schwache Band, welches unseren Norden mit den klassischen Kulturvölkern verbindet. — Von den Perioden der *la Tène*-Zeit ist schon mehrmals die Rede gewesen: wir haben oben (S. 103) drei Fibeln dargestellt, welche bezeichnend für die Stilphasen

sind. Die jüngste, die von Verdöhl, gehört der Periode an, bei deren Besprechung wir jetzt stehen. Fibeln dieser Art sind in fast allen Grabfeldern gefunden, aber so zerbrochen und verbogen, daß näheres kaum zu sehen ist.

Außer den Fibeln sind häufiger eiserne Ringe einfachster Form und einfache kleine Gürtelhaken, schmale, gekrümmte Eisenbänder (s. oben S. 105 Abb. 175). Auch die „pommerische“ Fibel und der torques Abb. 163 gehören wohl erst dieser Periode an.

Die reichste Ausbeute an größeren la Tène-Sachen hat ein Urnenfeld von Rörchow (bei Wittenburg) ergeben, welches ganz am Ende der Periode steht und neben überwiegenden römischen Sachen noch eine größere Anzahl hier zu behandelnder enthält. Hier ist auch das erste la Tène-Eisenschwert gefunden (Abb. 181). Dieses lag mit seiner Scheide zusammengebogen in einer Urne. Die Scheide besteht aus dünnen Eisenplatten und schließt unten geradlinig mit einem Bronzebande ab; der Klingenabschluß ist geschweift, die Angel lang und in einem kleinen Knopfe endigend; die Länge des ganzen beträgt 70 Zentimeter. Auch das la Tène-Schwert hat seine Geschichte wie die la Tène-Fibel; Stücke unserer Form gehören in die mittlere Periode, haben aber meist eine spitzbogige Scheidenendigung. Auch andere Waffen, so Lanzenspitzen und Schildbuckel, sind bei Rörchow gefunden. Eine vollständige Scheidung zwischen vorrömischen und römischen Gegenständen ist nicht durchzuführen, doch mögen die beistehend abgebildete (182) Form des Schildbuckels, charakterisiert durch breiten Rand

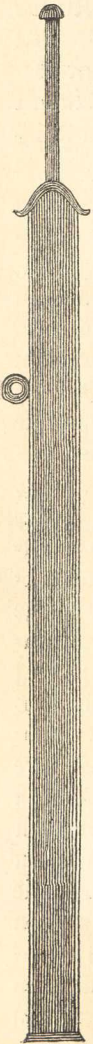


Abb. 181

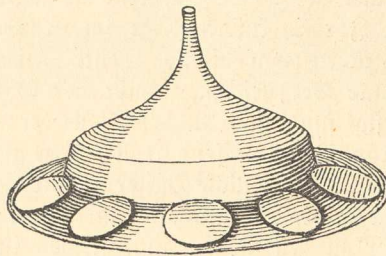


Abb. 182



Abb. 184

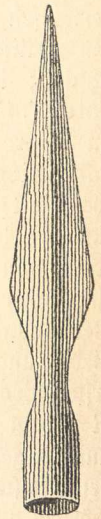


Abb. 183

und breitköpfige Nägel, sowie Lanzenspitzen beistehender Form (Abb. 183) nach dänischen und pommerischen Funden schon in unsere ältere Periode hineinreichen.

In diese Zeit gehört wohl auch eine Artform, welche wie eine Nachbildung bronzenener Celta aussieht (Abb. 184 nach einem Stück von Dargun); doch kommen ähnliche Äxte noch viel später vor.

Vorrömisch sind aber eine Anzahl sehr interessanter bronzenener Gefäße, welche in den Urnenfeldern als Behältnisse für die Gebeine gefunden werden. Besonders reich war auch das Urnenfeld von Körchow, wo zehn solcher Gefäße angetroffen sind. Ihre Form ist sehr verschieden. Beistehende Abbildungen mögen die wichtigsten veranschaulichen:



Abb. 185

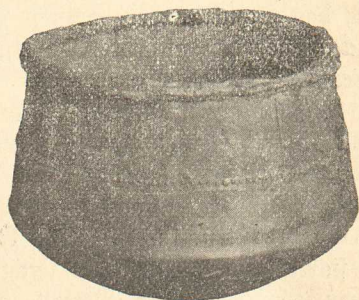


Abb. 186

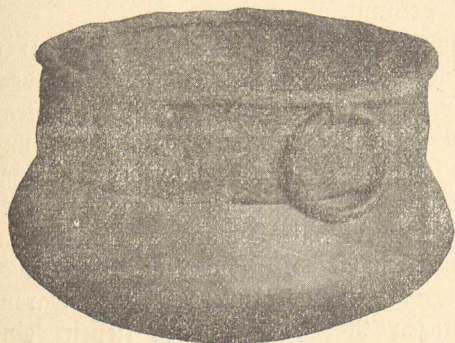


Abb. 187

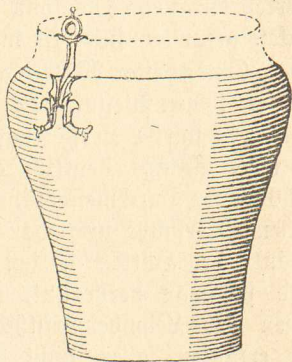


Abb. 188

Abb. 185 zeigt einen hohen rundlichen Kessel aus Bronzeblech, Abb. 186 einen aus drei Stücken zusammengenietetem mit starkem, eisernem Rande, Abb. 187 die häufigste Form, einen flachgewölbten Tragkessel, aus dünnem Bronzeblech, dessen oberer Teil aus Eisen besteht, mit starkem Eisenrand und zwei starken Eisenringen. Besonders fein gearbeitet ist ein kleines, leider zerbrochenes Gefäß (Abb. 188), welches an die Urnenform Abb. 179 erinnert und einen ungemein fein gearbeiteten Griff hat. (Die Ergänzung ist nach einem ähnlichen, bei Bohlßen in Hannover gefundenen Gefäße gemacht.) Andere Bronzeschalen scheinen jünger zu sein, wie auch auf anderen Grabfeldern, so bei Neu-Stieten und Hagenow, wo Reste von Tragkesseln gefunden sind, schon römische Sachen dabei

waren. Alle diese Gefäße sind ausländische Arbeiten, die vom Westen her zu uns gekommen sind; in la Tène selbst und bei Mainz sind ähnliche gefunden.

So weit das nicht bedeutende Material an Metallsachen, welche diese Grabfelder geliefert haben. Mecklenburg steht vollständig unter dem Einfluß der la Tène-Kultur und zwar in ihrer letzten Periode.

Aus dieser Zeit können wir nun zwei **Wohnstätten** nachweisen. Die eine wurde schon 1865 aufgefunden in einer Zeit, wo die Pfahlbauforschung blühte; und die interessante Entdeckung hat denn auch das Schicksal der meisten Pfahlbaufunde geteilt, nämlich in dem Rückschlage, der auf die hochgespannten Erwartungen folgte, der Vergeffenheit übergeben zu werden. Nach dem vorliegenden, durchaus klaren und einwandfreien Berichte sind bei Bimfow (bei Goldberg) an der Stelle eines kleinen alten Seebeckens Pfahlanlagen mit Kulturresten gefunden, besonders größeren Vorratstöpfen und feineren Trinkgefäßen, Funde, die ihrer einfachste Erklärung eben als Ansiedelungen im Wasser, als Pfahlbauten, finden. Die Gefäße haben die glänzende Schwärze, die starke Profilierung und seichten Strichverzierungen unserer la Tène-Urnen. Leider fehlen Metallgegenstände ganz. Die Station la Tène am Neuenburger See ist auch ein Pfahlbau, allerdings ganz anderer Art, nämlich eine militärische Anlage zur Sicherung einer sehr wichtigen Verkehrsstraße. Ob sonst irgendwo la Tène-Ansiedelungen in Wasserbecken gefunden sind, ist mir nicht bekannt.

Ein zweiter Wohnplatz ist unlängst (Sommer 1898) bei Schwerin an dem hohen Westufer des Medeweger Sees aufgefunden; leider in dem Zustande starker Zerstörung. Aber eine Wohnhütte ließ sich wenigstens in ihrer Anlage deutlich erkennen. Sie bildete ein Oval von 4 und 2,50 Meter Durchmesser; ihr Boden lag etwa 1½ Meter unter der ursprünglichen Oberfläche und war mit kleineren Dammssteinen ausgelegt. Die Wände der Hütten hatten aus Flechtwerk mit Lehmewurf bestanden, und sie war verbrannt, wie unverkennbar die Lage und das Aussehen der Lehmewurfstücke zeigte, die in das Innere gefallen waren; sie erfüllten aber nicht den ganzen Raum, sondern ließen eine Stelle in der Mitte frei, die Hütte hatte also in der Mitte eine Öffnung zum Entweichen des Rauches gehabt. Hier fand sich auch der Herd, eine starke niedrige Steinschichtung, die zusammengesunken war und einen großen Topf zerdrückt hatte; ein zweiter großer Topf und ein kleiner, fein gearbeiteter Trinkbecher standen an der Seite. Die an Wohnstellen gewöhnlichen Tierknochen fehlten hier, lagen aber in Masse auf dem Platze außerhalb der Hütte zerstreut. Ebenso fanden sich dort Spindelsteine und Scherben von jenen feinen schwarzen, mit leichten Linien verzierten Gefäßen, die einen sicheren zeitlichen Anhalt gewähren. (Anmerkung 37.)

Geschichtliche Überlieferungen aus der ältesten Eisenzeit. *)

Ist also auch das archäologische Material, das Mecklenburg bisher für diese Periode geliefert hat, nur dürftig, so beansprucht sie doch ein besonderes Interesse deswegen, weil während ihrer Dauer die ersten Streiflichter aus der geschichtlichen Überlieferung der Mittelmeerländer auf die Gestade der nordischen Meere fallen und zugleich die Germanen zum ersten Mal aus ihren Urwäldern hervorbrechen und an die Pforten der Kulturwelt des Südens, Einlaß und Anteil fordernd, klopfen.

Der Bericht eines kühnen Reisenden ist es, der die erste Kunde giebt. Pytheas von Massilia unternahm um die Zeit Alexanders des Großen eine Seefahrt durch den atlantischen Ocean und den Kanal bis zu der Bernsteinküste. Freilich überaus fragmentarisch sind die Nachrichten, die aus seiner Reisebeschreibung erhalten geblieben sind. Es geht nicht einmal das aus ihnen zweifellos hervor, ob das Bernsteinland des Pytheas im Südostwinkel der Nordsee (in der Nähe der Elbmündung) gelegen hat oder an der Ostsee. Für die Frage nach den Bewohnern unseres Landes zur Zeit des Pytheas ist dies übrigens belanglos, denn ohne Zweifel sind die Bewohner des südöstlichen Winkels der Nordsee und die des südwestlichen Teiles der Ostsee damals gleicher Nationalität gewesen. Pytheas nennt sie Scythen und unterscheidet sie mit dieser Benennung von den weiter westlich wohnenden Kelten: es können nur Germanen gewesen sein, denn ein drittes Volk kommt für unsere Gegend in dieser Zeit überhaupt nicht in Betracht. Daß Pytheas dieses Wort nicht braucht, darf nicht Wunder nehmen; es ist eben erst nach seiner Zeit aufgekommen. Wir dürfen es also als durch Pytheas beglaubigt ansehen, daß an der Elbmündung und in Mecklenburg zu seiner Zeit Germanen wohnten.

Ja, sogar einen Stammesnamen für diese Germanen erfahren wir durch Vermittelung des Plinius aus dem Berichte des Pytheas, den der Teutonen. Das Wort ist wahrscheinlich seinem Ursprunge nach kein deutsches, sondern ein keltisches; es scheint, als wenn die Germanen an der Meeresküste, die gewiß verschiedenen Stämmen angehörten, von ihren keltischen Nachbarn diese zusammenfassende Benennung erhielten, die sie dann später sich selbst aneigneten. Daß der Geltungsbereich dieses Namens auch die mecklenburgischen Germanen mitumfaßte, wird dadurch wahrscheinlich, daß mehrere Jahrhunderte später in dem geographischen Werke des Ptolemäus unter den Bewohnern der Landschaften östlich der Unterelbe — also im östlichen Holstein und in Mecklenburg — Teutonen und Teutonarien genannt werden: augenscheinlich Reste der alten Stammesgruppe, die bei der großen Auswanderung gegen Ende des zweiten Jahrhunderts in den alten Sizen zurückgeblieben waren.

*) Von Dr. R. Wagner.

Diese Auswanderung entführte zwei Jahrhunderte nach der Zeit des Pytheas einen bedeutenden Teil der bisherigen germanischen Bewohner Jütlands und Mecklenburgs aus der alten Heimat in weite Ferne, wo sie schließlich ihr Grab fanden. Große Sturmfluten sollen sie veranlaßt haben; daran mag etwas Wahres sein, aber die Haupttriebfeder für die Auswanderung wird ein Moment gebildet haben, das bei allen früheren wie späteren Völkerbewegungen ähnlicher Art fast immer der eigentlich treibende Beweggrund gewesen ist, die Landnot.

Das Bedürfnis nach Neuland war es, was von Uranfang an die Völker des indogermanischen Sprachstammes auseinandertrieb, daß sie sich über so weite Länderstrecken ausbreiteten; auch für die Germanen war der Landmangel die immer aufs neue wirkende Triebfeder, ihr Wohngebiet zu erweitern, von ihren Ursitzen am Ostseestrande aus nach Osten über die Oder und Weichsel, nach Norden über Schweden und Norwegen, nach Westen über Weser und Rhein und nach Süden bis an und dann auch über den Hauptzug der deutschen Mittelgebirge. Die Bevölkerungszahl pflegte bei den Germanen rasch zuzunehmen, und doch vermochte ihr Land bei seiner Natur und ihrer Wirtschaftsweise keine besonders dichte Bevölkerung zu ernähren. Noch war der Boden überwiegend von Wäldern und Sümpfen bedeckt, und jene zu roden wie diese trocken zu legen, fehlte es an Mitteln und auch an Lust. Und wenn die Germanen auch nicht nomadisch in ihren Wäldern schweifend ihren Lebensunterhalt suchten, sondern schon seit unvordenklicher Zeit in Dörfern angesiedelt waren und Ackerbau trieben, so war doch dessen Ertrag bei der unvollkommenen Art der Bestellung nur gering, und noch lange übermog in dem wirtschaftlichen Dasein der Germanen die Viehzucht den Ackerbau; Herdenbesitzer aber brauchen einen weiteren Raum zur Weide für ihr Vieh als Ackerbauer für ihre Felder. So entstand, wenn ein germanischer Stamm eine Zeit lang in derselben Gegend wohnte, sehr bald Übervölkerung, gegen die es kein anderes Mittel zur Abhilfe gab, als den Auszug des überschüssigen Teiles der Bevölkerung, der dann in der Ferne mit dem Schwert zu erringen suchen mochte, was die Heimat versagte, Land zum Wohnen, Weiden und Ackern. War aber einmal ein Auszug beschlossen, so ergriffen Wandertrieb und Abenteuerlust, beides urgermanische Eigenschaften, auch manchen, für den in der Heimat noch Raum gewesen wäre; denn das starke Heimatsgefühl, das heutzutage den deutschen Landmann an die Scholle bindet, fehlte unsern Vorfahren in jener alten Zeit noch. So ward die Bevölkerung für den Augenblick gelichtet, und auf ein oder einige Menschenalter reichte die Flur wieder für ihre Bewohner aus; zuweilen verließ, sei es freiwillig oder durch Krieg gezwungen, der größte Teil eines Stammes sein Gebiet, und in den leer gewordenen Raum rückten dann die Nachbarn ein, die vielleicht in derselben Not waren und so eines Zuges in weitere Ferne überhoben wurden. Dieses Bedürfnis nach Neuland mußte sich grade in der Urheimat der Germanen am häufigsten und stärksten geltend machen, denn hier saß die Bevölkerung von alters her am dichtesten. So gewahren wir denn auch von der Zeit an, wo uns die Geschichte einen Einblick in diese Vorgänge gestattet, daß mehr-

fach der erste Anstoß zu einem neuen Ausbreitungsversuch der Germanen von den nordischen Meeresküsten ausgeht. Der erste uns bekannte Fall, dem gewiß zahllose andere ähnliche — uns unbekannt gebliebene — Bewegungen vorausgegangen sind, ist die Wanderung der Cimbern und Teutonen. Trotz der großen Zahl der Auswanderer schaffte sie dem Übel nur für kurze Zeit Abhülfe, denn schon ein halbes Jahrhundert später nahm aufs neue eine Völkerwelle von der Ostseeküste ihren Ausgang. Zu den Völkern, die unter Ariovists Führung Gallien überfluteten, gehörten, wie ihr Besieger, der große Cäsar, berichtet, Sedusier und Haruden. Beide stammten von der Ostseeküste: die Sedusier sind höchst wahrscheinlich mit den von Tacitus genannten Gudosen identisch, und die Haruden waren in Fütland zu Hause.

Auch die Scharen des Ariovist fielen der überlegenen Kriegskunst der Römer zum Opfer, und die Eroberung Galliens durch Cäsar wie die der Donauprovinzen durch Drusus und Tiberius machten für etwa zwei Jahrhunderte dem weiteren Vordringen der Germanen gegen Westen und Süden ein Ende, zugleich ward dadurch das römische Reich deren unmittelbarer Grenznachbar. Schnell ward nun der Einfluß der keltischen Kultur auf die Germanen durch den weit mächtigeren der römischen abgelöst: wir stehen an der Schwelle der römischen Eisenzeit. (Anmerkung 38.)

Zweite Periode.

Die römische Eisenzeit.

Erster Abschnitt.

Allgemeines. Die Gräber.

Mit der Vernichtung der gallischen Freiheit findet auch die la Tène-Kultur ihr Ende; die Bewohner der alten keltischen Länder an Rhein und Donau beugen sich der übermächtigen römischen Kultur, und ein neues blühendes Leben entwickelt sich rasch auf dem Boden der zum Frieden gebrachten und bald auch durch einen Kranz starker Kastelle gegen das feindliche germanische Hinterland auf Jahrhunderte hin gesicherten keltischen Bevölkerung. Auch im Norden hört die la Tène-Periode mit der Zeit des Kaisers Augustus auf, und neue Formen treten an ihre Stelle, unter denen römische Sachen einen bedeutenden Platz einnehmen. Es lag nahe, in der ziemlich plötzlichen Veränderung des Grabinventars den rasch wirkenden Einfluß der neuen Kulturverhältnisse an der Donau und noch mehr der rheinländischen zu sehen und die große Mehrzahl der neu auftretenden Dinge für römische Exportgegenstände zu halten, eine Anschauung, der auch der Verfasser dieser Zeilen gelegentlich Worte gegeben hat. Eine schärfere Betrachtung der

Einzelformen ergibt aber ein anderes, überraschendes Bild. Unsere ältere „römische“ Eisenzeit hat ihre Voraussetzungen durchaus in der vorrömischen Periode, und ihre charakteristischsten Geräte sind einheimische Erzeugnisse. Am schärfsten tritt dieses Verhältnis bei jenem kleinen Schmuckgegenstande auf, der für die Abgrenzung lokaler Bezirke innerhalb vorgeschichtlicher Perioden sich stets als besonders geeignet erwiesen hat, der Fibel. Nach den schönen Untersuchungen des Schweden O. Almgren steht es fest, daß die Fibel der provincialrömischen Zeit in den Donauländern, besonders in Osterreich sich aus der jüngeren la Tène-Fibel entwickelt hat und nach Norddeutschland vorgedrungen ist, daß aber auch die germanischen Stämme am Rheine sie aufgenommen und in der römischen Periode weiter gebildet haben, so daß die römischen Unterthanen am Rheine nicht die gebenden, sondern die empfangenden gewesen sind. Dieser allmähliche Übergang der gallischen zur römischen Periode ist besonders auf unserm Boden deutlich. Wir haben schon oben das große Grabfeld von Körchow erwähnt, wo la Tène- und römische Sachen neben einander liegen, selbst in derselben Urne; ähnlich steht es auf anderen Urnenfeldern, so in Klein-Plasten (bei Waren) und Büttelkow (bei Wittenburg).

Wenn nach der gegebenen Betrachtung der Einfluß der römischen Kultur auf die einheimische Produktion sich zunächst nicht so stark zeigt, wie man leicht anzunehmen geneigt ist, so beweist doch eine große Fülle einzelner römischer Gegenstände, daß jetzt auch die Germanen an der Ostsee von der römischen Industrie abhängig gemacht werden. Und zwar sind es ganz überwiegend Haushaltsgeräte, welche zu ihnen dringen

besonders aus Italien selbst. Wie in dem reichsten Römerfunde, der auf deutschem Boden gemacht ist, dem von Hildesheim, das Tafelsilber eines reichen Römers auf uns gekommen ist, so gehören auch unsere römischen Gefäße fast ausschließlich dem Tischgerät an. Mehrere verraten ihre italische Heimat und zeitliche Stellung durch Fabrikstempel, so eine Kasserole aus dem Funde von Hagenow mit dem Namen des Cippius Polibus, eines auch durch Funde in Pompeji bekannten Fabrikanten. An solchen aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammenden Bronzen sind bei uns gefunden: Kasserolen mit den dazu gehörenden Sieben, eine Kanne mit Kleeblattausguß, deren gedrehter Griff am Rande, sowie an der Gefäßwandung in weiblichen Oberkörpern endet (s. Abb. 189), und Schalen; so wurde



Abb. 189

eine große, sehr schöne Schale bei Dobbin (bei Krakow) um 1835 im See gefunden. Eine andere prachtvolle silberne Schale von Gr.-Kelle (bei Köbel, s. Abb. 190) mit fein verziertem Griff, gehört zu einer Gruppe von torentischen Arbeiten der frühen Kaiserzeit, deren Heimat man neuerdings in Alexandria sucht. Dazu kommen Beschläge von Trinkhörnern in Silber und Bronze. Anderer Art sind bronzene Scheren (wie Abb. 195, aus dem Urnenfelde von Klein-Plastan) und Messer, sowie Stifte und Spielsteine aus Horn und Knochen.

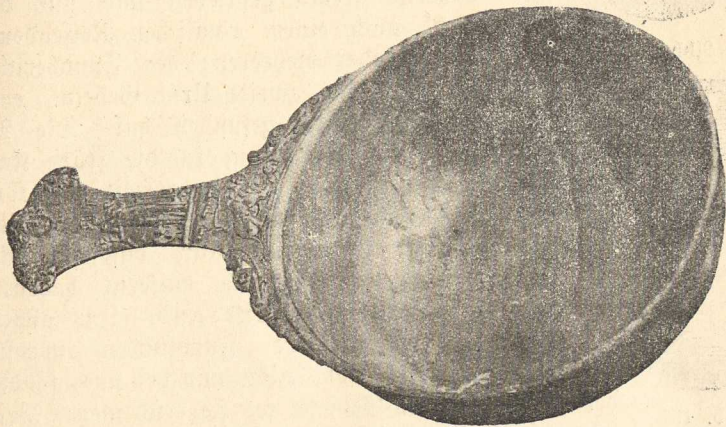


Abb. 190

Die Fundverhältnisse dieser unzweifelhaft römischen Sachen sind nun eigentümlicher Art. Nur an drei Stellen finden sie sich vergesellschaftet mit einheimischen Typen, bei Hagenow, Schwinkendorf und Börzow, doch sind leider die Fundverhältnisse in allen Fällen unsicher, und es ist nur wahrscheinlich zu machen, daß es sich hier um die üblichen Urnenfelder handelt, in denen ausnahmsweise auch Beerdigung und Mitgabe römischer Sachen stattgefunden hat. In zwei anderen handelt es sich um Einzelgräber in einem Hügel, bei Gr.-Kelle und Rittendorf, und zwar wahrscheinlich um Skelettgräber. Sind das Römer, die nach dem Norden verschlagen sind und hier ihr Ende gefunden haben, sind es Angehörige des ansässigen Stammes, die, dem Zuge der Zeit folgend, in irgend eine engere Beziehung zu dem römischen Reiche getreten sind und sich nach römischen Sitten, mit dem Tafelgerät versehen, haben bestatten lassen? Über größere oder geringere Wahrscheinlichkeit werden derartige Ausdeutungen nicht herauskommen, doch sei für die letzte Annahme angeführt, daß in der folgenden Periode die Ausstattung der Gräber mit römischen Sachen in einer Fundgruppe ganz allgemein geworden ist. Ein Grab auf unserem Boden fällt aber vor den anderen so auf, daß wir unbedenklich darin ein wirkliches Römergrab sehen. Bei Bibow (bei Warin) fand sich auf der Höhe eines Hügels in einer größeren, etwa $2\frac{3}{4}$ Meter hoch aufgeschichteten Steinsetzung auf sehr engem Raume ein Begräbnis, nämlich zwei kleine Urnen, von denen leider nur eine erhalten ist; dieses ist ein Gefäß mit dünner Wandung und von Drehscheibearbeit (s. Abb. 191); in ihm lagen kleine, zarte, zerbrannte Gebeine, ein Salbenfläschchen

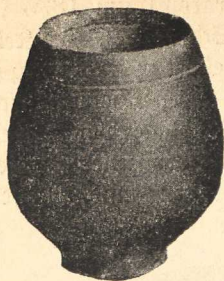


Abb. 191

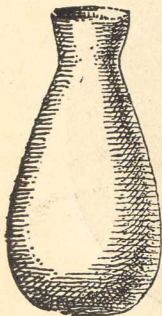


Abb. 192

(s. Abb. 192) und acht Kupfermünzen, von denen drei bestimmbar sind. Diese haben gleiches Gepräge und werden als in Lugdunum (Lyon) geprägte Münzen des Augustus erklärt. Daneben stand eine römische Lampe und der Boden einer niedrigen Schale von terra sigillata. Es ist eine echt römische Bestattung, bestehend ausschließlich aus römischen Sachen, die uns sonst dauernd fremd geblieben sind und demnach wohl auch einem römischen Reisenden angehören (oder mehreren; der Fundbericht läßt

zweifelhaft, ob auch die zweite Urne Gebeine enthalten hat), der hier sein Ende gefunden hat. Die Münzen berechtigen uns, die Bestattung in die frühe Kaiserzeit zu setzen; wenn überhaupt die Umlaufzeit von Kupfermünzen keine allzulange zu sein pflegt, so spricht hier die Gleichartigkeit derselben dafür, daß sie sich nicht sehr weit von ihrem Ursprung entfernt haben. Das Bibomer Grab zeigt Leichenbrand. Im allgemeinen aber sind die mit römischen Fundstücken ausgestatteten Gräber Skelettgräber, nicht nur bei uns, sondern auf dem ganzen weiten Gebiete, wo sie erscheinen. Besonders lehrreich ist eine bei Börzow (bei Grevesmühlen) gemachte

Beobachtung, wo neben Brandurnen mit der landesüblichen Ausstattung Skelette liegen, von denen eines römische Sachen (Sieb und Kasserole) gehabt zu haben scheint. Demnach erscheint das Wiederaufleben der Sitte der Beerdigung auf unserem Boden als eine Folge des römischen Kultureinflusses.

Die Grabanlage der neuen Periode ist genau dieselbe wie bisher. Es sind Urnenfelder, wohl stets auf leichtem Boden, äußerlich nicht erkennbar, meist sehr ausgedehnt; die Urnen stehen in geringer Tiefe (der Rand meist nur 30 cm unter dem Boden), meist in langen Reihen dicht neben oder sogar über einander (bei Korchow so eng, daß an einer Stelle drei Schichten erkennbar waren), sie sind gar nicht oder nur wenig geschützt, höchstens von einigen Steinen umgeben; Beigefäße finden sich, aber sehr selten; die Knochen werden stark zerkleinert in die Urne gelegt, oft in sehr geringer Menge. Auch Beisetzung der Gebeine ohne Urne kommt als Ausnahme vor. Ein sehr wohlthuender Unterschied zu der la Tène-Zeit besteht darin, daß die Urnen reiche Beigaben zeigen; die Mehrzahl enthalten Metallgeräte, oft in bedeutender Menge.

Betreffs der Verteilung dieser Grabfelder über das Land sei im einzelnen auf die demnächst erscheinende vorgeschichtliche Karte verwiesen. Das Bild ist ein sehr interessantes. Von den 38 Urnenfeldern, die wir nach sicheren, noch zu besprechenden Kennzeichen hierhin rechnen, liegen 16 allein in den Amtsgerichtsbezirken Grevesmühlen, Gadebusch, Wittenburg, Schwerin, Crivitz, Hagenow; in dem Gebiete nordöstlich einer Linie Doberan, Goldberg, Penzlin, also fast der Hälfte des Landes sind bisher nur zwei Funde gemacht.

Zwischen den Gebeinen liegen die Altsachen, welche meist verbogen sind und Brandspuren zeigen; nach einer merkwürdigen Sitte, die übrigens schon in der vorausgehenden Periode sich zeigt, liegt auf dem Boden des Gefäßes oft ein Stück Harz, auch kleinere, regelmäßig geformte Steine, ein Gebrauch, dessen Sinn dunkel ist. Im allgemeinen wird der Tote mit seiner Ausstattung, wie er sie auf dem Scheiterhaufen trug, bestattet, doch werden auch andere Dinge, besonders Gebrauchsgegenstände, z. B. Nähnadeln, Schleifsteine, Spinnwirtel, Schlüssel beigegeben. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß Schmucksachen durchaus überwiegen, aber es zeigt sich in dieser Beziehung ein sehr bemerkenswerter Unterschied zwischen den Grabfeldern der verschiedenen Landstriche. In der Wittenburg-Hagenower Gegend sind Waffenfunde sehr häufig. In Rörchow ist die Zahl der Gräber mit Waffen größer als der mit Schmucksachen, auch bei Rothendorf und Camin sind zahlreiche Lanzen, Schilde u. s. w. gefunden. Umgekehrt zeigen die gleichzeitigen Grabfelder der Gegend von Grevesmühlen, die von Wotenitz und Jamel eine Fülle zierlichen Schmuckgeräts, während Waffen fast ganz fehlen. Schwerlich ist das nur eine zufällige Verschiedenheit in den Grabgebräuchen, aber ob der Unterschied auf einer Stammesverschiedenheit beruht oder ob die Männer von Rörchow u. s. w. näher der Grenze wohnten und der Gebrauch der Waffen in ihrer Lebensführung eine größere Rolle spielte als bei den Bewohnern des friedlicheren Binnenlandes, bleibe noch dahingestellt. Es wird unten zur Besprechung kommen, welche germanischen Stämme wir mit einiger Wahrscheinlichkeit damals in dem heutigen Mecklenburg anzusetzen haben und daß der Südwesten als Langobardenland anzusetzen ist; die Waffenfunde der Wittenburg-Hagenower Urnenfelder sehen dann aus wie eine Illustration der Taciteischen Charakteristik, nach welcher der Ruhmestitel der Langobarden streitbarer Wagemut ist, mit welchem sie trotz ihrer geringen Volkszahl ihr Gebiet zwischen übermächtigen Nachbarstämmen zu sichern wissen (*proeliis et periclitando tuti sunt. Tac. Germ. 40*). Ob sie den Langobarden selbst angehören, ob ihren Nachbarn (Varinern?), die sich ihrer erwehren mußten, bleibe dahingestellt.

Die typischen Geräte der älteren römischen Eisenzeit.

Unter den Waffen treten Lanze und Schild besonders hervor, seltener sind Schwerter und kleine Äxte, Helme fehlen ganz. Diese Zusammensetzung ist auf allen Grabfeldern, wo überhaupt Waffen erscheinen (Hof Mesow, Rothendorf, Rörchow, Camin, Röbel, Runow, Kl. Pfasten), dieselbe. Im ganzen entspricht dieser Bestand der Taciteischen Schilderung der Ausrüstung, die er für gemeingermanisch hält, nach der Panzer und Helm fast unbekannt (*Germ. 6, Annal. II, 14*), Schild und „*framea*“ Hauptwaffen, besonders der Reiter sind, neben denen das Schwert zurücktritt (*G. 6: rari gladii aut majoribus lanceis utuntur, hastas vel ipsorum vocabulo frameas gerunt et eques quidem scuto frameaque contentus est. G. 13 schmücken den heranwachsenden Jüngling*

Vater und Verwandte scuto frameaque, G. 14 schenkt der Fürst seinen Getreuen equum et frameam, G. 17 die Braut ihrem Verlobten frenatum equum et scutum cum framea gladioque).

Beschrieben wird die framea als ein Speer mit kurzer und schmaler, aber sehr scharfer Spitze, der im Nahkampfe ebensogut wie als Wurf- waffe verwendet werden konnte. Unter unsern Lanzenspitzen befindet sich nur eine Form, mit der sich diese Charakteristik vereinigen läßt, ein Speer, dessen Spitze nur 4 cm lang ist. Die große Mehrzahl unserer Lanzenspitzen ist länger (bis 20 cm) und zwar entweder mit flachem, schmalem Blatt ohne stärkeren Mittelgrat, oder, was recht selten ist, mit Widerhaken versehen. Am Fußende war die Lanze durch einen Lanzenschuh geschlossen und vereinigt sich gut mit der anschaulichen Schilderung der Kämpfe des Germanicus (Ann. II, 14. 21), wo die hastae enormes oder praelongae die Hauptwaffe der Germanen bilden*). In den Urnen finden sie sich häufig in zwei Exemplaren und besonders oft zusammen mit dem Schilde.

Über eine beliebte Schildform sind wir durch einen glücklichen Fund unterrichtet. In einer Urne von Rothendorf fand sich der ganze Beschlag eines Schildes: der Schildbuckel konisch mit niedriger Spitze, eine Weiterbildung des wesentlich flacheren schon in der la Tène-Zeit erscheinenden Buckels; während dieser mit flachköpfigen Nieten befestigt wurde, zeigt der Rothendorfer Nietköpfe aus Bronze in Fingerhutform; aus Bronze ist auch die Griffessel und der dünne Beschlag des Randes;

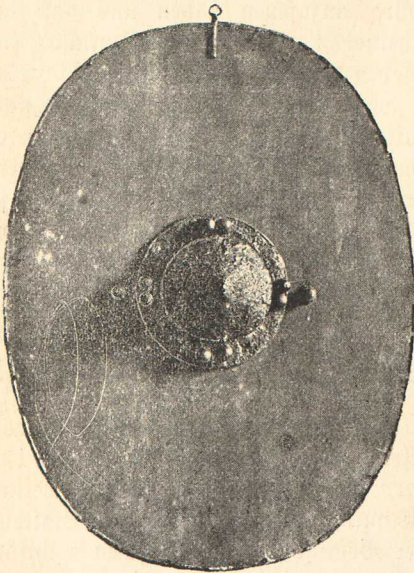


Abb. 193.

wahrscheinlich war der Schild ovallänglich; die beistehend abgebildete Wiederherstellung (Abb. 193) giebt nicht die ursprüngliche Größe, doch dürfen wir bei diesen Schilden keinesfalls an die ungeheuren Schlachtschilde des Fußvolkes, wie es in den Annalen (II, 14 f. v.) geschildert wird, denken; nicht nur der schmale Bronzebeschlag, sondern auch die sehr schwache Nase zeigen, daß der Schild sich in mäßigen Grenzen hält. Neben der abgebildeten Form des Buckels erscheint gleich häufig ein einfacherer, konisch gebildeter. Nach den Röschower Funden ist der Schild eine Waffe der Reiter; die am reichsten ausgestatteten Urnen enthalten neben dem Schildbeschlage und der

*) Diese Kämpfe fanden im Jahre 16 n. Chr. statt und galten einem norddeutschen Völkerbunde unter Führung des Arminius, an dem sehr wahrscheinlich auch die Langobarden teilgenommen haben; so gilt der Bericht des Tacitus auch für ein in Mecklenburg ansässiges Volk.

Lanzenspitze noch Sporen und eine Schere, welche sicher zum Beschneiden der Mähne des Pferdes diente. Allerdings wird selten die ganze kriegerische Ausrüstung mit in die Urne gelegt, aber das Zahlenverhältnis der Funde giebt doch ein ungefähres Bild der Bewaffnung, und wenn von 30 Urnen, die Waffenfunde enthalten, 18 Lanzen spitzen, 16 Teile des Schildes, meist nur den Buckel, 7 Sporen, 4 Scheren, 7 Schwerter enthalten, davon in 8 Fällen den Schild zusammen mit Sporn oder Schere, so tritt die Bedeutung der Lanze als Hauptwaffe deutlich hervor, zugleich aber auch daß zu Pferde gekämpft ist und die Schilde Reiter schilder gewesen sind. Pferdeschmuck fehlt allerdings ganz.

Von den Schwertern sind drei unter Umständen gefunden, die sie als Teil der Reiter-Ausrüstung erscheinen lassen; zwei lagen allein in der Urne. Alle waren zusammengebogen und sind daher schwer erkennbar; alle sind zweischneidig, die älteste eisenzeitliche Schwertform, die einschneidige, ist bei uns nicht gefunden. Zwei zeigten die oben S. 110 abgebildete la Tène-Form, die andern sind wahrscheinlich römischen Ursprungs; es sind längere zweischneidige Klingen mit scharf absetzender Griffangel. In benachbarten Ländern sind derartige Schwerter oftmals mit lateinischen Inschriften (Fabrikmarken) gefunden und damit ihr Ursprung aus dem römischen Reichsgebiet gesichert.

Zu der Ausrüstung des Kriegers gehört ferner der Sporn, in dieser Zeit gebildet durch einen kurzen kegelförmigen Dorn, der auf einer graden Platte aufsitzt (der sog. „Stuhlsporn“) (Abb. 194, nach

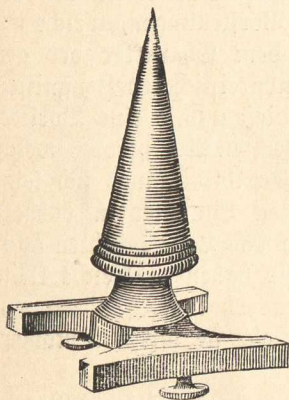


Abb. 194.

einem Funde von Hagenow); eine, ebenfalls frühe, Weiterbildung ist es, daß die Platte gebogen wird und so allmählich die übliche Form des Bügel-Spornes herauskommt. Gewöhnlich ist der „Stuhl“ von Bronze, der Dorn aus Eisen, doch kommen auch eiserne, in einem Stück gegossene vor (so unsere größten, die von Köbel). Meist sind sie klein; über die Art, wie sie gebraucht wurden, geben unsre Funde keine Auskunft, in den reicher ausgestatteten Gräbern finden sie sich paarweise, in einem Falle (bei Camin) sogar vier in einer Urne; sie scheinen also an beiden Füßen getragen zu sein.

Wenn wir in diesem Zusammenhange auch die Scheren besprechen, so berechtigen uns dazu die oben gegebenen Fundverhältnisse. Die Scheren haben die noch jetzt bei den Schaffscheren übliche Form. Die „Mähnscheren“ sind durchgängig große, starke, eiserne Stücke. Natürlich wurden Scheren auch zu andern Zwecken benutzt; in andern Gräbern finden sich zierlichere, z. T. sehr fein gearbeitete und geschmackvoll verzierte aus Bronze, so auch mit römischem Tafelgeschirr zusammen (Abb. 195, aus Kl. Pfasten), mehrmals in Gräbern, die als weibliche anzusprechen sind.

Ganz vereinzelt kommt auch eine kleine, eiserne Art vor, stets zusammen mit Lanzen, also auch als Waffe aufzufassen.

So sind wir in der Lage, uns einigermaßen ein Bild des altgermanischen Kriegers aus der Zeit der römischen Angriffskriege zu machen. Römisch ist an dieser Ausrüstung nichts. Alle Bewaffnungsstücke gehen auf die vorausgehende gallische Periode zurück. Zwischen

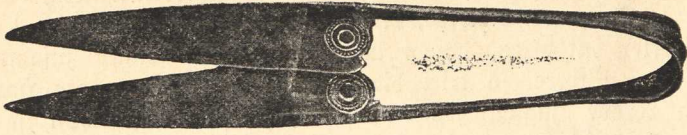


Abb. 195.

den Schildbuckeln ist kaum eine Scheidung zu machen, echte la Tène-Schwerter sind noch im Gebrauch, die jüngeren Schwertformen sind aus dem römischen Reiche eingeführt, haben aber keine nationalrömische Form. Die Nationalwaffe ist die Lanze, nicht das Schwert. Auch die Sporen gehen auf gallischen Einfluß zurück; nie ist im Gebiete des römischen Reiches ein so gesomter Sporn gefunden, wohl aber eine sehr nahe stehende Form, der Knopfsporn, zahlreich in jüngeren la Tène-Funden; also überall dieselbe Erscheinung. Die „römische“ Periode ist eine Weiterbildung der gallischen, von der Machtentfaltung des römischen Volkes nicht herbeigeführt, aber in ihrer Entwicklung stark beeinflusst.

Wir konnten oben auf die Schilderungen des Tacitus zurückgreifen, welche den besprochenen Funden ziemlich gleichzeitig sind und fanden, daß der Römer über die Bewaffnung auch unserer Germanen durchaus unterrichtet war. Ganz anders ist es mit den Vorstellungen, welche wir uns nach den Taciteischen Schilderungen von dem Charakter der germanischen Tracht machen müßten und den handgreiflicheren Zeugnissen, welche uns die Urnenfelder gewähren. Aus diesen tritt eine Vorliebe für kleines, zierliches Schmuckgerät der verschiedensten Art hervor, welche felsenhaft kontrastiert zu dem stark stilisierten Idealbilde eines sich selbst genügenden Naturvolkes, das der Römer seinen Landsleuten vorhält. Fern davon, den Land, den römische Händler in das Land brachten abzulehnen haben sie ihn mit Freuden aufgerafft, ja, sie haben zahlreiche kleine Schmuckfachen gar nicht zuerst von den Römern erhalten, sondern zum größten Teil schon selbst zu fertigen verstanden, ehe sie mit den Römern in irgend welche Beziehung traten.

Für die Kenntnis der Tracht der Germanen in der älteren Römerzeit sind, wie gesagt, besonders die Grabfelder von Jamel und Wotenitz von Bedeutung. Weibliche und männliche Bestattungen sind in Jamel wohl unterscheidbar: die Urnen für Männer sind durchgängig derber gearbeitet und enthalten meist nur eine eiserne Fibel, die der Frauen haben als Hauptinhalt zwei Fibeln von Bronze und oft eine dritte, anders geformte, aus Bronze oder Eisen.

So ist die Fibel das häufigste Stück und verdient auch hier jene Beachtung, die wir ihr oben geschenkt haben. Die frühromische Fibel ist ein sehr zierliches und recht künstliches Gebilde, hervorgegangen aus der la Tène-Fibel, von dieser aber wesentlich unterschieden dadurch, daß der Bügel stärker, besonders breiter, gebildet wird, der Nadelhalter

nicht mehr durchbrochen ist und die Sehne durch einen Haken in ihrer Lage gehalten wird. Beistehende Abb. 196 zeigt eine Uebergangs-

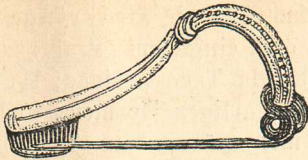


Abb. 196.

form, das Stück stammt aus dem Urnenfelde von Körchow, wo es mit einer la Tène-Fibel in der Bronzeurne Abb. 188 (S. 111) gefunden ist. Eine etwas jüngere Form, die Hauptform auf unserem Gebiete, zeigt Abb. 197, aus dem Funde

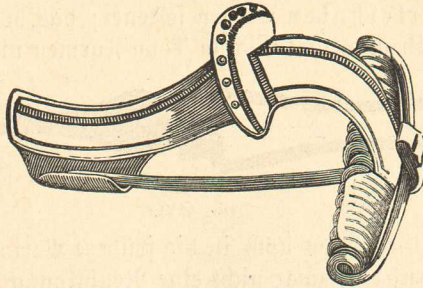


Abb. 197.

von Hagenow, zwei andere, im wesentlichen gleichzeitige, Abb. 198 und 199 (von Bülow), die beiden letzteren zeigen Verzierungen auf der Nadelstange im Tremolierstich, die eine das vielbesprochene Hakenkreuz, dem wir allerdings auf unserem Boden nur ornamentale Bedeutung (Vereinfachung des

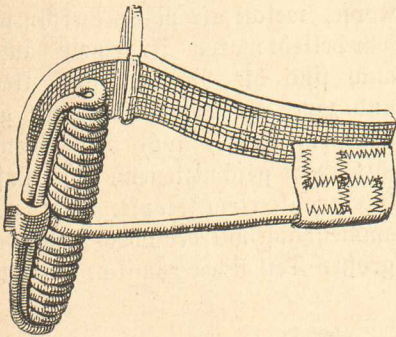


Abb. 198.

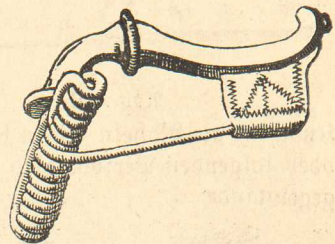


Abb. 199.

Mäander) zuschreiben. In diesen Fibeln, welche in größten Massen in den Vorländern des römischen Reiches erscheinen, mußte man einen römischen Exportgegenstand sehen, für dessen Vertrieb ein geregelter Handelsverkehr sorgte, bis eine genaue Durchmusterung des gesamten Materials feststellte, einmal daß die Fibelformen in den römischen Provinzen, die hier allein in Frage kommen (denn daß sie nicht italisch seien, stand längst fest), nur in bestimmten Formengruppen auftreten, andererseits, daß die einzelnen Typen bestimmte, räumlich sehr gut zu scheidende Verbreitungsgebiete haben. Damit ist festgestellt, daß die große Mehrzahl der Fibeln einheimische Erzeugnisse sind, ein Ergebnis von großer Tragweite, da wir somit den Germanen eine ungleich größere Selbst-

ständigkeit zuschreiben müssen, als bei der Annahme einer dauernden Abhängigkeit von der römischen Kultur.

Von den anderen Schmucksachen verschwinden die Halsringe so gut wie ganz (bei Camin fand sich einer aus einfachem Draht), ein sehr bemerkenswerter Unterschied gegenüber der la Tène-Periode; Armringe erscheinen ganz vereinzelt und in fremdartigen Formen, so bei Wotenitz ein schöner, silberner Handring mit halbrundem Abschluß, verziert mit geperlten Linien. Als Fingerschmuck kommen nur schmale Spiralringe vor.

Auch die Gürtelhaken werden seltener; das beistehende Stück, 200 (von Kl. Pflaßen, Bronze), hat noch la Tène-Formen und mag, wie manche

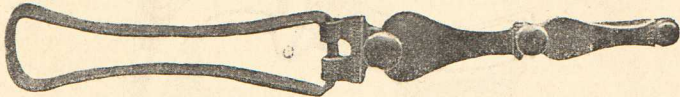


Abb. 200.

Stücke von jenem Grabfelde noch in die frühere Periode gehören; an ihre Stelle tritt die Schnalle, zwar nicht eine Neubildung dieser Periode, denn wir haben sie schon im Ende der Bronzezeit (s. oben S. 90), aber erst jetzt allgemein geworden, aus Bronze oder Eisen, meist einfach, aber zierlich gearbeitet, anscheinend überwiegend zu weiblicher Tracht gehörend; vgl. beistehende Abb. 201 (von Büzow).

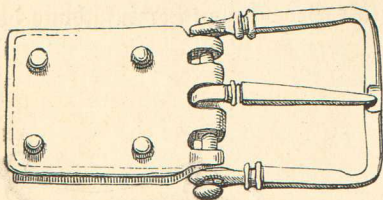


Abb. 201.

Eigenartig sind auch kleine längliche Behänge, meist aus Bronze und mit fein profiliertem Kopfe, welche als Riemenschmuck sehr beliebt waren. Ungemein häufig auch sind die Nadeln, stets klein und zart, oft von Silber, mit gebogenem Kopfe, auch von Bronze mit scharf geschnittenem, sehr künstlich profiliertem Kopfe, oder von

Knochen; die Nadeln zeigen keinen Zusammenhang mit der vorausgehenden oder folgenden Periode und sind zum großen Teil sicher römische Importgegenstände:

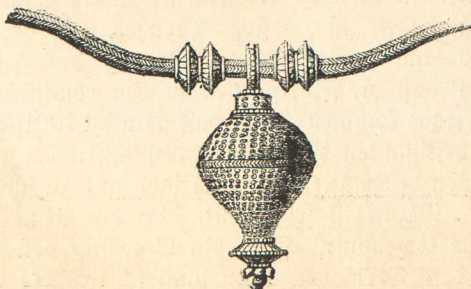
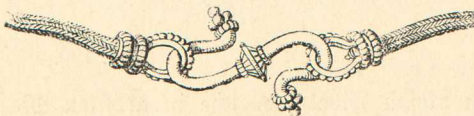


Abb. 202



Abb. 203

Nicht römisch sind dagegen einige Gold- und Silberfachen, welche dieser Periode eigen sind. Beistehende (Abb. 202) schöne Goldkette aus Woteniz zeigt einen birnförmigen Hänge schmuck, belegt mit Filigranfäden und in traubenförmig geordneten Körnern abschließend; der Ver schluß wird durch einen S-förmigen Haken gebildet. Ähnlich ist der Hänge schmuck Abb. 203 (von Milow in der Priegnitz). Solche Verloques und Haken, meist in Silber, sind im Norden sehr häufig, dem römischen Gebiete aber fern; es sind sicher einheimische Arbeiten.

Dagegen haben die damaligen Germanen eine römische Erfindung sich freudig angeeignet, — den Schlüssel. Abb. 204 zeigt ein Pracht stück (aus Bronze), welches auf dem

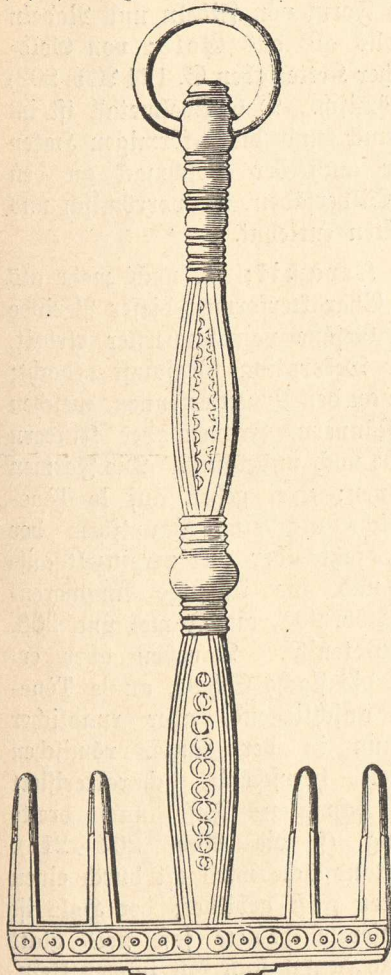


Abb. 204

wurde, sehr wahrscheinlich aber als zufällige Beimengung dorthin geraten ist. Meist sind die Schlüssel einfach gebogene Eisenstangen. In einer späteren Periode finden sich in den Urnen oft Beschläge und Reste von Holzkästen, zu denen die Schlüssel gehörten; in dieser Zeit scheinen sie eher als ein Zeichen der Hausfrauenwürde zu dienen. Auch kleine, oft halbrunde, elegant gebogene Messer, dienen in dieser Zeit wohl nicht als Toilettegegenstände, sondern zu weiblicher Handarbeit, wenigstens werden sie oft mit Nähnadeln, auch Schleifsteinen und Spindelsteinen zusammen gefunden. — Glasperlen sind nicht häufig, kommen aber vor, anscheinend erst am Ende der Periode; in Jamel z. B. ist eine meergrüne mit roten Augen gefunden, dort auch in zerschmolzenem Zustande kleine Goldperlen. Dagegen wird Bernstein schmuck in dieser Zeit ganz verschmät.

Wir stehen also in dieser Periode in der vollen Eisenzeit; doch ist nicht zu verkennen, daß das Eisen auch zu Schmuckgeräten verarbeitet getragen wird: Fibeln, Schnallen und anderes

Kleingerät sind oft sehr zierlich aus Eisen gefertigt, selbst Eisenfibeln mit Silberfiligran kommen vor. Die Bronze dient nicht mehr zu Nutzgegenständen (höchstens Messer und Scheren werden gelegentlich aus ihr gearbeitet), sondern zum Schmuck. Und zwar ist es nicht mehr die alte Bronze. Schon am Ende der Bronzezeit verliert die klassische Mischung (90% Kupfer, 10% Zinn) ihre Allgemeingültigkeit, wie Armringe von

Ludwigslust zeigen; an Stelle des Zinnes tritt Blei oder Zink, auch Silber. Diese Legierungen werden jetzt herrschend, besonders die mit Zink. Ähnlich war es in Italien, doch sind wir darum nicht berechtigt, alle Gegenstände mit Zink- oder Bleilegierung als römische Importgegenstände anzusprechen; zu der Entscheidung der Frage, wie weit solche Legierungen vorrömisch oder nicht sind, und welche Schlüsse aus ihnen über die Herkunft der Gegenstände gezogen werden dürfen, dafür fehlt offenbar noch das Material an analysierten Bronzen; das eine ist klar, daß die Legierung eine sehr große Verschiedenheit zeigt. — Neu und sehr beliebt ist das Silber. Nicht nur als Belag in Form von Körnern und Filigran, sondern auch in Form von Fibeln und Nadeln kommt es häufig vor; häufiger jedenfalls als das Gold; von Goldschmuck können wir nur die schöne Wotenitzer Kette (oben S. 124 Abb. 202) aufführen. Jene Sachen sind nicht römisch. Das Edelmetall ist im Lande selbst verarbeitet. Der Hängeschmuck und die S-förmigen Haken sind spezifisch nordische Formen. Aber auch der Geschmack an den geförnten Perlen und der Schmuck mit Silberfäden ist vorrömisch und so gut wie die Fibelformen von den Kelten entlehnt.

Eine sehr wichtige Rolle spielt die Keramik; ja, noch mehr als die Fibeln sind die Urnen geeignet, als Charakterformen dieser Periode zu dienen. Es sind ganz überwiegend Gefäße von sauberster Arbeit, der Thon ist fein geschlemmt, Form und Dekoration sorgsamst bedacht; in den Urnenfeldern läßt sich meist schon an den Urnen erkennen, welchen Inhalt, z. B. ob sie die Reste von Männern, Frauen oder Kindern bergen werden. Dabei ist die Töpferscheibe noch unbekannt. Die Formen sind abwechselnd, aber unschwer zu ordnen: zwei gehen auf la Tène-Typen zurück, die schlanke Vase, welche als eine Hauptform der jüngeren la Tène-Zeit uns bekannt ist, jetzt aber nur vereinzelt auf-



Abb. 205

tritt und die kugelige Amphorenform (Abb. 205, aus Jamel und 206, aus Wotenitz). Daneben aber erscheint die flache Schale, an la Tène-Typen anschließend, aber rundlicher und nun in der ganzen römischen Eisenzeit herrschend, charakterisiert durch schmalen Fuß und breite Öffnung (s. die Abb. 207—211). Die Standfläche wird oft durch einen vertieften Fuß gebildet; der Hals ist auf unserem Gebiete fast stets glatt abgestrichen. Selten sind Henkelkrüge; die Henkel sind fast immer klein, oft so klein gebildet, daß sie nur ornamentale Bedeutung haben, aber stets mit richtigem Stilgefühl an der passenden Stelle angebracht und gern mit ornamentalen Befestigungsbändern versehen. Die Farbe ist nie rotbraun, sondern meist glänzend schwarz oder dunkelbraun, seltener stumpf graubraun. Die Wandung wird gelegentlich rauh gemacht, auch noch, wie in der la Tène-Zeit mit vertikalen, glänzenden Streifen. Die Verzierung ist mannigfaltig, folgt aber festen Regeln. Um den Halsteil

läuft ein Band, und zwar fast durchgängig ein Mäander, der oft aufgelöst und bis zur Unkenntlichkeit entstellt wird, so zu Zickzack-Linien oder abwechselnden Quadraten (auch das vielbesprochene Hafenkreuz



Abb. 206

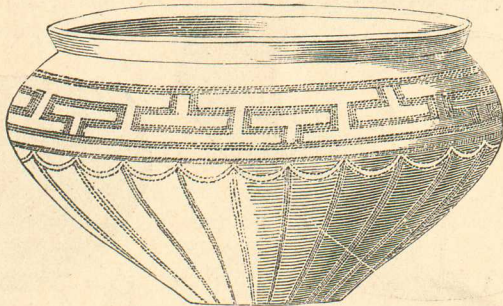


Abb. 207

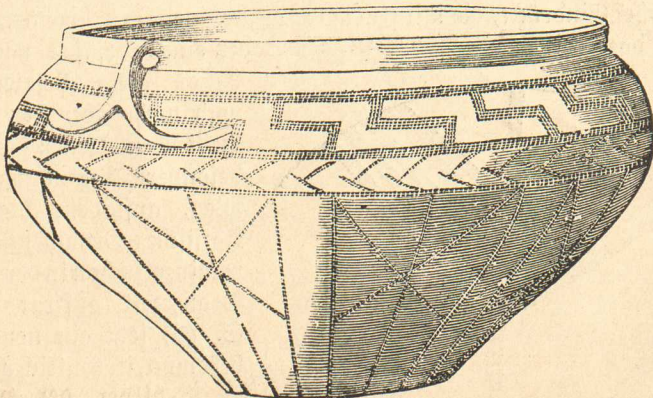


Abb. 208

halte ich nur für einen verkümmerten Mäander); darunter sind hängende Halbkreise (festons) oder Dreiecke; Vertikallinien oder -Streifen gehen in la Tène-Geschmack zum Fuße. Beistehende Abbildungen 207—211, von

denen die vier ersten nach Urnen von Camin, die andere nach einer von Rörchow genommen sind, werden zur Charakterisierung genügen. Selten besteht diese Dekoration aus feichten Strichen, meist aus Reihen kleiner

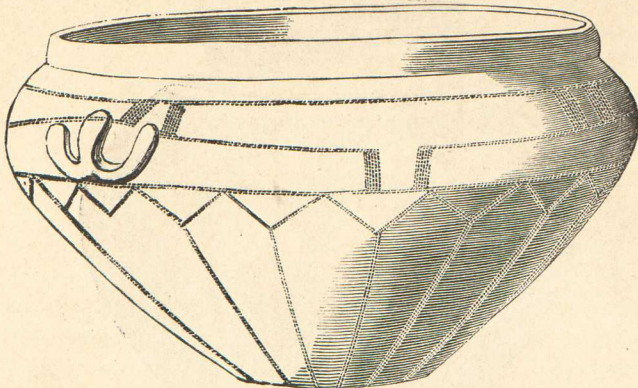


Abb. 209

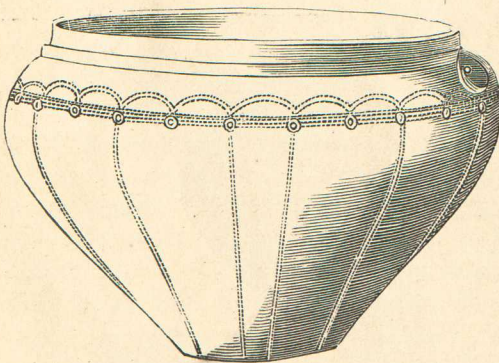


Abb. 210



Abb. 211

quadratischer Eindrückte, die mit einem rädchenartigen Instrumente hergestellt sind; vgl. dazu beistehende Abb. 212, den Boden eines Gefäßes von Camin.

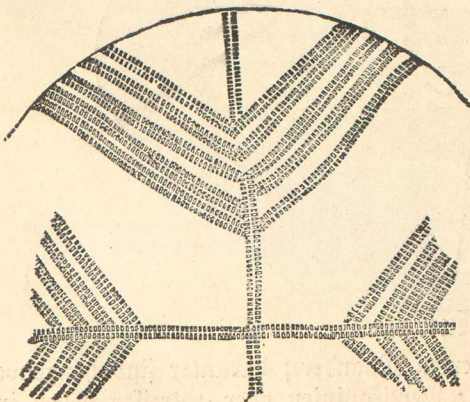


Abb. 212

Schon diese Verzierungsart, noch mehr aber der Mäander giebt den Urnen eine ganz besondere Stellung. Der Weg, auf dem dieses alte, klassische Ornament, welches vereinzelt schon in der jüngeren Bronzezeit auftrat (s. oben S. 73) jetzt ein neues Leben bekommt, ist deutlich bezeichnet; in S. Lucia erscheint er auf den Urnen, die wir als Vorbilder der vasenförmigen la Tène-Gefäße auffaßten, auf einem solchen selbst in Schlesien,

und auch in Pommern kommt der echte Mäander mit ausgezogenen (nicht punktierten) Linien auf la Tène-Urnen vor. Also auch hier dieselbe Weiterbildung von Einflüssen der la Tène-Zeit, die uns als Kennzeichen der ganzen Periode erschien. Doch sind auch römische Einflüsse an den Mäanderurnen deutlich: oft besteht der Boden aus konzentrischen Kreisen, sichtlich Nachahmungen der gedrehten Unterseite der Kasserolen, ebenso wie an der Befestigungsart der Henkel der Einfluß römischer Bronzegefäße unverkennbar ist.

Die so beschriebene Keramik hat stets mit Recht die Aufmerksamkeit der Altertumsforscher erregt, besonders auch dadurch, daß ihr Verbreitungsgebiet sich ziemlich genau feststellen läßt: es ist ein Streifen, der vom östlichen Holstein zu beiden Seiten der Elbe bis Böhmen geht; außerhalb dieses Gebietes kommen Mäanderurnen mit Punktlinien nur vereinzelt vor (so in der Neumark); und das ist um so bezeichnender, als der Mäander selbst auch sonst in dieser Periode nicht selten ist, dann aber mit ausgezogenen Linien oder Linienstreifen erscheint, so in Schlesien, Pommern und besonders Dänemark. Mehr noch wie die Gleichheit von Waffen und Schmuck weist die Gleichheit der gebrechlichen und form samen Erzeugnisse der Töpferei auf eine Stammes- oder doch Kultur-zusammengehörigkeit; wir werden unten sehen, mit welchem Rechte wir die besprochene Keramik als eine markomannisch-langobardische bezeichnen können.

Suchen wir nach diesen Einzelbesprechungen den archäologischen Charakter der „früh-römischen Periode“ zu bestimmen, so sahen wir eine neue Kultur, die überwiegend auf la Tène-Einflüssen beruht, aber ihre Hauptentwicklung außerhalb der alten Hauptländer der la Tène-Kultur auf dem Boden der libera Germania genommen hat. Gold, Silber, Bronze, Eisen und besonders der Thon wird im Lande bearbeitet, und lokale Formen einzelner Geräte sind auch jetzt erkennbar, aber sie erstrecken sich jetzt über größere Strecken. In einer größeren Ausgleichung äußert sich der zentralisierende Einfluß der römischen Reichsgewalt selbst außerhalb der Reichsgrenzen. Zugleich findet ein sehr starker Import römischer, und zwar italischer Erzeugnisse, besonders von Bronzegefäßen nach dem Norden statt, die aber, wenigstens auf dem zähen mecklenburgischen Boden, stets Fremdlinge geblieben sind, indem sie durch ihre Fundart sich von den einheimischen unterscheiden und keine Nachahmung gefunden haben.

Es ist hier der Platz, eine genauere zeitliche Bestimmung der Funde zu geben. Die Funde selbst ermöglichen jetzt eine absolute Chronologie, die sich natürlich immer noch in den Grenzen von Jahrzehnten halten muß. Münzfunde und die Inschriften der Gefäße, die Zerstörung von Pompeji u. a. geben sichere Daten, deren Kombination mit der Entwicklungsgeschichte, welche die einheimischen Typen selbst darstellen, zu gesicherten Ergebnissen geführt hat. Mecklenburg hat nur vereinzelt Münzen aus der römischen Kaiserzeit aufzuweisen, und kann nach dieser Seite nicht zu der Entscheidung der Frage beitragen. Da

aber unsere Urnsachen ein Glied in einer langen Reihe gleichartiger Funde bilden, können wir die an anderen Stellen gefundenen Resultate ohne weiteres auf unsere Funde übertragen. Nach diesen fällt der Beginn der älteren römischen Periode in den Beginn unserer Zeitrechnung und ihr Ende frühestens in die Zeit des Marc Aurel (161 bis 180), abgerundet in das Ende des zweiten Jahrhunderts. So umfassen unsere Grabfelder zwei Jahrhunderte, einen Zeitraum, innerhalb dessen natürlich Veränderungen stattgefunden haben; doch liegt eine noch weitergehende chronologische Scheidung (die durchführbar ist) unserem Zwecke fern; unsere Schilderung oben hat sich an die ältesten und reichsten Felder, besonders das Rörchower, gehalten; nach dem Ende zu tritt eine entschiedene Verkümmernng ein (so ein Urnenfeld von Kl. Warin). Die älteren nehmen wir auch zum Ausgangspunkte einer Anknüpfung an geschichtliche Verhältnisse.

Die Grabfelder mit dem beschriebenen Inventar haben nämlich für uns eine ganz besondere Bedeutung. Sie bilden eine Fundgruppe, welche zu den best charakterisierten und geschlossensten der ganzen Vorgeschichte gehört und mit denen wir zum ersten Male bestimmte geschichtlich überlieferte Namen und Ereignisse verbinden dürfen. Dazu kommt, daß gerade über Urnenfelder dieser Zeit vortreffliche Untersuchungen vorliegen und zwar aus räumlich sehr getrennten Gebieten. Da ist zunächst das große Urnenfeld von Darzau b. Dannenberg in Hannover (nur etwa 40 Kilometer von den mecklenburgischen bei Rörchow u. s. w. entfernt), welches in mustergiltiger Weise von Hofmann aufgedeckt ist, sodann aber ein noch größeres und reichhaltigeres von Dobrichov-Pichora in Nordböhmen. Das letztere enthält sämtliche von uns hier besprochenen Typen, auch die römischen Bronzegefäße, in derselben Zusammenstellung und mit derselben Grabausstattung wie bei uns. Und zwischen diesen beiden Endpunkten in Hannover und Böhmen ist eine lange Reihe von Funden bekannt geworden, welche es unzweifelhaft klar macht, daß in der besprochenen Periode auf einem Streifen, der etwa Nordböhmen, das Königreich Sachsen, den größten Teil der Provinzen Sachsen (bis zum Harz) und Brandenburg (bis zur Spree), das östliche Hannover und westliche Mecklenburg umfaßt, aber auch nach Holstein noch hinübergreift, der archäologische Bestand ein gleichmäßiger ist und eine besonders enge Beziehung zwischen diesen Gebieten bestanden haben muß. Und damit vereinigt sich unsere geschichtliche Überlieferung durchaus. Es sind im wesentlichen die Sitze von Langobarden, Semnonen, Hermunduren und Markomannen, auf welchen sich jene Grabfelder finden. Nach Westen (im Lande der Cherusker u. s. w.) und nach Osten (im Gebiete der nichtsuebischen, sog. „vandalischen“ Völkergruppe) verschwinden sie. Um das Jahr 10 v. Chr. rückten die Markomannen, ein Teil der mitteldeutschen Hermunduren in die früheren Celtafsitze ein; es entstand in Böhmen jenes große Reich des Marbod, welches Jahrzehnte lang einen machtgebietenden Verband deutscher Stämme schuf und über dessen geschichtliche Bedeutung unten zu reden sein wird. Zu diesem Reiche gehörten auch die Semnonen und Langobarden, also eben die Völker,

auf deren Gebieten wir die älteste römische Eisenzeit am besten vertreten finden. In der reichen Ausstattung der Grabfelder malt sich die große Bedeutung dieses Völkerbundes; die Herkunft aus der la Tène-Kultur entspricht dem Einrücken der Markomannen in das celtische Böhmen; gar manches der römischen Prachtstücke, welche den Norden erreicht haben, so die Schale von Gr. Kelle, mag zu den beliebten Ehrengaben gehören, mit welchen die römischen Feldherrn die Germanenhäuptlinge zu beschenken pflegten. Wir haben somit die Richtung gefunden, in welcher die erste intensivere Berührung der mecklenburgischen Germanen mit den Römern stattgefunden hat, nicht am Rheine, sondern an der Donau. Nicht von Mainz oder Köln aus, sondern von Carnuntum (unterhalb Wiens bei Deutsch-Altenburg u. s. w.) werden die römischen Kaufleute in unser Land gekommen sein. Der Elbweg erhält wieder eine ähnliche Bedeutung, wie er ihn zu Beginn der Bronzezeit gehabt hatte. Zugleich lockert sich das Verhältnis zu unseren östlichen Nachbarn. Die frühromische Periode ist im westlichen Pommern schwach, im östlichen fast gar nicht vertreten, auch in Brandenburg geht eine archäologische Grenze mitten durch das Land. Diese Grenze scheint sich nach unsern bisherigen Funden durch Mecklenburg fortzusetzen. Wenigstens haben wir hier eine analoge Erscheinung. Mit Ausnahme einiger Funde bei Malchow, Köbel, Waren ist das ganze Land östlich der Warnow fast leer (30 zu 2 Urnenfeldern), und wir sind sicher berechtigt, aus diesem Umstande auf eine Völkerscheide zu schließen. Zu der Benennung dieser Völker geben leider die geschichtlichen Berichte, wie unten ausgeführt werden wird, nicht viel Anhalt. Für sicher lokalisiert halten wir nur die Langobarden, im Südwesten des Landes. (Anmerkung 39.)

Zweiter Abschnitt.

Die jüngere römische Periode.

Wenn wir so das archäologische Bild, welches unser Land in der älteren römischen Periode bietet, mit geschichtlichen Begebenheiten begründen konnten, so gilt dieses in noch höherem Grade für die spätere. Schon die jüngsten Grabfelder der älteren Periode waren kümmerlicher ausgestattet, wie die früheren. In der folgenden Zeit nimmt dieses Verhältnis noch zu. Aus der jüngeren römischen Periode besitzen wir überhaupt nur vierzehn Urnenfelder, und unter diesen ist ein einziges reicher ausgestattet, das von Prißler. Wir stehen am Beginn der Völkerwanderung, welche mehr und mehr das Land entvölkerte. Mehrere Forscher bezeichnen die hier von uns zu behandelnde Periode schon als Völkerwanderungszeit; wir schränken diesen Namen auf eine folgende, wenn auch kurze Periode ein, nicht nur um mit der traditionellen Datierung der großen Völkerwanderung, dem Jahre 375, mehr im Einklang zu bleiben, sondern auch weil zwischen den archäologischen Erscheinungen doch sehr greifbare Verschiedenheiten bestehen.

Wir rechneten die ältere Periode bis in die Zeit Marc Aurels. In dieser Zeit erfolgte bekanntlich der große Vorstoß der Markomannen, welcher dieses Volk auf Kriegszügen bis nach Italien, zu dauerndem Besitz in die Süddonauländer, führte. An diesen Kämpfen (Marc Aurels Markomannenkriege 166—175, 178—180), die uns ja neuerdings durch die Untersuchung der Marcus-Säule wieder näher gerückt sind, haben sich auch langobardische Scharen beteiligt. Damals kamen die ersten Elbgermanen an das Schwarze Meer. In den ersten Jahrzehnten des dritten Jahrhunderts rücken die Goten, deren deutsche Heimat wir in West-Preußen zu suchen haben, nach; Süd-Rußland wird germanisches Land, und es entsteht dort auf einem seit langer Zeit von den klassischen Völkern bearbeiteten Boden eine germanische Kultur, welche Gerättypen u. s. w. schuf, die von den nordwärts wohnenden Germanen übernommen sind. Wie im ersten Jahrhundert das weite Bett, welches das Vordringen der Markomannen unter Marbod gerissen hatte, der Kulturströmung nach dem Norden die Richtung die Elbe entlang gab, so flutet jetzt eine noch stärkere Völkerwelle die Weichsel südwärts und führt eine Verschiebung herbei, nach welcher das Schwergewicht in den Osten, auf deutschem Boden besonders nach Preußen und zwar jetzt Ost-Preußen gelegt wird. Das ist der allgemeine Sinn

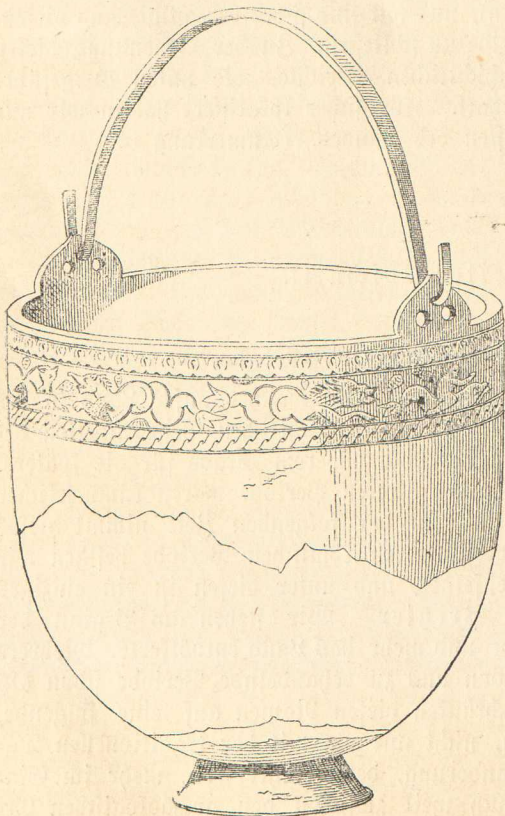


Abb. 213.

dieser denkwürdigen Epoche. Besonders die Fibelformen haben diese Verhältnisse geklärt. Die älteste Fibelform dieser Periode ist auf südrussischem Boden entstanden, eine jüngere Form findet sich in Ost-Preußen, eine weitere Entwicklung erst in den Elbländern; die Zwischenländer (Pommern, das östliche Brandenburg, Posen) sind fast leer, während Schlesien in seinen großen Funden von Sakrau eine sehr wichtige Station aufweist. Eine genauere Ausführung dieser ziemlich verwickelten Bewegungen der archäologischen Erscheinungen, die jetzt nicht mehr mit einfachen Übertragungen, sondern zum großen Teile mit Völkerbewe-

gungen zu erklären sind, ist noch nicht am Platze; einige glückliche Funde, wie der Safrauer, können das Bild in wesentlichen Zügen verändern. Uns genügt es zu betonen: Die jüngere römische Periode auch in den Gbländern steht unter dem Einflusse der Gotenherrschaft in Süd-Rußland. Als Beleg sei auf einen Umstand hingewiesen, der, so weit ich sehe, bisher nicht beobachtet ist. Zu unseren eigentümlichsten Funden gehören gewisse Bronzeimer, an deren Rande ein Figuren-Fries angebracht ist; die Darstellungen wechseln, es sind Jagden, Tierkämpfe, besonders beliebt Cirkuskämpfe, auch phantastische Bilder, so Mischgestalten von Land- und Seetieren, die sogar mit Groten gepaart werden (so an dem Gimer von Häven Abb. 213). Die Ausführung ist stets dieselbe, eine starke Contourlinie, leicht erhöhte Figuren, deren Körper mit Strichelungen u. s. w. oft sehr realistisch behandelt sind. Weder die Gimerform, noch diese Art Frieße sind auf dem Boden des römischen Reiches gefunden; ganz gleich stilisierte Figuren finden sich aber auf „römischen“ Glasgefäßen, die in Dänemark aufgetaucht sind (Skelettgräber von Nordrup), einer kleineren Bronzeschale von Safrau und — einer Silberschale aus der Krim, an deren einheimischer Entstehung kein Zweifel ist. Damit ist auch die Heimat dieser Gimer gefunden und damit wohl auch die der anderen römischen Gegenstände, die mit ihnen gesellt erscheinen.

Gehen wir zu einer Besprechung der Altsachen aus dieser Zeit über und beginnen auch hier mit den Fundstätten. Es sind auf unserem Boden ausschließlich Gräber und zwar dieselben Formen, wie in der älteren Periode, Urnenfelder einheimischen und Skelettgräber fremden Charakters. Die Form des Urnenfeldes hat sich nicht verändert; die Urnen stehen in leichtem Boden in geringer Tiefe, meist ohne jeden Schutz, selbst Deckelschalen kommen nicht vor. Im allgemeinen nehmen die Urnen gleichartige Reihen ein, doch sind auch Gruppen beobachtet. Das einzige hinreichend bekannte Grabfeld ist das von Prizier, welches schon 1843 entdeckt wurde und eine Anzahl interessanter Funde ergeben hat, das aber erst neuerdings von dem Verfasser zur Feststellung der Fundverhältnisse genauer untersucht ist; dasselbe hat eine ungemein große Ausdehnung, mindestens 1 Kilometer im Quadrat, wobei aber dahingestellt sein mag, ob die ganze Fläche besetzt ist. — Die Gebeine sind sehr stark zerbrannt, aber sorgsam gesammelt, die Knochenreste sind schneeweiß; bei dem Hineinlegen in die Urne ist sichtlich eine Ordnung der Gebeinreste vorgenommen; wenigstens lagen die Knochen der Schädeldecke gewöhnlich oben auf; auf ihnen fand sich oft ein kleiner Gegenstand, z. B. eine (symbolische?) Speerspitze, während die anderen Beigaben tiefer in der Urne lagen. — Ganz verschieden von dieser Bestattungsform ist die zweite der Skelettgrabfelder. Auch hier haben wir nur eins von ausgesprochenem Charakter. Dieses lag bei Häven (bei Brüel) auf einem kleinen Sandhügel und ist 1869, zum Teil von Lisch selbst, ausgegraben. Es sind sieben Grabstellen gefunden, die Leichen lagen anscheinend in Reihen etwa 1,70 Meter tief, die Hälfte

war mit Steinen überdeckt. Die Lage der Leichen war von Norden nach Süden; alle waren reich ausgestattet, aber nicht mit Waffen, sondern mit römischem Gerät, welches unten zu besprechen sein wird. Gräber dieser Art mit gleicher Anlage und Ausstattung sind in Dänemark, besonders auf Seeland, häufig, während bei uns außerdem nur zwei Funde ohne ausreichenden Fundbericht vorliegen, der eine von einem zerstörten Grabfelde bei Warnow, der andere von Grabow. — Auch hier erscheinen die Skelettgräber deutlich als eine fremdartige Unterbrechung des einheimischen, altüblichen Leichenbrandes. Da die Gegend von Brül auch zahlreiche Einzelfunde an römischen Münzen und Perlen ergeben hat, ist es nicht undenkbar, daß dort ein Stamm gesiedelt hat, der bei der Rückkehr von einem Römerkriege die fremden Gegenstände und die fremde Sitte in die alte Heimat mitgebracht hat.

Wenden wir uns zu einer Besprechung der Typen, so fällt zunächst die Seltenheit der Waffen auf. Schwerter und Schilde fehlen ganz, nur Lanzenspitzen finden sich, auch diese meist klein, gelegentlich in so kleinen Formen, daß sie für die Niederlegung im Grabe eigens gearbeitet zu sein scheinen (Abb. 214, von Prizier).



Abb. 214

Unter den Schmuckgegenständen gebührt der erste Platz auch hier der Fibel, die in Bronze und Eisen, seltener in Silber gearbeitet, den breitesten Raum unter den Altstücken einnimmt und als chronologisches Bestimmungsstück unschätzbar ist. Das Hauptmerkmal der jungromischen Fibern ist die „Armbrustkonstruktion“ d. h. die Sehnenachse mit der Nadel wird durch eine gebogene Sehne, unter dem Bügel gehalten. Im Vergleich

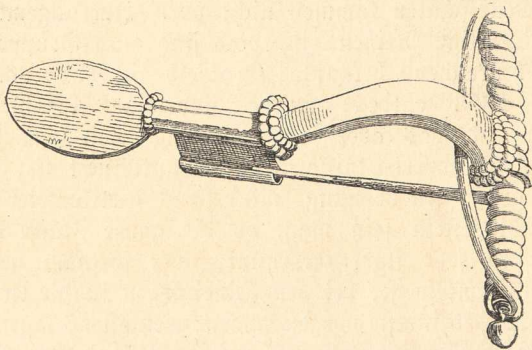


Abb. 215

mit der älteren römischen Fibel ist die jüngere schlanker, besonders der Bügel schmaler. Der Nadelhalter ist gewöhnlich ein einfacher Falz, der aber oft, eine sehr charakteristische Form, stark verlängert wird. Im einzelnen sind sehr viele Modifikationen möglich; so finden sich kleine Knöpfe an der Sehnenendigung und am Bügelkopfe geperlter Silberdraht oder Silberblech, auch Glasfluß wird als Verzierung am Bügel

angebracht, der zu dem Zwecke am Rücken und Fuße verbreitert wird u. s. w. Beistehende Abb. 215 und 216 (Häven) zeigen zwei Haupttypen. Neben

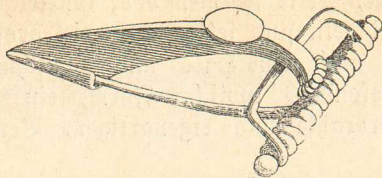


Abb. 216

dieser Bügelfibel erscheint die Scheibenfibel, eine Scheibe aus Silber oder Bronze, die mit Glasfluß (émail cloisonné) oder gestanztem Silberblech belegt ist; eine Weiterbildung ist die beistehende (Abb. 217) große

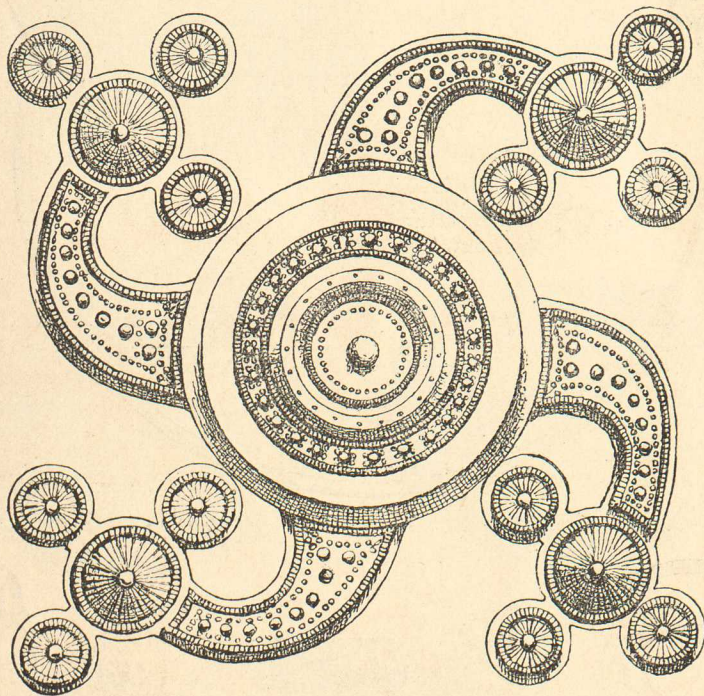


Abb. 217

Fibula von Häven, eine Scheibenfibel mit vier an die Form des Hakenkreuzes erinnernden Armen, bestehend aus silbernen Platten, die mit Silberblech belegt sind, eine Fibelform, die auch dadurch interessant ist, daß ihre Heimat unzweifelhaft im Norden liegt; von 19 überhaupt gemachten Funden dieser Art gehören 14 nach Dänemark, 1 nach Schonen, 3 nach Norwegen, die unsere ist die einzige auf deutschem Boden gefundene. — Eine Scheidung der anderen Fibelformen auf ihre Herkunft vorzunehmen ist hier nicht der Ort, römisch sind sie nicht, die Form Abb. 216 gehört dem Elbgebiet an, wird also einheimisches Fabrikat sein; die anderen werden zum Teil aus dem Gebiete stammverwandter Völker eingeführt, zum Teil hier nachgebildet sein.

Eine neue Fibelform ist die Ringfibel, ein Mittelding von Fibel und Schnalle. Die Schnallen selbst sind meist einfach, am Ende der Periode kommen flache, breite Formen vor; Gürtelhaken, Riemenbehang und ähnliches, auch Nadeln sind selten, also ein großer Gegensatz zu der vorausgehenden Zeit; auch von Hals- und Armschmuck findet sich nur ein Halsring in besonders typischer Form, ein schmales Band mit umgewickelter Silberdrahte und eigenartigem Verschuß (Abb. 218).

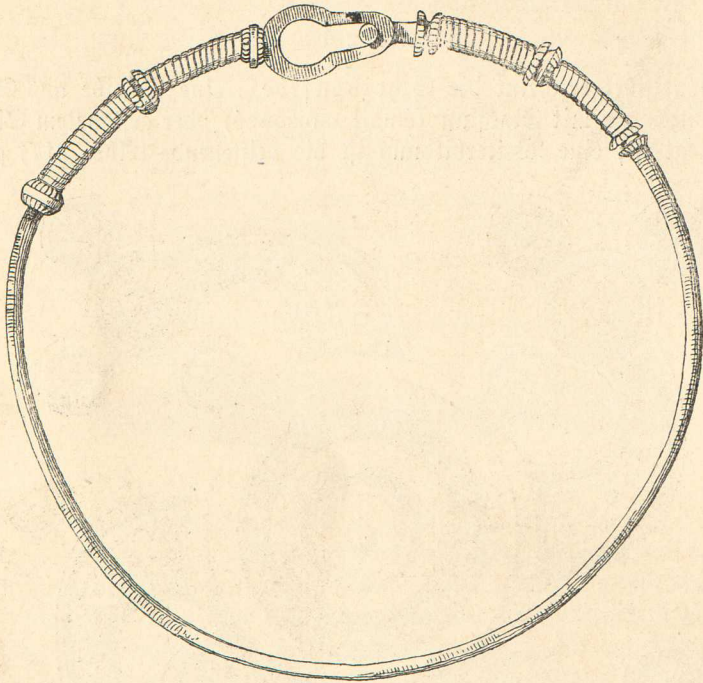


Abb. 218

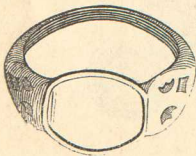


Abb. 219



Abb. 220



Abb. 221

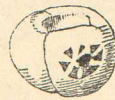


Abb. 222



Abb. 223

Merkwürdig ist ein Silberring von moderner Form (Brixier, Abb. 219). Als Schmuck dienen jetzt Perlen, die in größter Menge aus den römischen Provinzen eingeführt sind und unter denen die künstlichsten Formen und Muster in Millefioriarbeit auftreten (Abb. 220—222); als Hängeschmuck erscheinen jetzt auch wieder Bernsteinperlen, welche lange Zeit hindurch ganz verschwunden waren (s. Abb. 223) und kleine eimerartige Anhängsel aus Bronze.

Messer sind sehr häufig, auch solche aus Bronze, haben aber keine eigentümliche Form (Abb. 224, von Brixier); die Scheren (auch Eisen oder Bronze) werden zierlicher und seltener; sie dienen jetzt offen-

bar als weibliches Arbeitsgerät ebenso wie die gelegentlich gefundenen Nähnadeln, Spindelsteine und Schleifsteine. Sehr häufig werden jetzt Beschläge von kleineren Kästen, von denen nur die Bronze- und

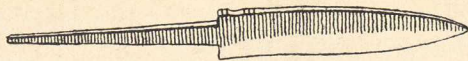


Abb. 224.

Eisenteile erhalten sind, ferner die Schlüssel und auch Kämme von Horn (s. Abb. 225, von Häven), die es wahrscheinlich machen, daß die kleinen Kästen Toilettekästen waren, deren vergänglicher Inhalt uns verloren ist. Einmal auch ist der Beschlag eines Hornes, wohl eines Trinkhornes, gefunden.

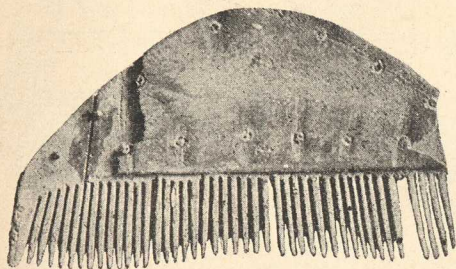


Abb. 225.

Es erübrigt ein Blick auf die Keramik. Der große Gegensatz zu der vorausgehenden Periode zeigt sich hier schlagend. Die Mäanderurnen



Abb. 226.

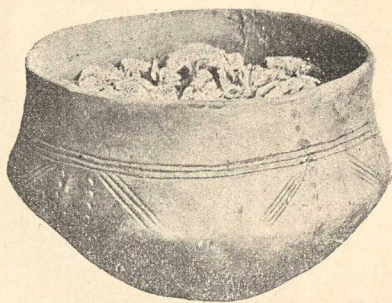


Abb. 227.

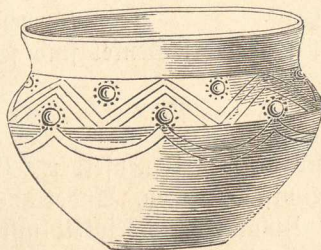


Abb. 228.

sind verschwunden, auch die glänzend schwarze Färbung der Gefäße hat aufgehört. Die Arbeit der Gefäße ist sauber, aber die Formen werden einfacher; es überwiegt eine einfache Schale mit leichter Ausbauchung und geradem, glatt abschneidendem Halse, (Abb. 226—228, Brixier), daneben finden sich vereinzelt auch rundlichere (Abb. 229, Brixier),

dieses besonders in kleineren Stücken, die als Kinderurnen dienten (Abb. 230, Pritzler); seltener und auf die Skelettgräber beschränkt sind etwas höhere, stärker profilierte Urnen (Abb. 231, Häven). Die Färbung ist braun und braunschwarz. Die Verzierung besteht in Horizontal-

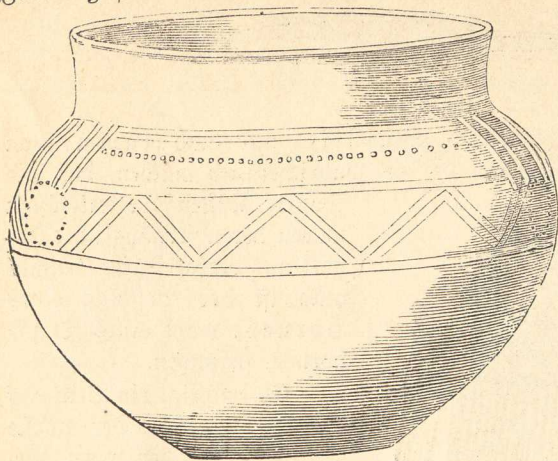


Abb. 229.

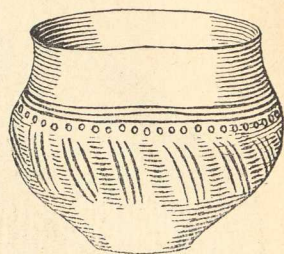


Abb. 230.

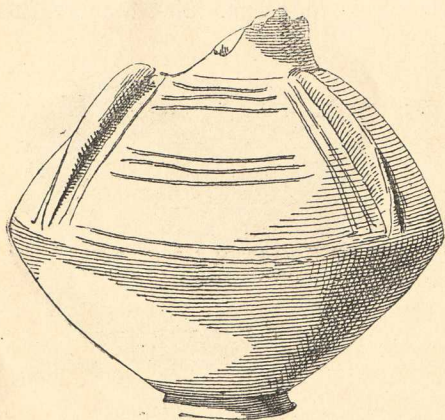


Abb. 231

gesetzte Rippen (Abb. 231) belebt; Henkel sind selten.

streifen von geraden Linien, sich in einem stumpfen Winkel berührenden Liniensystemen, Hängebögen, alles in flach eingerissenen Linien, dazwischen erscheinen ganz vereinzelt auch Wellenlinien (Abb. 226) und als Charakterform dieser Periode kleine runde Vertiefungen, die oft von kleineren umgeben werden und ein rosettenartiges Muster bilden (s. Abb. 226 und 228); oft wird auch die Wandung durch Kerben (s. Abb. 230) oder auf-

Soweit der Befund unserer Urnenfelder. Es sind mit Ausnahme der Perlen fast nur einheimische Sachen. Anders der Inhalt der Skelettgräber. Die zeitliche Zusammengehörigkeit unterliegt keinem Zweifel. Nicht nur die Fibeln, sondern auch die Urnen zeigen dieselben Grundformen; bemerkt muß aber doch werden, daß die reicher gestalteten und kostbareren Fibeln ausschließlich den Skelettgräbern angehören, ebenso wie auch die Urnen etwas künstlichere Formen zeigen. Die Hauptstücke der Skelettgräber aber sind römische Dinge. Den Gedanken, in diesen Gräbern die Gräber wirklicher Römer zu sehen, hat man längst aufgegeben, seitdem sich diese Grabfunde gehäuft, ja in einigen Gegenden,

z. B. in Seeland, direkt als die herrschenden in dieser Periode herausgestellt haben. Aber eine befriedigende Erklärung für das zeitliche Nebeneinander der verschiedenen Grabform und Grabausstattung ist noch nicht gegeben. Es mögen immerhin die Skelettgräber Familien angehören, welche irgendwie nähere Beziehung zu den Römern hatten, als die Masse ihrer Landsleute und dieses auch äußerlich durch die Grabausstattung zu erkennen gaben; vielleicht ist auch die auffallende Lage nach Süden ein Ausdruck dieser römischen Richtung, für die man sich so viele Gründe und Formen ausfinden kann, daß ein weiteres Eingehen müßig ist. — Die römischen Gefäße, welche jetzt eingeführt werden, sind derselben Art, wie in der älteren Periode, Siebe (Abb. 232, wie die folgenden aus Häven) und Schöpfgesäße (Abb. 233), Eimer aus Bronze (Abb. 234) und Schalen,

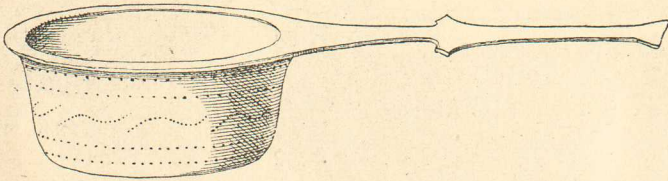


Abb. 232.

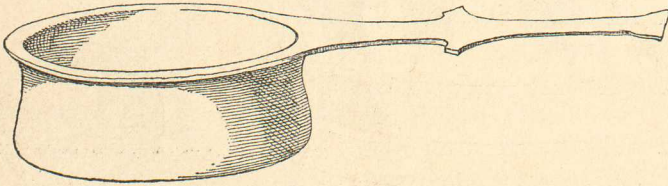


Abb. 233.

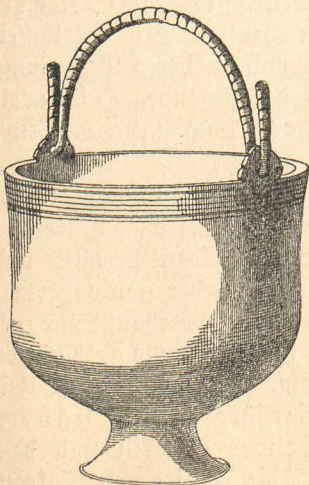


Abb. 234.

aber der Stil ist ein ganz anderer geworden: die straffen klassischen Formen sind im Verschwinden, die Arbeit ist einfacher, z. T. flüchtiger und kraftloser geworden. Beliebte Stücke sind Bronzeeimer mit Fuß, wie auf beistehender Abb. 234 und ähnliche, durch den oben besprochenen figuralen Fries ausgezeichnete (Häven, Grabow; s. Abb. 213), ferner starke Eimer aus Eibenholz mit Beschlagen aus Bronzestreifen (Abb. 235). Daneben kommen aber auch Glaschalen vor, von flacher Form, mit eingeschliffenen Ovalen (Abb. 236). Eigentümlich sind kleine knopfartige Scheiben mit einer Silberplatte, auf der Tierfiguren (Schwein, Vogel mit Fisch) eingestanz sind (Abb. 237). —

Bei Grabow ist auch ein silberner Bügelsporn gefunden.

Daß wir die Heimat dieser Sachen z. T. in Südrußland zu suchen haben, ist oben gesagt; damit und mit den geschichtlichen Verhältnissen ist auch die Richtung gegeben, auf der die andern zu uns gelangt sein werden. —

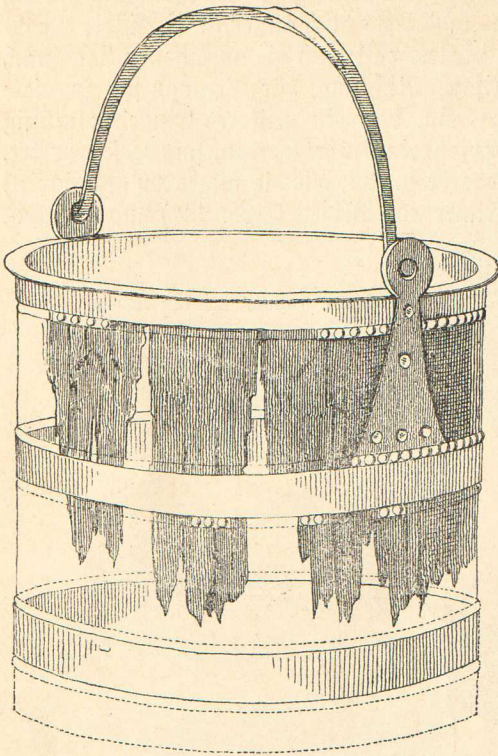


Abb. 235.



Abb. 236.



Abb. 237.

An Einzelheiten ist zu erwähnen die bei Manderow (bei Wismar) gefundene Bronzestatuetten einer Göttin, welche mit Attributen des Segens ausgestattet ist (Schale, Füllhorn) und zu deren Benennung aus dem Gewimmel des überfüllten Olympos der sinkenden Heidenwelt zahlreiche Namen (Ubertas, Tyche, Isis, Felicitas, Abundantia u. s. w.) zur Verfügung stehen (Abb. 238).

Münzen sind auch in dieser Periode in Mecklenburg nur einzeln gefunden, doch sei hier auf ein sehr wichtiges Ergebnis hingewiesen, welches die Zusammenstellung der Münzfunde besonders in beiden Preußen und Dänemark gezeitigt hat. Danach finden sich Münzen aus der Zeit vor Marc Aurel im rechtselbischen Deutschland und Skandinavien überhaupt nur vereinzelt, mit diesem Kaiser aber beginnt eine sehr starke Einfuhr an Münzen aus Silber (Denaren) oder einer Kupferlegierung, welche bis in die Zeit des Alexander Severus († 235) anhält. Die jüngsten in Gräbern gefundenen Münzen gehören dem Claudius Gothicus († 270) und dem Probus († 282) an, die erste aus Seeland, die zweite von Saarau. Der Weg, auf dem diese Münzen nach dem Norden gekommen sind, wird durch ihre Verteilung ganz klar: Schleswig-Holstein, Mecklenburg,

das westliche Pommern ist arm an Münzen, während sie sich in Hinterpommern, West- und Ost-Preußen häufen. Ebenso liegen in Skandinavien die Münzfunde fast ausschließlich in den östlichen Landstrichen; Bornholm, Öland, Gotland, das südöstliche Schonen haben sehr reiche Funde



Abb. 238

aufzuweisen, die anderen Landschaften sind fast leer. Aus diesem Verhältnis ergibt sich: einmal daß der Weg des römischen Münzverkehrs (denn daß die römischen Münzen in dieser Periode auch in den Barbarenländern als Zahlungsmittel gedient haben, ist unbezweifelt) weit östlich geht und der Hauptstrom Mecklenburg nicht berührt; sodann daß dieser Weg derselbe ist, den die Goten gegangen sind und die Masse der Münzfunde zeitlich mit der Gotenbewegung zusammenfällt. Der Münzverkehr ist ein Ausdruck der Verbindungen, welche die ausgewanderten Goten mit ihren zurückgebliebenen Stammesgenossen unterhielten; und schließlich geben die Münzen eine zeitliche Bestimmung auch unserer Römergräber. Die Umlaufszeit von Münzen ist ja im allgemeinen sehr groß, und einzeln auftretende Münzen sind nur zur Feststellung des Termins post quem zu gebrauchen; anders ist es, wenn gleichzeitige Münzen in größerer Zahl unter denselben Verhältnissen erscheinen, und das ist hier der Fall. Mit größerer Bestimmtheit als es sonst bei vorgeschichtlichen Dingen möglich ist, nehmen wir für die jüngere Periode besonders das dritte nachchristliche Jahrhundert in Anspruch, wobei der Anfang noch in das zweite reichen und das Ende etwas tiefer in das vierte hineingehen mag, kurz also die Zeit von 200 bis 350. (Anmerkung 40.)

Dritter Abschnitt.

Die Völkerwanderungszeit.

Zu der Zeit, in welcher das ganze östliche Deutschland seine alten Bewohner verlor, der Zeit der Völkerwanderung im engeren Sinne, schlossen sich die westlichen Germanen zu staatlichen Gebilden zusammen, die verhältnismäßig rasch in dem Frankenreiche der Merowinger auf-

gingen. Die Gräber der germanischen Stämme, welche zu jenem Reiche gehört haben, bergen eine Fülle schöner, höchst charakteristischer Altertümer, welche man als „merowingische“ zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Mit dem Beginn dieser Gruppe sind auch einige mecklenburgische Funde gleichzeitig; es sind sehr wenige. Wenn schon die Grabfunde der jüngeren Römerzeit auf eine allmähliche Entvölkerung des Landes deuteten, so noch mehr jetzt. Auch hier handelt es sich um Urnenfelder und zwar bei Spornitz (bei Parchim), Bogreß-Dreilützow (bei Wittenburg), Hagenow und Granzin (bei Boizenburg), also überwiegend wieder in derselben Gegend, welche vom Beginn der römischen Eisenzeit an fast allein größere Funde ergeben hat. Alle vier Urnenfelder haben eine größere Ausdehnung, doch hat über allen ein Anstern gewaltet; sie sind erst bekannt geworden, als sie zum größten Teile zerstört waren, und Verfasser hat nur noch Trümmer retten können. Die Urnen waren, wie schon lange üblich, flach ohne Schutz im freien Lande beigesetzt; Skelettgräber fanden sich zwischen den Urnenstellungen bei Spornitz und Hagenow. Die Sammlung der Gebeine war weniger peinlich, als in der vorausliegenden Periode; die Knochen waren, meist in geringer Menge, mit der Asche, Kohle und andern Brandresten vermengt hineingelegt; auffallend oft fanden sich auch Zähne von Pferden.

Die Beigaben bestanden in eisernen Messern, Lanzenspitzen oder kleinen Arten, in bronzenem Kleingerät und Perlen. Unter den Bronzen treten hervor die Fibel und die Schnalle. Unsere jüngste Fibelform bietet ein hohes Interesse. Sie ist eine Weiterbildung der „gotischen“ Armbrustfibel, aber kräftiger und massiver; der Rücken ist gewöhnlich stark gerundet, der Hals und die Sehnenendigungen mit Spitzen und Knöpfen geschmückt, die Nadel liegt in einer starken Nadel-scheide. Der Bügel ist oft mit eingeschlagenen Kreisverzierungen versehen (s. Abb. 239, von Spornitz und 240, aus dem Amte Grabow), Fuß

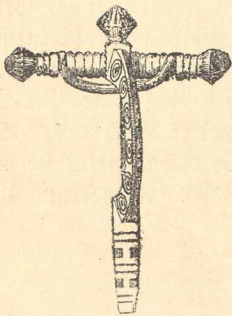


Abb. 239.

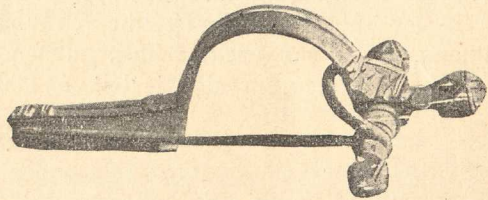


Abb. 240.

oder Hals endet gelegentlich in einem stilisierten Tierbilde, — der Beginn der seltsam phantastischen nordisch-germanischen Tierornamentik, an der unser Land sich nur in ihren Anfängen beteiligt hat (s. Abb. 241, unbekanntes Fundort).

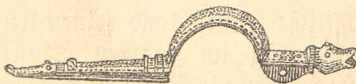


Abb. 241.

Daneben erscheinen Fibelformen, welche aus den westgermanischen Reichen entweder eingeführt oder doch dort heimischen nachgebildet zu sein schienen, so besonders die „großköpfige“ Fibel, von denen bei-

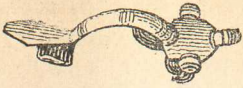


Abb. 242.

stehende Abb. 242 (Hagenow) eine Hauptform zeigt.

Auch an den Schnallen erkennen wir das Erwachen des Tierornamentsstils, indem der Bügel mit der Sehne gern durch einen Tierkopf verbunden wird, der in einem Falle (Pogreß, Abb. 243) deutlich als Drachenkopf gebildet wird. Ob die Ringfibel beistehender Form (Abb. 244, von Köbel) in diese Periode gehört, ist

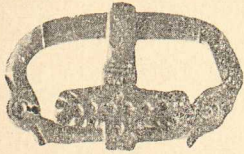


Abb. 243.

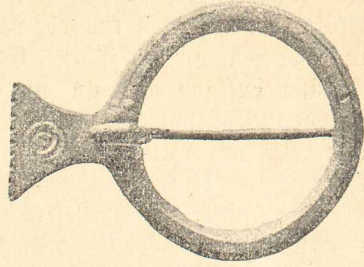


Abb. 244.

fraglich. Unter den Perlen fallen jetzt große einfarbige blaue und solche aus Silberblech auf.



Abb. 245.

Die Urnen zeigen im allgemeinen die Schalenform der vorigen Periode, auch verwandte Ornamente; daneben aber finden sich rundliche Töpfe von der größten Einfachheit, mit leicht nach innen gebogenem Rande (s. Abb. 245).

So weit die geringfügige Hinterlassenschaft unserer letzten Germanen. Eine genaue Datierung gestatten sie nicht. (Anmerkung 41.)

Geschichtliches über Mecklenburg in der römischen Eisenzeit.*)

In den Beginn der römischen Eisenzeit fällt der Versuch der Römer, auch Germanien, mindestens bis an die Elbe, als Provinz ihrem Reiche einzuverleiben. Er schien gelingen zu sollen, und noch nicht zwei Menschenalter nach dem Untergang der ausgewanderten Cudosen und Haruden in Gallien spiegelten sich die römischen Feldzeichen in den Fluten der Elbe, unserm Lande gegenüber. Schon im Jahre 9 v. Chr. v. Chr. hatten die Römer unter Drusus die Elbe erreicht, doch weit südlich von Mecklenburg, an der Saalemündung. Weiter noch als Drusus war in einem der letzten Jahre vor Chr. v. Chr. der Legat Domitius Ahenobarbus

*) Von Dr. R. Wagner.

gelangt, der in Thüringen die Elbe überschritten hatte und an ihrem Ostufer nach Norden vorgedrungen war, doch war auch er nicht bis an die Grenze unseres Landes gelangt. Näher noch trat die Gefahr dem Ostseegestade im Jahre 5 nach Chr. G.

Tiberius, der nach dem Tode seines Bruders Drusus mehrfach in Deutschland thätig gewesen und mit seiner arglistigen Diplomatie der germanischen Freiheit weit gefährlicher geworden war, als der Bruder durch seine Feldzüge, hatte sein Heer den vorhergehenden Winter im Gebiete der Cherusker zubringen lassen. Im Jahre 5 zog er dann durch das Gebiet der Chauken (an der Nordseeküste östlich der Weser), die sich ihm unterwarfen, an die Elbe. Eine große Flotte fuhr unterdessen die Nordseeküste entlang bis an die Spitze der jütischen Halbinsel. An verschiedenen Punkten der Küste wurden Landungen und Streifzüge gemacht; reich mit Beute beladen, fuhr die Flotte in die Elbe ein, wo sie sich etwa in der Gegend von Lauenburg oder Boizenburg mit dem Landheer vereinigte. Vor diesem waren die tapferen Langobarden aus ihrem westelbischen Gebiete, dem Bardengau, auf das rechte Ufer des Flusses gewichen, nicht ohne Kampf, in dem sie aber unterlagen. Dort am rechten Ufer hatten sie ihren Heerbann aufgestellt, wichen aber, als die römische Flotte anlangte und sie zum Kampfe zu stellen suchte, in die Wälder zurück. Tiberius verfolgte sie nicht ernstlich; sein Zweck war weniger gewesen, neue Eroberungen jenseits der Elbe zu machen, als den überelbischen Germanen den Glanz und die Unüberwindlichkeit der römischen Weltmacht vor Augen zu führen und sie dadurch von einer Unterstützung des Markomannenkönigs Marbod, den er im nächsten Jahre anzugreifen gedachte, abzuschrecken. Marbod hatte von Böhmen aus eine ganze Anzahl germanischer Stämme zur Anerkennung seiner Oberherrschaft gebracht, darunter auch die Semnonen (in der Mark Brandenburg) und die Langobarden; den Römern erschien er als ein überaus gefährlicher Gegner, und nur nach den umfassendsten Vorbereitungen glaubte Tiberius den Waffengang mit ihm wagen zu können. Zu diesen vorbereitenden Maßregeln gehörte auch der Zug des Jahres 5. Sein Zweck wurde erreicht; ja, eine ganze Anzahl der jütischen und ostelbischen Völkerschaften, unter ihnen sogar die mächtigen Semnonen, baten um Frieden und Freundschaft. Kaiser Augustus, der in dem von ihm selbst verfaßten, inschriftlich erhaltenen Bericht über seine Thaten, dem sogenannten Monumentum Ancyranum, auch dieses Feldzuges nicht ohne Stolz gedenkt, nennt außer den Semnonen noch die Cimbern und Charyden (= Haruden), setzt aber hinzu: „und viele andere“. Zu denen, die er ausläßt, mögen auch mecklenburgische Germanen gehören.

Gewaltig war in der That der Eindruck, den die einfachen Söhne der Wälder von der römischen Macht und ihrem Feldherrn erhielten. Eine kleine Geschichte, die ein Augenzeuge berichtet hat, ist dafür sehr bezeichnend. Als beide Heere an der Elbe einander gegenüberstanden, bestieg ein alter Germane, durch hohe Gestalt und Fürstenschmuck ausgezeichnet, einen Kahn und lenkte ihn allein über den Fluß bis in dessen Mitte. Von da aus bat er, man möchte ihn ungefährdet landen lassen und ihm gestatten, den Cäsar zu sehen. Seine Bitte ward ihm gewährt,

und man führte ihn vor Tiberius. Lange sah er ihn schweigend an, dann brach er in die Worte aus: „Unsere Jugend ist wahnsinnig, die Dich verehrt, wenn Du fern bist, aber, wenn Du erscheinst, lieber vor Deinen Waffen beben als Deinem Treuwort vertrauen will. Heute, an dem glücklichsten Tage meines Lebens, habe ich die Gottheit, von der ich bisher nur gehört habe, mit Augen gesehen.“ Dann bat er die Hand des Feldherrn berühren zu dürfen. Auch dies ward ihm gewährt; darauf ruderte er zurück, aber noch unterwegs wandte er sein Auge nicht von dem Cäsar, bis er das jenseitige Ufer erreicht hatte. So erzählt Vellejus Paterculus, der als kaiserlicher Offizier den Zug mitmachte. Gewiß hat er auch hier seinem Hange, den Tiberius mit Schmeicheleien zu überhäufen, nachgegeben, und die Worte, die er den Germanen in den Mund legt, sind schwerlich genau so, wie er sie berichtet, gesprochen worden, allein völlig erfunden wird die Geschichte nicht sein. Ist es doch immer deutsche Art gewesen, das Fremde zu bewundern, und wohl begreiflich ist es, daß die einfachen Waldbewohner von dem Gepränge der römischen Macht, das sie sich vor Augen gerückt sahen, geblendet wurden und ihnen der Herr über all diese Macht wie ein Gott erschien.

Der Feldzug des Jahres 5 war der erste und zugleich der letzte, auf dem die Römer bis an die Grenze unseres Landes vordrangen. Es wäre schwerlich der letzte geblieben, wenn es Tiberius gelungen wäre, auch Marbod zu unterwerfen. Aber der Feldzug, der im Jahre 9 begonnen ward, mußte abgebrochen werden, da im Rücken der kämpfenden Heere, in den Donauprovinzen, eine gefährliche Empörung ausbrach. Marbod blieb fortan von den Römern unbehelligt, ließ es aber geschehen, daß sie das westelbische Deutschland in immer festere Abhängigkeit zu bringen suchten. Er beteiligte sich nicht an dem Freiheitskampfe des Arminius, auch nicht an den Kämpfen gegen Germanicus. Dies laue Verhalten war wohl der Grund, weshalb die Semnonen und Langobarden mit anderen Stämmen von ihm abfielen und sich dem Arminius zuwandten. Es kam dann zu einer Abrechnung zwischen den beiden mächtigsten Fürsten Germaniens. Marbod unterlag, und die Römer hatten den Triumph, dem einst so gefürchteten Mann das Gnadenbrot geben zu dürfen. Armin fand unter den Mörderdolchen seiner Verwandten ein allzu frühes Ende; so zerfleischten sich die Germanen durch eigene Zwietracht, von den Römern aber hatten sie fortan nichts mehr zu fürchten. Die Schlacht im Teutoburger Walde, an deren Erfolg auch die glänzenden Thaten des Germanicus nichts zu ändern vermochten, hatte für alle Zeit die römischen Grenzpfähle von der Elbe an den Rhein verwiesen.

Wie dann die römische Kultur und ihre Pioniere, die römischen Händler, das Werk der Eroberung fortsetzten, ist bereits dargestellt. Hier erübrigen noch die beiden Fragen, ob unsere Geschichtsquellen nicht Aufschluß darüber gewähren, welche germanischen Stämme damals unser Land bewohnt haben, und ob etwas über die Schicksale dieser mecklenburgischen Germanen in den folgenden Jahrhunderten zu erfahren ist.

Über die Völkerschaften Germaniens haben vier Schriftsteller der ersten römischen Kaiserzeit mehr oder minder ausführlich gehandelt, Tacitus, der den zweiten Teil seiner *Germania* einer Aufzählung und Schilderung der einzelnen germanischen Stämme gewidmet hat, Strabo, der um die Zeit des Kaisers Augustus schrieb und besonders im vierten Buche seiner Geographie Germanien bespricht, aber von den ostelbischen Gegenden nur eine ganz dunkle Vorstellung hat, Plinius († im Jahre 79), der im vierten Buche seiner großen Naturgeschichte eine kurze Geographie Germaniens und eine Übersicht über seine Bewohner giebt und auch sonst allerlei schätzbare Nachrichten über die Germanen überliefert hat, und endlich Claudius Ptolemäus, der um die Zeit des Kaisers Mark Aurel (161—180) lebte und ein geographisches Werk schrieb, in dem er aber ein verloren gegangenes, etwa gegen Ende des ersten Jahrhunderts aus älteren Quellen zusammengestelltes Werk des Marinus von Tyrus stark benutzte.

Aus Tacitus erfahren wir zunächst über die Stämme der Ostseeküste, daß sie sämtlich zur Völkergruppe der Sueben gehörten, wobei allerdings Tacitus den Bereich dieses Namens zu weit ausdehnt. Die Sueben unterscheiden sich nach ihm von den übrigen Germanen schon durch ihre Haartracht. Sie banden nämlich das Haar auf dem Scheitel zu einem Schopf zusammen, den ihre Edlen mit mehr Zierrat schmückten; diese Tracht war nur den Freien gestattet, so daß man Freie und Sklaven schon hieran unterscheiden konnte. Sie war darauf berechnet, die Gestalten der Krieger höher und furchtbarer erscheinen zu lassen. Bei den übrigen Germanen war diese Tracht selten und ward auf die Jugendzeit beschränkt, bei den Sueben ward sie bis ins Alter beibehalten.

Von den suebischen Stämmen, die Tacitus nennt, kommen als mutmaßliche Bewohner Mecklenburgs in erster Linie die Semnonen und Langobarden in Betracht. Die Semnonen, das größte und angesehenste aller suebischen Völker, wohnten, in 100 Gauen geteilt, zwischen Elbe und Oder in der heutigen Mark Brandenburg; ihr Gebiet erstreckte sich wahrscheinlich bis ins südliche Mecklenburg hinein. Es lag darin ein heiliger Hain, die Wohnstätte ihres höchsten Gottes — des altgermanischen Himmelsgottes Ziu —, der zu bestimmten Zeiten von Abgeordneten aller Völker suebischen Stammes aufgesucht ward. Gemeinschaftlich ward dann hier eine religiöse Feier begangen, die mit einem Menschenopfer eingeleitet wurde.

Nordwestlich stießen an die Sitze der Semnonen die der Langobarden, einer kleineren Völkerschaft, die, rings von volkreichen Stämmen umgeben, doch in steten Kämpfen Freiheit und Gebiet zu behaupten mußte. Sie wohnten, wie sich aus Strabo ergibt, zu beiden Seiten der Elbe; der Bardengau, von der Seve westlich Lüneburg bis zum Rateminer Bach gegenüber Darchau ist der ihren Nachkommen bis auf den heutigen Tag verbliebene Rest ihres Gebietes. Einst war indessen auch das südöstliche Holstein und der Südwesten von Mecklenburg langobardisch.

An die Langobarden schließt nun Tacitus eine Gruppe von sieben Völkerschaften an, die er wohl mit Unrecht den Sueben beizählt und die durch den gemeinsamen Kult der Göttin Nerthus verbunden waren,

die Reudigner, Avionen, Angeln, Variner, Gudosen, Suardonon und Nuthonen. Im Gegensatz zu den Langobarden, die sich durch ihre Tapferkeit schützen mußten, sagt er von ihnen, sie seien durch Flüsse und Wälder geschirmt, über ihre Wohnsitze im Einzelnen äußert er sich nur mit der kurzen Bemerkung, sie erstreckten sich in die entfernteren Gebiete Germaniens, er läßt uns also völlig im Unklaren darüber, ob wir sie von dem Gebiet der Langobarden aus nach Norden (auf Jütland) oder nach Osten (in Mecklenburg und Vorpommern) oder in beiden Richtungen zu suchen haben; auch die dänischen Inseln kommen dabei noch mit in Betracht. An einer späteren Stelle kommt Tacitus dann noch einmal auf die Ostseeküste zu sprechen und erwähnt die Rugier und Lemovier als Anwohner derselben; die Rugier werden wir auf und bei Rügen anzusetzen haben, ob aber die Lemovier östlich oder westlich von ihnen wohnten, also in Pommern oder in Mecklenburg, bleibt unklar.

Wenn wir uns nun dem Ptolemäus zuwenden, der auf Grund einer Karte die Völkerschaften Germaniens aufzählt, so finden wir an der Ostsee in unserer Gegend zwar eine ganze Reihe von Namen, aber auf den ersten Blick lauter andere als Tacitus angiebt, Namen, die überdies zum Teil bis zur Unkenntlichkeit ihres ursprünglichen Wortlautes entstellt sind. Dazu gesellt sich noch eine andere Schwierigkeit. Ptolemäus ordnet die Völker an der Ostsee zwischen vier Flüsse; Vistula, Viadua, Suebus und Chalusus sind ihre Namen in der Reihenfolge von Osten nach Westen. Nun ist es zwar sicher, daß die Vistula die heutige Weichsel ist, die Bedeutung der drei übrigen aber ist streitig. So kommt es, daß die immer aufs neue gemachten Versuche der Gelehrten, die Angaben des Tacitus und Ptolemäus miteinander zu vereinigen und den von ihnen genannten Völkerschaften bestimmte Wohnsitze zuzuweisen, bisher noch nicht zu sicheren Ergebnissen geführt haben und auch wohl niemals führen werden. Immerhin hat sich als wahrscheinlich herausgestellt, daß der Suebus die Oder ist, womit die Völkerschaften östlich des Suebus für unser Land außer Betracht fallen. Der Chalusus soll nach Ptolemäus die Ostgrenze der Sachsen sein. Diese nennt Tacitus überhaupt nicht, man hat deshalb mit Wahrscheinlichkeit vermutet, daß der Name, der ja später eine weite Verbreitung gewann, schon damals eine Gesamtbezeichnung für mehrere Stämme, z. B. die Reudigner und Avionen des Tacitus, gewesen sei, die dem Tacitus unbekannt blieb, während umgekehrt Ptolemäus wohl den Gesamtnamen erfuhr, aber nicht die Namen der Einzelstämme. Welcher Fluß aber ist der Chalusus? Darüber gehen die Ansichten weit auseinander, doch dürfte den meisten Anspruch auf Wahrscheinlichkeit seine Gleichsetzung mit der Warnow haben. Darnach wären die Sachsen (die Reudigner) im ersten Jahrhundert n. Chr. G. Bewohner des nordwestlichen Mecklenburg gewesen. Zwischen Chalusus und Suebus setzt Ptolemäus die Pharodinen, zwischen die Sachsen und Semnonen die Teutonarer und Viruner, zwischen die Pharodinen und Semnonen die Teutonen und Auarper. Von den Teutonen und Teutonarern ist schon die Rede gewesen, es waren die letzten Überbleibsel der einst weit ausgedehnten Stammesgruppe, zwei Gaue oder vielleicht nur einer, für den Ptolemäus zwei verschiedene Namensformen überliefert

fand, die er irrtümlich verschiedenen Völkerschaften zuschrieb. Was ferner die Pharodinen betrifft, so wird man sie nicht, wie es geschehen ist, mit den Bardinen, Barden (= Langobarden) zusammenwerfen dürfen, da sie nach Ptolemäus erst östlich des Chalusus (der Warnow) wohnten, und jedenfalls, wenn sich Ptolemäus hierin geirrt haben sollte, als ein Küstenstamm anzusehen sind, während sich die Wohnsitze der Langobarden bei der geringen Stärke des Volksstammes in dieser Zeit schwerlich bis an die Küste erstreckt haben. Wir haben also auch keinen Grund, die Ansetzung des Ptolemäus anzutasten und halten die Pharodinen mit ihm für einen Küstenstamm, der zwischen Warnow und dem Oderhaff wohnte, es bleibt freilich für uns ein leerer Name ohne Inhalt, und auch wenn wir sie mit den Lemoviern des Tacitus gleichsetzen, wird damit wenig gewonnen. Kaum anders steht es mit den Virunern und Quarpern, wenn sich nicht etwa in einem der beiden Namen oder in beiden die taciteischen Variner verbergen. Freilich spricht manches dafür, daß diese nach Schleswig zu setzen sind, denn dort hat es später nördlich von den Angeln nachweislich Warnen gegeben, aber dies schließt die Möglichkeit nicht aus, daß ein Teil des Stammes in Mecklenburg gewohnt hat. Nach dem Abzug der Cimbern und Teutonen können sich warnische Scharen aus Schleswig auf dem verlassenen Gebiete in Mecklenburg angesiedelt haben oder umgekehrt. Daß es ein nicht unbedeutendes Volk war, wird durch die spätere Verbreitung des Stammes glaubhaft. Hiernach hätten also südlich von den Pharodinen im östlichen, auch wohl schon im mittleren Mecklenburg, östlich vom Gebiete der Langobarden und südöstlich von dem der Reudigner neben Bruchstücken der Teutonen auch Warnen gewohnt. Vielleicht erschließt uns diese Annahme den ursprünglichen Sinn einer alten Sage, die der Geschichtschreiber der Langobarden, Paulus Diaconus, aufbewahrt hat. Die Langobarden seien einst aus Scandinavien nach Scoringa gewandert und hätten hier siegreiche Kämpfe mit den Vandalen ausgefochten. Scoringa bedeutet Uferland und kann sich nur auf das Ostseeküstenland, den Wohnsitz der Langobarden in historischer Zeit, beziehen. Das Volk der Vandalen aber ist aus der Vereinigung zweier schlesischer Stämme (Silingen und Asdingen) entstanden. Somit scheint es, als wenn sie mit den Langobarden im Uferland nicht zusammengetroffen sein können, man müßte denn annehmen, daß auch die Vandalen aus Scandinavien oder Jütland stammen und auf ihrem Durchzuge nach Süden durch Mecklenburg gekommen und hier eine Zeit lang Nachbarn der Langobarden gewesen seien. Dies ist um so glaublicher, als es in Nordjütland noch in weit späterer Zeit einen Volksstamm Namens Vandalen gegeben hat, an den noch der heutige Name Vendssjssel erinnert. Aber die Sage läßt noch eine andere Auffassung zu. Plinius braucht den Namen Vandalen für eine ganze Gruppe von Völkern, zu denen er auch die Warnen rechnet. Hierin liegt vielleicht der Schlüssel zum Verständnis der Sage. Es waren nicht die Vandalen im späteren Sinne, mit denen die Langobarden im Uferlande kämpften, sondern deren Stammverwandte, die ebenfalls früher diesen Namen trugen, die Warnen. Freilich, indem wir dieses schwierige Forschungsgebiet verlassen, müssen wir noch einmal zugeben, daß die Resultate,

die wir gefunden haben, nur einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit darstellen, denn der Boden, auf dem man sich hier bewegt, ist und bleibt durchaus unsicher. Nur daß einst das südwestliche Mecklenburg langobardisch war, ist als gesichert anzusehen (Anmerkung 42).

Auch über die **Schicksale Mecklenburgs in den folgenden Jahrhunderten** wissen wir sehr wenig: nur selten fällt von den Grenzgebenden und Provinzen des römischen Reiches, auf die sich unsere Nachrichten fast ausschließlich beziehen, ein Streiflicht auf die ferne Ostseeküste. Vergleichsweise am besten sind wir noch über das Ende des zweiten Jahrhunderts unterrichtet. Es ist die Zeit, wo nach einem Stillstand von 1½ Jahrhunderten die Ausbreitungsversuche der Germanen von neuem begannen, mit um so größerer Stärke, je mehr sich in den germanischen Ländern die Volksmassen aufgestaut hatten.

Auch diesmal ging der erste Anstoß von den Ostseeküstenländern aus. Die Gothen fingen an, selbst durch skandinavische Stammesgenossen gedrängt, sich von der Küste aus nach Süden vorwärts zu schieben. Sie räumten ihre früheren Wohnsitze allmählich vollständig und fanden eine neue Heimat in der weiten Ebene Südrußlands und an der unteren Donau, wohin sie spätestens im Anfang des dritten Jahrhunderts gelangten. Ihr Zug nach Süden setzte auch die südöstlichen germanischen Stämme, die er streifte, besonders die Markomannen und Quaden in Bewegung und gab das Signal zu einem allgemeinen Ansturm gegen die Grenzen des römischen Reiches, dem sogenannten Markomannenkrieg. Sein Vorspiel war ein Raubzug, den noch vor dem Jahre 166 eine Schar von 6000 germanischen Kriegern über die Donau nach Pannonien machte. Unter den Teilnehmern werden außer Markomannen auch Obier und Langobarden genannt. Die Obier hat man den Avionen des Tacitus gleichgesetzt, die auf den dänischen oder schleswig-holsteinischen Inseln — das Wort bedeutet Inselbewohner — wohnten. Diese Gleichung ist freilich sehr bestreitbar, doch wird schon durch die Teilnahme von Langobarden erwiesen, daß auch die Stämme der westlichen Ostseeküste von der Bewegung nicht unberührt blieben. Außer diesen Langobarden wird allerdings unter den Völkern, die sich an den folgenden Kämpfen beteiligt haben sollen, kein Stamm aus unserer Gegend genannt. Und wenn auch dadurch keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen wird, daß auch Bruchstücke anderer Ostseestämme den Markomannen Zuzug geleistet haben, so ist doch jedenfalls für unsere Gegend eine andere Völkerbewegung, die etwa in dieselbe Zeit fällt und gewiß im Zusammenhang mit dem allgemeinen Vordringen der suebischen und gothischen Stämme steht, ungleich wichtiger gewesen, es ist der Auszug der Semnonen etwa um das Jahr 174. Auch hier ist, wenn auch vielleicht nicht sogleich, so doch allmählich der ganze Stamm ausgewandert. Er verschwindet völlig aus seinen alten Wohnsitzen und bildet den Grundstock der Alemannen, die den Südosten Deutschlands und bald auch das Elsaß besetzten. Der Name „Schwaben“ erinnert noch heute an den alten Stammesnamen Sueben, auf den die Semnonen als das mächtigste

Glied der suebischen Völkergruppe ein besonderes Anrecht hatten. Ihnen können sich bei dieser Wanderung noch andere verwandte Stämme, z. B. die Reste der Teutonen, angeschlossen haben. Die nächste Folge des Auszuges der Semnonen war der Abzug der Langobarden, wenigstens ihres rechtselbischen Theiles, nach Süden: nach ihrer Sage kamen sie aus dem Scoringaland ins Muringaland, womit die Mark Brandenburg gemeint ist. Sie setzten dann im Verlaufe der folgenden Jahrhunderte ihre Wanderung allmählich weiter nach Süden fort, bis sie schließlich nach Pannonien gelangten und von dort aus Italien eroberten. Für ihre Auswanderung aus Scoringa giebt die Sage als Grund Hungerstnot an, und es ist sehr glaublich, daß sie damit das Richtige trifft. Eine Anzahl von schlechten Ernten mag den letzten Anstoß gegeben haben, die ganze Völkermasse, die Gothen wie die Semnonen und Langobarden in Bewegung zu setzen. (Anmerkung 43.)

Das alternde römische Reich vermochte sich schon dieses ersten Ansturmes der nordischen Völkerflut nur schlecht zu erwehren, und seit einmal der Damm gebrochen war, brauste eine Welle nach der anderen über die römischen Provinzen. So wirksam auch das römische Schwert wie die römische Staatskunst nicht selten aufräumte, immer dichter wird das Gewimmel. Die leeren Räume in Ostdeutschland werden gefüllt durch die nordischen Stämme, die den Überschuß ihrer Volksmassen aus Skandinavien und den dänischen Inseln über die deutsche Küste ausgießen. Auch diese neuen Einwanderer werden dann von dem Zuge nach Süden ergriffen. So erscheinen die Heruler von Norden her und verschwinden wieder nach Süden hin. Es ist nicht mehr bloß das Bedürfnis nach Neuland, was die Bewegung im Flusse erhält, sondern der Wunsch nach besserem Land, die Sehnsucht nach dem schöneren, fruchtbareren Süden und die Begehrlichkeit nach seinen Gütern. Die jütischen Stämme fanden ein anderes Beutestück, Britannien, näher als die Provinzen des Südens. Angeln und Sachsen begannen vom fünften Jahrhundert ab ihre Seefahrten dorthin zu richten und sich dort niederzulassen. Neben ihnen siedelten sich auch Warnen an. Denn auch diese widerstanden dem Zuge der Zeit nicht und verließen ihre alten Wohnsitze. Nach England ging indessen nur ein geringer Bruchteil des Stammes, ein anderer Teil ward nach dem Niederrhein verschlagen, wo er um die Mitte des sechsten Jahrhunderts mit Angeln aus Britannien in Fehde geriet. Mit 400 Schiffen und 100000 Mann sollen die Angeln gegen sie ausgezogen sein, auch die Warnen müssen also nicht gering an Zahl gewesen sein. Die Hauptmasse des Stammes aber, — wohl der mecklenburgische Zweig, der nach dem Abzug der Langobarden sich zunächst über das von diesen verlassene Gebiet ausgebreitet haben mag — zog sich allmählich über die Elbe nach Thüringen hinein. Dessen frühere Bewohner, die Hermunduren hatten einen Teil ihres Volkes nach Süddeutschland abgegeben. Somit fanden die Warnen überall in Thüringen Platz: Die zahlreichen Ortschaften auf *-leben* (*laifa* = Erbe) werden auf sie zurückgeführt, auch das Werinofeld zwischen Elbe und Saale ist nach ihnen benannt. Selbst bis in die Gegend von Würzburg gelangten sie, wo der Weringau und das Flüsschen Wern (= Werinaha, Wasser

der Warnen) Zeugnis von ihnen ablegt. Die thüringischen Warnen verschmolzen mit den Resten der Hermunduren und den Angeln, die entweder schon von der Zeit des Ptolemäus her in Nordthüringen saßen oder mit den Warnen einwanderten, zu einem Volk, das mit Abkürzung des Namens Hermunduren sich Thüringer nannte. Seine Gesesammlung, die aus dem sechsten Jahrhundert stammt, bewahrt in ihrem Titel „Gesetz der Angeln und Warnen, das heißt der Thüringer“ eine Erinnerung an die drei Bestandteile, aus denen der Stamm zusammengewachsen ist.

Auch von warnischen Recken im Kaiserdienst weiß die Geschichte zu erzählen. Zur Zeit des großen Gothenkrieges in Italien 535 bis 555 starb dort ein warnischer Edler Namens Waffar, der eine Gefolgschaft von Stammesgenossen um sich hatte. Nach seinem Tode stellte sich sein Sohn Theudibald mit dem Gefolge dem Kaiser zur Verfügung und kam nach Ariminum, um dort mit dem kaiserlichen Feldherrn Narjes zusammenzutreffen, von dem er samt seinen Leuten als „zuverlässiger Bundesgenosse“ Geldgeschenke empfing. Der goldene Lohn wird die Warnen bewogen haben, im Dienste des Kaisers zu verbleiben, und sie mögen die letzten Verzweiflungskämpfe der Gothen in den Reihen ihrer Gegner mitgemacht haben. (Anmerkung 44.)

Das Volk der Thüringer, dem sich auch ein abgesprengter Bruchteil der Heruler anschloß, erhob an seine Spitze ein Königsengeschlecht. Aus diesem stammten die drei Brüder Baderich, Herminfried und Berthachar, die im Anfang des sechsten Jahrhunderts nach dem Tode ihres Vaters Bisinus das Thüringerland gemeinsam regierten. An sie schrieb der Ostgotenkönig Theoderich der Große i. J. 507 (vor der Schlacht bei Vouglé, in der der Frankenkönig Chlodwig die Westgothen besiegte) einen Brief, in dem er sie zum Zusammenhalten gegen die um sich greifende Macht der Franken aufforderte, die ihnen allen gefährlich sei. Theoderich nennt die drei Brüder Könige der Heruler, Warnen und Thüringer, und es ist neuerdings der Nachweis versucht worden, daß diese Heruler in der Mark Brandenburg und diese Warnen noch in Mecklenburg zu suchen und daß beide Länder damals Provinzen des Thüringerreiches gewesen seien. Allein die Spuren in der Überlieferung, auf die sich dieser Nachweis stützt, sind doch zu undeutlich, als daß wir ihn als gelungen ansehen dürften.

Später entzweiten sich die drei Brüder, zwei von ihnen wurden beseitigt, und der übrig gebliebene, Herminfried, unterlag i. J. 531 dem Frankenkönig Theoderich, Thüringen ward dem Frankenreich einverleibt. Im Zusammenhang damit muß ein siegreicher Kampf der Franken mit einem suebischen Stamme, den Nordschwaben, stehen, dessen sich der König Theodebert in einem Briefe an den Kaiser Justinian aus dem Jahre 534 oder 535 berühmt. Die Wohnsitze dieser Nordschwaben können nur rechts von der Elbe in dem altsuebischen Gebiete gesucht werden, und es liegt nahe, darin zurückgebliebene Reste der Semnonen zu sehen.

Die Nordschwaben unterwarfen sich den Franken, die damit auch die Grenze ihres Reiches über die Elbe ausdehnten. Ob aber auch bis

an die Ostsee und über Mecklenburg, wie man gemeint hat, ist doch sehr zweifelhaft.

Dieses ostelbische Gebiet gaben die Franken ums Jahr 568 wieder auf. Im Jahre 568 zog bekanntlich der Langobardenkönig Alboin nach Italien, um es zu erobern. Sein eigenes Volk, von jeher nicht besonders zahlreich, erschien dem König für das Unternehmen nicht stark genug, und er sandte an die alten Nachbarn und Freunde der Langobarden, die Sachsen, um Hilfe. Dem verlockenden Rufe, sich der Schätze des Kernlandes der römischen Weltmonarchie zu bemächtigen, folgte ein sächsischer Gau, der seit der Zerstörung des Thüringerreiches in Nordthüringen angesiedelt war, in der Stärke von 20000 Bewaffneten mit Weib und Kind. Das verlassene Gebiet gaben die Franken an „Schwaben und andere Stämme“. Diese Schwaben sind offenbar mit den um 534 unterworfenen Nordschwaben identisch, die also um 568 mit anderen — wohl ebenfalls ostelbischen — Stammesresten zusammen nach Nordthüringen verpflanzt wurden. Auch bei diesem Vorgang bleibt es unklar, ob er seine Wirkung bis nach Mecklenburg hinein erstreckt hat.

An direkten Nachrichten über die Ostseeküstengegend besitzen wir aus der ganzen Zeit nach dem Abzuge der Langobarden nur eine einzige, die leider ebenfalls mehrdeutig ist. Sie stammt aus dem Anfang des sechsten Jahrhunderts. Wie Procop, der Geschichtsschreiber der Gothenkriege, erzählt, faßte zur Zeit des Kaisers Anastasius — es muß ums Jahr 512 gewesen sein — eine Schar von Herulern, die in Pannonien von den Langobarden geschlagen waren, um nicht, wie andere ihrer Stammesgenossen ins römische Reich überzutreten und dort ihre Freiheit einzubüßen, den Beschluß, zu den alten Wohnsitzen ihres Stammes zurückzukehren. Unter Führung vieler Mitglieder der königlichen Familie zogen sie zuerst durch alle Länder der Slaven, dann durch weite, öde Strecken, bis sie zu den Warnen kamen. Dann wanderten sie noch durch das Land der Dänen. Am Ocean angelangt, gingen sie zu Schiff und fuhren nach Thule, wo sie blieben.

Dieses Thule ist, wie aus der folgenden ausführlichen Beschreibung hervorgeht, Scandinavien, und der Zug der Heruler ging vermutlich aus Ungarn über die Karpathen nach Galizien und Polen, wo zwischen Weichsel und Oder damals die slavischen Stämme vorwärts drängten, dann durch die Neumark und Mecklenburg nach Jütland, in dessen Norden damals schon die Dänen, ebenfalls Söhne Scandinaviens, saßen. Leider läßt Procop's Erzählung im Unklaren, ob Mecklenburg noch in die „weiten, öden Strecken“ miteinzubeziehen oder schon zu dem Reiche der Warnen zu rechnen ist, das ja auch auf Schleswig, die unmittelbare Nachbarschaft der Dänen, beschränkt gewesen sein könnte.

Wir wissen also nicht, wann die letzten Germanen Mecklenburg verlassen und wohin sie sich gewandt haben. Daß die Entleerung des Landes allmählich im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte vor sich gegangen ist, darauf führen die Bodenaltertümer, wie bereits oben gezeigt ist.

Eins aber ist aus jener Erzählung Procop's mit Sicherheit zu schließen: Wenden können die Heruler noch nicht in Mecklenburg vorgefunden haben. Gehörte es nicht mehr zum Warnenreich, so muß es

unbewohnt oder wenigstens so gut wie unbewohnt gewesen sein. War es damals noch bewohnt, so wird es um 568 geräumt sein, denn es liegt fast auf der Hand, daß die Verpflanzung der Nordschwaben auf das linke Elbufer mit dem Vordringen der Wenden in Zusammenhang gestanden hat, die also um dieselbe Zeit auch Mecklenburg werden betreten haben. Annähernd um 600 also wird die Besitzergreifung des Landes durch die Wenden vollendet gewesen sein. (Anmerkung 45.)

Neben den neuen Bewohnern können einzelne Germanen-Dörfer noch eine Zeit lang fortbestanden haben. Doch verloren diese bald ihre Nationalität und Sprache. Die Vermutung einzelner Forscher, daß sich durch alle Jahrhunderte der Wendenzeit germanische Bevölkerungsreste in den Ländern östlich der Elbe erhalten hätten, an die die spätere Germanisierung wieder hätte anknüpfen können, ist abzuweisen. Die germanische Periode unserer Landesgeschichte war also gegen Ende des sechsten Jahrhunderts beendet. Die germanischen Bewohner unseres Landes waren der großen Bewegung nach Süden und Westen, von der schon seit dem zweiten Jahrhundert die Germanen ergriffen wurden, gefolgt, ein Teil (die Semnonen) hatte sich in Süddeutschland niedergelassen, das früher von Kelten und Römern bewohnt gewesen war, ein anderer hatte in dem entvölkerten Mitteldeutschland die Lücken gefüllt; diese wechselten nur den Wohnort, behaupteten aber ihre Nationalität. Noch andere halfen an den Rheinmündungen, in Flandern, und wieder andere in England neue, verwandte Nationen begründen. Am weitesten in die Ferne führte ihr Geschick die Langobarden. Sie gewannen nach langem Hin- und Herziehen für ihre rauhe nordische Heimat keine geringere Beute als den Besitz des Heimatlandes der früheren Herren der Welt, Italiens. Dem entarteten Volke führten sie neues, frisches Blut zu, büßten aber, von der überlegenen Kultur der Besiegten überwunden, ihr eigenes Volkstum ein und verloren sich in der italienischen Nation. Der Name der Lombardei, wo sie am dichtesten saßen, erinnert noch an diese unsere italischen Landsleute. Die alte Heimat am nordischen Meeresstrande aber ging für sechs Jahrhunderte dem germanischen Volke verloren. (Anmerkung 46.)

Dritte Periode.

Die wendische Zeit.

Die Auswanderung der alten germanischen Bevölkerung führt auch nach Seite des archäologischen Bestandes zu einer so gänzlichen Umwandlung der bestehenden Verhältnisse, wie sie an keinem zweiten Punkte der gesamten Vorgeschichte bemerkbar ist. Es scheint fast, als wäre Mecklenburg Jahrhunderte lang ein menschenleeres Land gewesen, so völlig fehlen Funde, welche man in die ältere Zeit der Wendenherrschaft versetzen dürfte. Vielleicht füllt sich die Lücke noch einmal

etwas aus, aber auf ein lichtvolleres Bild einer höheren und nationalen Kultur werden wir verzichten müssen. Erst gegen die Scheide des Jahrtausends erhalten wir zeitlich bestimmbare Funde, und diese häufen sich nach dem Ende der Heidenzeit zu ziemlich stark, aber eine ärmliche Gleichförmigkeit ist ihnen stets eigen geblieben. Es ist merkwürdig, wie die engen Beziehungen, in denen wir die Wenden von ihrem ersten Eintritt in die beglaubigte Geschichte an mit ihren überseeischen Nachbarn, den Dänen, finden, so gar keinen Nachhall in den wendischen Altertümern gefunden haben und wie der reiche und höchst originale nordisch-germanische Stil der nachrömischen oder jüngeren Völkerwanderungs-Periode des Nordens (etwa 600 bis 800) ebenso wenig Spuren in unserem Lande zurückgelassen hat, wie der Stil der Wikingerzeit (800 bis 1000 etwa), in welcher doch Wenden und Nordmannen abwechselnd Mann gegen Mann und Schulter an Schulter fochten und gemeinsam raubten. An Stelle der Altertümer tritt allmählich die geschichtliche Überlieferung. Seit mit Karl dem Großen wieder eine starke Centralgewalt errichtet ist, welche ihren beherrschenden Einfluß auch auf die Außenländer, die in ihrem Schatten liegen, ausübt, werden auch die Wenden ein Faktor der fränkischen und später der deutschen Reichspolitik. Namen und Ereignisse werden nun immer zahlreicher überliefert, auch Charakterzüge des Volkes, welche den deutschen Berichterstattern auffallen, werden aufgezeichnet und so eine zusammenhängende Darstellung der Schicksale auch der mecklenburgischen Wenden ermöglicht. Freilich ist es fast ausschließlich eine Geschichte der auswärtigen Verhältnisse des Volkes; auf das innere Leben der Wenden fallen nur Streiflichter, und wir sind auf Schlüsse angewiesen, wobei den Bodenaltertümern eine entscheidende Rolle zufällt. So beruht die Geschichte der Wendenzeit im wesentlichen auf zwei sehr verschiedenen Quellen, den Berichten auswärtiger Annalisten oder Geschichtsschreiber und den Bodenaltertümern. Die Wendenzeit nimmt eine Doppelstellung zwischen Geschichte und Vorgeschichte ein, ein Verhältnis, dem auch unsere Darstellung Rechnung trägt, indem sie die Behandlung ihrer Altertümer mit der der andern vorgeschichtlichen Perioden verbindet, während die Darstellung der wendischen Kultur und Geschichte dem Geschichtsschreiber zufällt. (Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen Heft 2: Wagner, die Wendenzeit. 1899.)

Die allgemeinen geschichtlichen Verhältnisse der Wenden um das Jahr 780 ähneln in hohem Grade denen der Germanen zu Beginn unserer Zeitrechnung. Wie damals das Römerreich durch die Eroberung Galliens seine Machtstellung bis an den Rhein ausgedehnt hatte, so war jetzt nach der Eroberung Sachsens die Elbe der fränkische Grenzstrom geworden; wie die Germanen damals, so waren jetzt die Wenden Nachbarn eines an politischen Machtmitteln und Kultur im weitesten Sinne des Wortes weit überlegenen Weltreiches. Die Wirkung war aber eine grundverschiedene: die Germanen, im Besitz einer vielseitig entwickelten Gewerbethätigkeit, brachten diese unter römischem Einflusse, dem sie sich gern hingaben, und im Austausch mit den Römern (daß diese

nicht nur die gebenden waren, ist oben dargestellt) zu weiterer Blüte, die Wenden lehnten den deutschen, aber auch dänischen Einfluß ab, anscheinend mit wachsender Zähigkeit, und blieben so hinter der kulturellen Entwicklung jener Völker allseitig zurück. Aus unseren Altertümern der Wendenzeit spricht ein gut Teil slavischer Indolenz und Bedürfnislosigkeit, und sie tragen so auch zu der Erklärung des raschen und völligen Sieges des Deutschtums auf unserem Boden bei. Doch ist auch hier die oben wiederholt ausgesprochene Warnung vor einer Überschätzung der Sprache der Altertümer am Platze. Gerade in der Wendenzeit stellt unser archäologisches Material nur einen kleinen Bruchteil der Hinterlassenschaft dar; was in vergänglicheren Stoffen gearbeitet ist, ist natürlich vergangen; und gerade von den Wenden wissen wir, daß sie z. B. sehr geschickte Holzschneider gewesen sind, und es scheint auch das Textilgewerbe bei ihnen in höherer Blüte gestanden zu haben. — Stärker als zu den Deutschen sind die Beziehungen der Wenden zu ihren Landsleuten im Osten und mit diesen zu dem byzantinischen Reiche und den arabischen oder doch mohamedanischen Herrschaften in Vorderasien. Diese Richtung der Kultur ist ja nichts neues. Schon in der jüngeren römischen Periode ging der Kulturstrom, zu dessen Gebiete auch Mecklenburg gehörte, nach Südosten und berührte das römische Reich an der Donaumündung. Der „arabische“ Handel, auf den wir hier nicht näher eingehen können, folgt altgebahnten Wegen. Daß auch einzelne Züge des wendischen Kulturbildes auf weströmische Einflüsse zurückgehen, wird unten zu besprechen sein. — Bei der Behandlung der wendischen Altertümer folgen wir derselben Einteilung wie bei den früheren Perioden.

Die Gräber.

Altslavische Bestattungsweise war der Leichenbrand. Doch ist die Zahl der Grabfelder mit ausschließlichem Leichenbrande in dem ganzen ausgedehnten Slavenlande sehr gering. Der Grund liegt anscheinend in der Art, wie die Gebeine geborgen wurden. Die in der altgermanischen Zeit übliche Sitte der Beisetzung in Urnen auf einem gemeinfamen Begräbnisfelde scheint den Slaven fremd gewesen zu sein. Wir hören von Funden slavischer Graburnen, aber anscheinend standen diese Urnen ganz vereinzelt; im allgemeinen scheint man in älterer Zeit für die Bergung der Gebeine wenig Sorge getragen und sie auf der Leichenbrandstätte einfach verscharrt zu haben, nachdem man einige Beigaben, besonders Töpfe, nachgeworfen hatte. Brandstellen mit den unverkennbaren (s. u.) wendischen Scherben finden sich nun im Lande in größter Menge, aber die Entscheidung, ob sie die Reste von Wohngruben oder Gräber sind, ist schwer und nur bei genauester Berücksichtigung aller Einzelheiten, besonders dem Nachweis kalzinierter menschlicher Gebeine zu treffen. Ganz aufgegeben ist der Leichenbrand bis zu dem Ende der Heidenzeit nicht, auch auf wendischen Skelettgrabfeldern finden sich gesammelte zerbrannte Gebeine; gewöhnlich in größeren, großen Urnen beigelegt. Eine besser geformte Urne ist nur auf dem Grabfelde von Bobzin (bei Lübz) 1894 gefunden;

sie ist verschlossen mit einem kleinen gefalzten Deckel; die Stelle, wo der Deckel aufgesetzt werden soll, ist mit Strichen bezeichnet (Abb. 246).



Abb. 246

(Bei demselben Orte, aber in so großer Entfernung von der ersten, daß ein direkter Zusammenhang ausgeschlossen erscheint, ist schon früher eine sehr einfache Urne gefunden, Abb. 247, in der ein

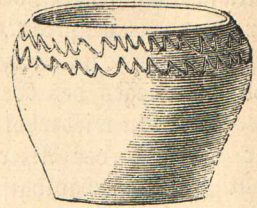


Abb. 247

kleiner Kamm lag und die demnach auch als Graburne gedient haben wird) — Aber diese Bestattungsart bildet die Ausnahme. Am Ende der Periode herrscht die Bestattung unverbrannter Leichen ganz allgemein und zwar auf Grabfeldern, die oft einen sehr bedeutenden Umfang einnehmen und deren Zusammenhang mit den in der Nähe gelegenen Burgwällen in mehreren Fällen wahrscheinlich ist (so bei Alt-Bartelsdorf bei Kostock, Gadebusch), Muchow bei Grabow, vielleicht auch Schwerin). Zu diesem Siege der Bestattungsart, den wir uns sicher als einen allmählichen vorzustellen haben, hat wohl der zunehmende Einfluß christlicher Sitte beigetragen. Die Grabfelder liegen durchgängig auf sandigen Kuppen, auffallend oft an Stellen, die schon von Grabfeldern einer früheren Periode eingenommen sind (so besonders bei Alt-Bartelsdorf, wo ein vorrömisches Urnenfeld, ein römisches Skelettgrab und wendische Gräber gesellt sind). Im einzelnen zeigen sich bei der Bestattung große Verschiedenheiten. Im allgemeinen aber liegen die Skelette nach Osten, in Reihen und ausgestreckt; doch finden sich auch andere Orientierungen, oft in buntestem Wechsel auf demselben Felde. Daß die Zusammengehörigkeit mehrerer Gräber auch äußerlich gekennzeichnet wäre, war sonst nicht beobachtet; erst neuerdings (September 1898) konnte Verfasser eine beachtenswerte Anlage der Art freilegen. Bei Gadebusch fand sich auf einem Grabfelde ein rundlicher Raum von $5\frac{1}{2}$ bis 7 Meter Durchmesser durch größere Steine abgegrenzt; innerhalb dieses Raumes lagen auf erhöhtem Steinlager und ungewöhnlich sorgsam durch seitliche Steinschichtungen geschützt neben einander zwei Skelette mit den üblichen Beigaben (Messer und Schläfenring), zwischen dem Steinlager und den Umfassungssteinen regellos eine größere Anzahl (mindestens 8) Leichen ohne jede Beigaben; also offenbar zwei bevorrechtigte Persönlichkeiten mit ihren Untergebenen. — Die Tiefenlage ist sehr verschieden, erreicht aber die in christlicher Zeit übliche Tiefe nie; oft sind die Leichen durch Steine in ihrer Lage gehalten, besonders der Kopf, auch auf der Brust und den Beinen finden sich gelegentlich Steine; Steinpackungen aber fehlen. Ob wirklich Säрге schon zur Anwendung gekommen sind, ist doch noch zweifelhaft, eiserne Nägel kommen oft vor, aber innerhalb des einzelnen Grabes in zu geringer Anzahl, als daß sie allein beweisend sein könnten, auch Holzspuren habe ich stets nur in geringer Menge gefunden; in dem Schweriner Grabfelde vom Ende der Heidenzeit lag eine starke eichene Bohle über dem Beerdigten. Der Tote wurde bestattet mit seiner Aus-

rüstung; was an Beigaben gefunden wird, liegt an seinem Orte. Aber es ist nicht viel. Der häufigste wendische Gegenstand ist der „Schläfering“ (s. u.), der auf unserem Boden höchstens in zwei Exemplaren an einer Leiche gefunden ist, und zwar dann übereinander liegend, sodann kommt das dolchartige Messer mit lederner Scheide und bronzenem Beschlage, an einer Seite an einem ledernen Gürtel getragen; eine Gürtelschließe ist mehrmals beobachtet, vereinzelt Fingerringe, ein Halsring (s. u.), eine scheibenförmige Spange auf der Schulter, eine kleine Wage und einmal eine goldene Münze, welche durch Öse und Ring zu einem Schmuckstück gestaltet war (s. umstehend); auch Silbermünzen gehören zu der Ausfattung, sie finden sich am Messer, anscheinend in einer kleinen, an der ledernen Scheide angebrachten Tasche. Auch Reste von Thongefäßen liegen in den Gräbern, zum Teil sicher als Scherben nachgeworfen bei Zuschüttung des Grabes, zum Teil wohl auch von Gefäßen, die mit Speise und Trank beigegeben wurden.

Die Zahl unserer Wendengräber ist eine ungemein große; aber die Kenntnis der meisten entstammt erst der letzten Zeit. Bei der Auffindung hält man sie gewöhnlich für Gräber aus Kriegszeiten, wofür die etwas regellose Anlage zu sprechen scheint, und nennt sie Schweden-, „Moskowiter“, Franzosengräber; die spärlichen Beigaben laden nicht zu genauerer Untersuchung ein. Das erste und bisher größte Feld der Art wurde 1862 bei Alt-Bartelsdorf bei Rostock entdeckt und ist noch jetzt nicht erschöpft; leider brachte der Umstand, daß auf derselben Anhöhe, wie das Skelettgräberfeld auch ein vorrömisches Urnenfeld liegt, arge Verwirrung. Sodann hat Verfasser bei Zehlendorf bei Güstrow), Bobzin (bei Lübz) und Gamehl (bei Bismar) derartige Gräber ausgebeutet und an anderen Stellen, so bei Roggendorf (bei Grevesmühlen), Gadebusch, Schwerin, Muchow (bei Grabow), Prisanewitz-Scharstorf (bei Schwaan) sie nachweisen können; überall handelt es sich anscheinend um ausgedehntere Grabfelder. — Ein Unterschied in der Ausstattung zwischen den Feldern tritt kaum hervor, an Zahl scheint der Osten (das Wilzenland) reicher zu sein als der Westen (das Obotritenland), doch mag das auf Zufälligkeiten der Beobachtung beruhen. — Von besonderer Bedeutung hat sich das Grabfeld von Gamehl erwiesen. Nicht nur gab es einige alleinstehende Stücke (s. u.), sondern auch Münzen, die eine genauere Datierung ermöglichen. Es fanden sich nämlich dort drei Silbermünzen, zwei Nachbildungen von Kölner Denaren, wie sie im elften und zwölften Jahrhundert bis auf Heinrich den Löwen in den Ostseeländern in Umlauf gewesen sind, und ein Bardowieker Denar aus der Zeit Heinrichs des Löwen. Damit ist eine ziemlich genaue zeitliche Bestimmung gegeben, indem das Grabfeld in die letzte Zeit der wendischen Periode, die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts fallen muß. Da die andern Grabfelder in Anlage und Ausstattung mit diesem übereinstimmen, werden wir auch sie in die letzte Periode der Wendenzeit (etwa 1000 bis 1200) setzen dürfen, womit die datierbaren Funde in andern Ländern, besonders auch in dem an slavischen Gräbern reichen Böhmen wohl übereinstimmen. Die Gamehler Gräber sind aber noch durch einen andern Umstand bemerkenswert; sie gehören unverkennbar einer Bevölkerung an,

die schon christlich ist, aber mit dem alten Brauche der Totenausstattung noch nicht gebrochen hat: einer besonders reich ausgestatteten Leiche war das schon oben erwähnte Schmuckstück in den Mund gelegt (Abb. 248);

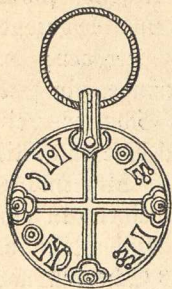


Abb. 248.

es ist eine einseitig geschlagene Münze (Brakteat), deren Münzzeichen ein Kreuz ist und welche eine offenbar unverständene Umschrift trägt, eine Nachbildung eines angelsächsischen Münztypus, wahrscheinlich aus der Zeit des unglücklichen Königs Ethelred II. (978—1016), welcher den Dänen, mit denen in jener Zeit die Wenden eng verbunden erscheinen, zinsbar wurde und von dem zahlreiche Münzen auf slavischem Boden gefunden sind. Eine kleine bronzene Öse und eine Nadel auf der Rückseite gestatten die „Münze“ auch als Broche oder Anhängsel zu tragen. Daß man aber dem Toten ein Kreuzesbild in die Mundhöhle legte, sollte offenbar sein Christentum kennzeichnen. Ebenso deutlich ist dieses Streben erkennbar an einem zweiten Leichnam, der auf der linken Schulter eine Scheibensibel zum Zusammenhalten des Mantels trug (Abb. 249), eine Bronzeplatte, auf der eine Silberblechscheibe befestigt war, die in eingestanzter Arbeit romanischen Stils eine flacherhabene Darstellung des sitzenden Christus in einem Vierpaß enthält, umgeben von drachenartigen Flügelgestalten mit rückwärts gewandtem Kopfe und langem Schweif. — In die letzte Zeit der Wendenherrschaft gehört auch ein Grabfeld, welches in der Stadt Schwerin hinter dem Stadthause 1892 angeschnitten wurde, offenbar die Stelle eines schon 1186 urkundlich als vetus cimeterium erwähnten Grabfeldes christlicher Wenden; Beigaben sind hier allerdings gar nicht gefunden. (Anmerkung 47.)

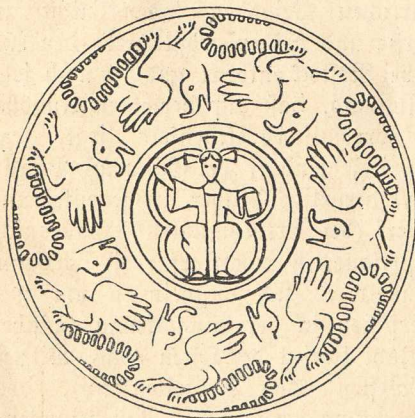


Abb. 249.

hier allerdings gar nicht gefunden.

Burgwälle und Wohnplätze.

Stattlicher und augenfälliger als die Gräber ist eine zweite Gruppe von Anlagen aus der Wendenzeit, welche dauernde Denkmäler derselben geworden sind, die Burgwälle. An die wendischen Burgwälle knüpft sich nicht nur ein großer und besonders merkwürdiger Teil der ältesten Landesgeschichte, — der Burgwall von Schwerin trägt mindestens seit Beginn unseres Jahrtausends den hervorragendsten Fürstensitz des Landes, nach dem von Mecklenburg („Wiligrad“) hat das Land seinen Namen, gegen den von Fleßenow („Dobin“) richtet sich der Kreuzzug des Jahres

1147, und bei Werle fiel Niklot 1160 —, sondern es sind auch großartige, zum Teil noch heute monumental wirkende Bauten. — Die große Mehrzahl unserer Burgwälle hat eine verwandte Lage. Ihr Schutz besteht in der Unwegsamkeit ihrer Umgebung; sie liegen auf Inseln, seien es natürliche oder mit Benutzung von Untiefen künstlich durch

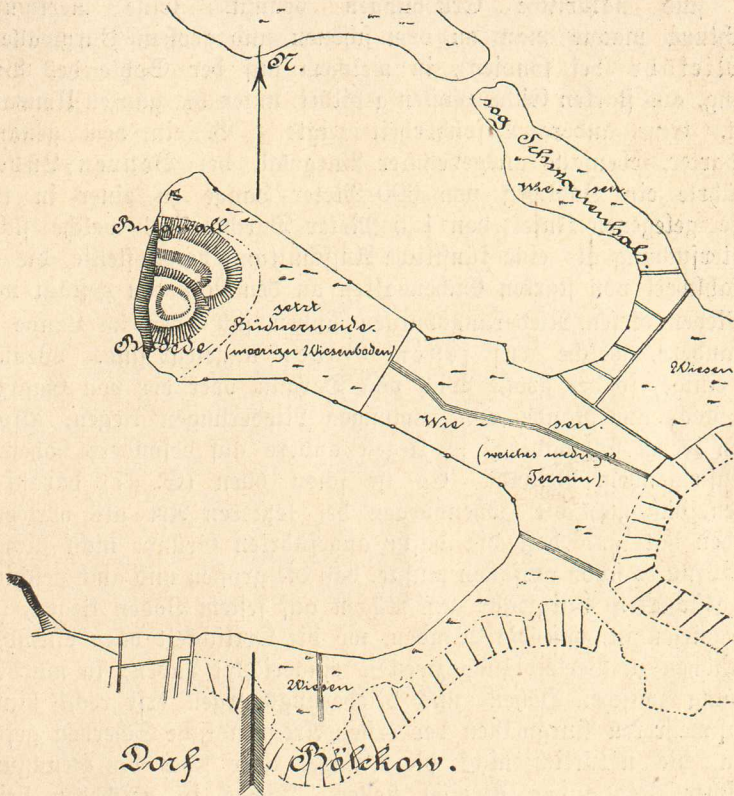
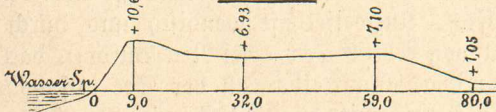


Abb. 250A.

Schnitt



Querschnitt

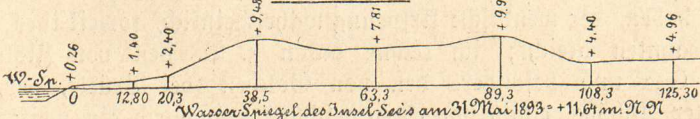


Abb. 250B.

Packbauten geschaffene in Seen oder doch auf sumpfigem Gelände, mit dem Festlande durch einen Bohlweg verbunden. Der Eingang ist meist noch jetzt deutlich erkennbar. Ein typisches Bild der Lage eines Burgwalles giebt beistehender Situationsplan (Abb. 250A) und Durchschnitt (Abb. 250B) des schönen Burgwalles von Bölschow (bei Güstrow), in dem

man mit gutem Grunde die Gauburg des Landes Bisbede gesehen hat. Der Querschnitt zeigt die stets wiederkehrende Form, Wälle mit steilerem Abfall nach außen, schwächerem nach innen, wo ein flacher Kessel entsteht. Sehr häufig sind niedrige Vorburgen, die sich an die Hauptburg anlehnen. Der Wall von Bölkow scheint ganz aufgetragen zu sein, in anderen Fällen sind natürliche Erhöhungen benutzt. Eine merkwürdige Beobachtung machte man an dem schönen und großen Burgwall von Neu-Nieföhr (bei Gnoien), in welchem auf der Sohle des Walles ein Gang, aus starken Eichenpfosten gebildet, unter der ganzen Umwallung hingehet. Eine andere Besonderheit zeigte z. B. ein dem genannten benachbarter, ebenfalls ausgedehnter Burgwall bei Behren-Lübchin; hier führte ein Bohlweg von 600 Meter Länge zu einer in tiefem Sumpfe gelegenen Insel von 125 Meter Durchmesser, welche sich bei der Untersuchung als eine künstliche Aufschüttung herausstellte, die durch ein Pfahlwerk von starken Eichenbalken an den Rändern gestützt wurde.

Neben diesen Niederungsburgen finden sich aber im Lande zahlreiche andere, welche auf festem Boden angelegt sind. Wenn von diesen einige, so der große Wall von Dargun oder der von Gaarz (bei Plau) doch am Rande von sumpfigen Niederungen liegen, also der üblichen Form sich nähern, so liegen andere auf besonders hohem und steil ansteigendem Gelände. Es ist schon oben (S. 47) darauf hingewiesen, daß man die Höhenburgen der letzteren Art als vorwendisch angesehen hat und daß die dafür angeführten Gründe nicht stichhaltig sind. Wenn es schon auffallen mußte, daß die großen und auch geschichtlich völlig gesicherten Burgwälle auf Rügen auf festem Boden liegen, womit doch bewiesen ist, daß die Wenden, wo die Ortschaft dazu einlud, sehr wohl Höhen zu Verteidigungszwecken eingerichtet haben, so wurde jene Scheidung zwischen Höhen- und Niederungsburgen erst recht hinfällig, als auf mehreren Burgwällen der ersten Art wendische Scherben gefunden wurden, die natürlich nicht die Anlage, aber doch die Benutzung in wendischer Zeit außer Zweifel stellen. Dieses ist geschehen bei den Burgwällen von Schulenberg (bei Sülze) und Liepen (bei Tessin), beides hervorragende Wälle am Thale der Recknitz, aber auf verschiedenen Seiten des Flusses. Unzweifelhaft wendisch und durch Funde gesichert ist auch der Wall von Alt-Gaarz (bei Neu-Bufow), das mecklenburgische Gegenstück zu Arcona, unmittelbar an der See auf hohem Ufer gelegen. Alle diese Wälle stehen mit dem Wasser in Verbindung. Nach diesen Erfahrungen wird auch für andere Hochwälle, die bisher keine Funde ergeben haben, der wendische Ursprung wahrscheinlich, soweit ihre Anlage den erwähnten gleicht; ich rechne dahin z. B. den von Zislow am Plauer See und besonders den von Golchen (bei Brüel), der, selbst auf steiler Anhöhe, rings von Seen geschützt und durch ein weites Flußthal und stark hügeliges Gelände von der Außenwelt abgeschnitten, wie keine zweite dem Verfasser bekannte Stelle zu dem Bilde einer wendischen Tempelburg paßt, welches man nach den Berichten der Geschichtsschreiber sich zu machen geneigt ist. — Weiter mag ich zur Zeit noch nicht gehen und lasse die Frage offen, ob auch Umwallungen wie die der Hohen Burg hierher zu rechnen sind. Ohne entscheidende Funde ist da nicht einmal eine Wahrscheinlichkeit zu erzielen.

Auf den Burgwällen trifft man auf Spuren der Bewohnung auf Schritt und Tritt; eine beträchtliche Humusschicht, durchsetzt mit Tierknochen, Scherben, Gebrauchsgegenständen, wie Äxten, Messern, Kesselhaken, Spindelsteinen, gelegentlich auch einigen Schmucksachen, alles verworfenen oder verlorenen Dingen, bedeckt die Oberfläche und zeugt von einer starken Besiedelung; Waffen fehlen bei uns fast ganz. Auch Wohngruben werden bei einer Untersuchung leicht aufgedeckt; sie liegen gewöhnlich an der inneren Wallböschung. In einigen Fällen diente der Wall auch als Grabstätte, wie Skelettfunde beweisen. Die Wallkrone haben wir im Kriegsfalle mit einem Zaune oder Pallisaden verschanzt zu denken, doch ist davon ebenso wenig etwas erhalten geblieben, wie von etwaigen größeren Bauanlagen, was ja leicht begreiflich ist, da jede Form des Steinbaues den Wenden unbekannt war, die Bauten also höchstens aus Holz bestanden.

Die Bedeutung der mecklenburgischen Burgwälle kann keinem Zweifel unterliegen. Es sind die festen Punkte des Landes, und als solche die Stütze der Landesherrschaft und Zufluchtsorte der Bevölkerung; zum Teil mögen sie auch, wie für die Rügenischen Wälle von Augenzeugen bekräftigt ist, als Tempelstätten gedient haben. Sehr wahrscheinlich wird jeder Gau (terra, Burgward) seinen Haupt-Burgwall gehabt haben, im Bedürfnisfalle auch mehrere. (So liegen nahe bei Schwerin, einer alten Hauptburg, ausgedehnte Wälle bei Wittensförden und Lankow.) Je stärker die Centralgewalt war, desto mehr konnten die Burgwälle, die ursprünglich wohl Anlagen eines einzelnen Gaus waren, zu einem System von Mitteln zur Landesverteidigung vereinigt werden. Eine erschöpfende Behandlung dieser Verhältnisse ist hier nicht am Platze. Diese würde uns tiefer in die Geschichte hineinführen, als es der Zweck dieser Betrachtung gestattet; auch steht unsere Burgwallforschung noch ganz in den Anfängen, planmäßige Aufnahmen oder archäologische Untersuchungen, wie sie zu einer genauen zeitlichen Begrenzung erforderlich sind, fehlen noch fast ganz. Aber einige feste Züge treten jetzt schon hervor: ich zähle 135 Anlagen, deren wendischer Ursprung gesichert oder wahrscheinlich ist; von diesen liegen 83 östlich der Linie Brunshaupten—Warin—Plauer See, welche als alte Landesgrenze zwischen Obotriten und Wilzen aufzufassen ist (s. Heft 2, S. 3), im Rizinerlande allein 23, in Circipanien 28. Das ist kein Zufall, sondern ein Ausdruck der unruhigen Verhältnisse im Lande der Wilzen, welche unter einander und mit ihren Nachbarn im ständigen Kriege lagen, während der westliche Landesteil unter den Obotritenfürsten eine stärkere Regierungsgewalt und friedlichere Allgemeinzustände zeigt. Daß die Burgwälle unter Umständen eine gemeinsame Verteidigungslinie bildeten, ist aus dem letzten Freiheitskampfe unter Niklot bezeugt; die Burgwälle von Schwerin (am Südennde des großen Sees) und Dobin (an dessen Nordende), von Mecklenburg und Flow, deren Lage vollständig sicher ist, bildeten mit dem Schweriner See und seinem südlichen Entwässerungsthale ein sehr starkes Verteidigungsmittel, welches auch in dem schon genannten Burgwalle von Alt-Gaarz seinen Anschluß an die See fand. Eine ähnliche Kette von Burgwällen, wie hier durch das Obotritenland, läuft nun die Warnow entlang durch

das Land der Riziner, Gr.-Görnow, Githof, Bükow, Werle, Reez, Reffin, Rostock, Dierkow, Teutenwinkel; eine andere durch das Land der Warnower, Wendorf, Weberin, Crivitz, Friedrichsruhe; ferner eine durch das Tollenferland, Wolde, Rastorf, Mölln, Gr. Helle, Lapid, Penzlin (2 Wälle), Werder (2 Wälle); hier häufen sich die Burgwälle so wie an keiner zweiten Stelle des Landes, was wohl begreiflich ist, da hinter dieser Linie Rethra lag, der (bis zur Gegenwart) vielumkämpfte Kultmittelpunkt der Wenden. — So können wir bei verschiedenen wendischen Stämmen Linien von Burgwällen in der Mitte des Landes verfolgen, die mit einander in Verbindung gestanden haben werden; eine Anzahl anderer liegen an den zu vermutenden Grenzstrichen, so die Wälle an der Recknitz zwischen Rizinern und Circipanern, an der Elbe von Parchim bis Plau an der allerdings sehr fraglichen Grenze zwischen Warnowern und Linonen. Doch bleiben hier noch viele dunkle Punkte. —

Wir halten den vorwiegend strategischen Charakter der Burgwälle für unbestreitbar. Das schließt natürlich nicht aus, daß einige auch als „Tempelburgen“ gedient haben mögen. Daß die festesten Punkte und Zufluchtsstätten eines Landes auch zur Sicherung des höchsten Gutes des Volkes, seiner Götterbilder und Symbole benützt werden, liegt ja in der Natur der Sache, Akropolis und Capitol sind Festungen und Tempelstätten zugleich. Aber bezeugt ist es für keinen unserer Burgwälle, nicht einmal für den oft in diesem Sinne herangezogenen von Wustrów auf dem Fischlande, welcher bei seiner ältesten Erwähnung (1313) swante Wustrow genannt wird und wo eine christliche Kirche auf dem alten Walle sich befindet, denn der Name bedeutet „heilige Insel“, sagt also über die Bedeutung des Walles gar nichts; nur daß dieser zum Schutze eines geheiligten Bezirkes diente, wird durch den Namen und die Lage wahrscheinlich. Als Vermutung nur sei ausgesprochen, ob die Umwallungen auf Höhen Kultstätten zum Schutze dienten; daß die Slaven Höhendienst trieben, ist bezeugt. — Mit größerer Sicherheit sehen wir sakrale Anlagen in Packbauinseln, wie die oben erwähnte Anlage von Behren-Lübchin es ist, jedenfalls giebt diese Auffassung die einfachste Erklärung für die durch unwegsame Brüche und den vorliegenden Burgwall ungemein geschützte Lage der Insel; daß auf ihr eine einfache, geschnitzte Holzfigur, die wohl als Thürpfosten diente, gefunden ist und die Volksfage, die sonst mit der goldenen Wiege, Krone, Kanne arbeitet, hier ein goldenes Kalb verborgen sein läßt, mag wenigstens erwähnt werden. Durch die Analogie der Behren-Lübchiner Anlage fällt auch Licht auf einige geschichtliche Nachrichten: so eroberte das Kreuzheer unter Albrecht dem Bären 1147 die Burg Malchow und verbrannte einen vor ihr liegenden Tempel, und auch in der Beschreibung von Rethra wird zwischen der Stadt oder Burg (civitas) und dem schwer zugänglichen Tempel (sanum) geschieden, eine Nachricht, welcher übrigens der Befund bei und auf der Fischerinsel bei Wustrów an der Tollense, welcher Ort für Rethra mit besonderem Nachdruck in Vorschlag gebracht ist, durchaus entspricht.

Soweit die Burgwälle. Über die wendische Art zu wohnen sind wir durch zahlreiche Funde unterrichtet. Reste der wendischen

Besiedelung trifft man im Lande in größter Menge. Dahin gehören die Packbauten, Wohnstellen im Wasser, im Charakter der oben beschriebenen Insel; es sind schwerlich gewöhnliche Wohnungen, sondern Zufluchtsstätten, also Burgwälle im kleinen; ein besonders ergiebiger ist bei Dummerstorf (bei Rostock) ausgebeutet. Die gewöhnliche wendische Siedelungsart war die in Wohngruben. Tiefe und Ausdehnung derselben ist sehr verschieden, oft sind es nur einfache Feuerstellen von geringer Ausmessung, die umfangreichsten halten etwa fünf Meter im Durchmesser; die Form ist rund oder oval, vierseitige sind z. B. bei Finkenthal (bei Gnoien) in größerer Zahl aufgedeckt. Der Boden, 40 Centimeter bis 2 Meter unter der jetzigen Oberfläche, ist mit einem Pflaster von kleineren Steinen ausgelegt, die im Gegensatz zu den Steinpflastern der früheren Perioden zerschlagen und scharfkantig sind; auf ihnen liegt Asche, Kohle, zerschlagene Tierknochen, kleinere Wirtschaftsgegenstände, besonders aber Scherben u. s. w., oft in einer Stärke von 1 Meter; nach außen war die Wohngrube mit einer Wand aus Flechtwerk, deren Lehmewurf oft erhalten ist, abgeschlossen. Solche Wohngruben finden sich oft in bedeutender Anzahl neben einander, meist auf flacheren Anhöhen in der Nähe von Wasserläufen oder Seen, und geben ein Bild einer wendischen Dorfschaft. In mehreren Fällen, so bei Groß-Nieföhr (bei, Gnoien) und Zehlendorf (bei Güstrow) lagen sie so nahe an Skelettgräbern, daß ihre Zusammengehörigkeit sicher ist. Oft heißen die Stellen, wo solche Wohngruben gefunden werden, noch heute „Dorfsstätten“, ein Beweis für eine fortlaufende Tradition (Anmerkung 48).

Die wendischen Gerätfornen.

Waffenfunde sind, wie erwähnt, sehr selten; sie fehlen in den Gräbern ganz, aber auch auf Burgwällen oder Wohnplätzen kommt nur ganz vereinzelt ein Stück vor. So besitzt unsere Sammlung kein wendisches Schwert, wohl aber ist in das Berliner Völkermuseum ein Schwert gekommen, welches bei Wolkow (bei Dargun) nahe der Pommerischen Grenze mit verschiedenen Äxten und Messern aus der Peene ausgebaggert ist, wohl ein Überbleibsel der Kämpfe zwischen Dänen und Circipanern, die am Ende des zwölften Jahrhunderts in jener Gegend stattfanden. Die starke Klinge mit breiter Parierstange und dreieckigem Knauf zeigt die Form der Wikingerschwerter, die aber nach Ausweis einiger altslavischer Bildwerke auch in den Wendeländern im Gebrauch war (Abb. 251). Lanzenspitzen mit schmalem Blatt und langer Tülle, auch Sporen mit halbrundem Bügel und Stachel hat eine Insel im Lapißer See, der Heuwerder bei Puchow, ergeben neben zahlreichen Scherben aus der letzten Heidenzeit; anscheinend handelt es sich hier um eine kürzere Zeit besetzt gehaltene militärische Station zwischen den oben aufgezählten Burgwällen der Penzliner Gegend. Hufeisen fanden sich auf dem Burgwalle von Neu-Nieföhr, ebenda Äxte mit geradem Rücken und nach unten verlängerter Schneide, die aber schwerlich als Waffen gedient haben, sondern wohl Handwerksgerät sind. — Desto häufiger sind die Messer, welche zu der

stehenden Ausstattung der Männer gehören und gewöhnlich an der linken Seite liegen; ihre Form zeigt beistehende Abb. 252, gelegentlich erreichen



Abb. 251.

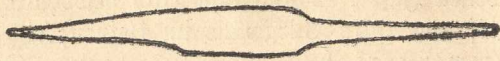


Abb. 252.

sie eine dolchartige Größe; sie wurden offenbar am Gürtel hängend getragen, die lederne Scheide mit kleinen bronzenen Ösen und bronzenem Endbeschlage ist oft erhalten; neben dem Messer liegt oft ein kleiner, länglich vierseitiger Rahmen aus Eisen, ein Gerät zum Messerschärfen oder zum Feueranschlagen, vielleicht zu beidem. Der Gürtel wird vorn durch einen kleinen Gürtelhaken aus Bronze gehalten, der oft mit Linien in Tremolierstich verziert ist, wie an beistehendem Stücke von einer Grabstätte bei Alt-Bukow (Abb. 253). Von sonstigen Schmucksachen ist das bei weitem hervorragendste der Schläfenring, ein echt slavisches Zierstück, ein Ring, dessen eines Ende glatt abschneidet, während das andere zu einer Öse umgebogen ist; getragen wurde dieser Ring am Kopfe und zwar an einem Bande, welches durch die Öse gezogen wurde; bis acht Stück sind bei einer Leiche gefunden; die Form ist stets dieselbe, die Größe und Herstellung aber sehr verschieden; wir haben kleine aus massiver Bronze von 1 Centimeter und große aus Bronzeblech bis zu 6 Centimeter Durchmesser; die Mehrzahl ist aus Bronze, doch kommen sie auch in Silber vor oder die Bronze wird überfübert; die größeren zeigen einfache Strich- und Punktverzierungen; s. Abb. 254 bis 256. Der Form nach verwandt

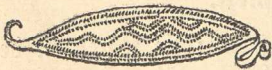


Abb. 253.

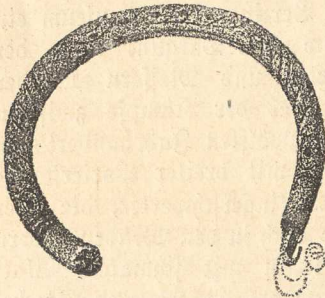


Abb. 254.

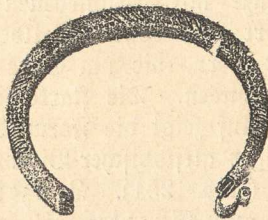


Abb. 255.



Abb. 256.

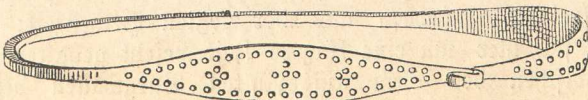


Abb. 257.

ist ein Halschmuck von Silber in beistehender Form (Abb. 257); das abgebildete Stück entstammt dem Grabfelde von Alt-Bartelsdorf;

ein anderes Schmuckstück aus gedrehten Silberfäden mit Schließplatte, das als Hals- oder Armring getragen sein kann, zeigt Abb. 258 nach einem Silberfunde aus der Gegend von Schwerin. Fingerringe mit spitzigen Enden kommen in Silber (massiv oder aus Fäden gewunden, so Abb. 259, von Schwerin) oder Bronze vor.

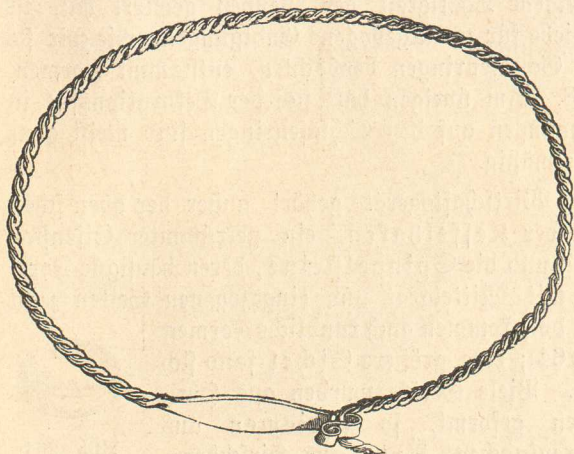


Abb. 258.



Abb. 259.

Mit den gedrehten Ringen sind wir schon in eine Gruppe von Altsachen eingetreten, welche für die Wendenzeit besonders eigenartig sind, den „arabischen“ Silberfaden. So nennen wir sie nach dem Volke, welches im Orient damals die herrschende Stellung einnahm, ohne über ihre Heimat vorläufig etwas genaueres sagen zu wollen, als daß sie im fremden Südosten liegt. Zu der Entscheidung der nicht nur für die Altertumsfunde hochinteressanten Frage, wie weit nordisch-klassische (oströmische) und altorientalische Elemente in ihnen enthalten sind, können wir nicht beitragen. Unser Boden liegt an der Westgrenze ihres Ver-

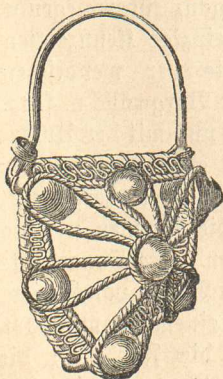


Abb. 260.

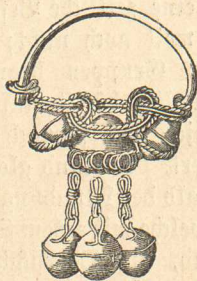


Abb 261.



Abb. 262.

breitungsgebiets, welches vom mittleren Rußland bis an die Elbe sich erstreckt und nach Scandinavien, ja Großbritannien hinübergreift. In diesen Silberfunden, den sog. „Hack Silberfunden“, von denen unser Boden wenigstens einen größeren, den von Schwaan, ergeben hat, finden

sich zerhackte Stücke von Ringen und Hängeschmuck in gewundenem Silberdraht, in Filigran- oder geförnter Arbeit; auch vollständige Stücke sind ab und zu gefunden, so die oben abgebildeten geflochtenen Ringe und die umstehenden Ohrgehänge (Abb. 260, von Schmerin, Abb. 261, von Remlin) und Perlen (Abb. 262 von Schwerin). Daß dieser Schmuck in hohem Grade auf die eigene Thätigkeit der Wenden gewirkt hat, ist unverkennbar. Die Vorliebe für zurückgebogene Endigungen, wie wir sie an den Gürtelhaken und Schläfenringen beobachten, entstammt Formen, wie dem Ringe Abb. 258. Im übrigen hält sich der Dekorationsstil in engen Grenzen, die Zeichnungen auf den Schläfenringen sind meist ganz primitiv und recht unregelmäßig.

Zu dem Haus- und Wirtschaftsgerät gehört außer der oben schon genannten Art besonders der Kesselhaken, ein gekrümmter Eisenstab gewöhnlich mit Hängering und die Spindelsteine, deren häufigste Form eine scharfe Profilierung mit Mittelgrat und eingezogenen Seiten zeigt



Abb. 263.

(Abb. 263), doch kommen auch rundliche Formen vor (Abb. 264); eine größere Sichel fand sich bei Buchow. Viele Geräte wurden aus Horn und Knochen geformt, so Pfriemen aus einem Röhrenknochen, Arte aus Hirschhorn,

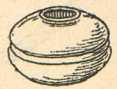


Abb. 264.

besonders aber längliche, schmale Kämme aus einem in der Länge durchschnittenen, größeren Knochen (Abb. 265; gefunden in Schwerin auf der Stelle des alten Bischofssizes, des jetzigen Postgebäudes).

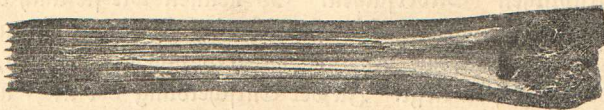


Abb. 265.

Eine besondere Aufmerksamkeit erfordert die wendische Keramik, allein schon weil Scherben von Thongefäßen das ganz überwiegende Material an den meisten Fundplätzen und oft das einzige Kennzeichen ihres wendischen Ursprungs bilden. Eine Geschichte der wendischen Keramik würde zugleich eine zeitliche Bestimmung der Burgwälle u. s. w. geben, doch sind wir so weit noch nicht; wir müssen uns mit der Unterscheidung einiger großer Gruppen begnügen. Die eine Gruppe der wendischen Gefäße ist nämlich höchst einfach, mit Handarbeit hergestellt, die Wandung ziemlich dick und schwach gebrannt, die Formen niedrig und ganz einfach profiliert, der Rand glatt abschneidend, die Ornamente bestehen aus einem unterhalb der Mündung umlaufenden Bande von Linien, besonders Wellenlinien, welche mit einem Stäbchen oder einem kammartigen Instrumente gezogen sind, die Oberfläche ist rauh, die Farbe ist die rotbraune des Thones oder überwiegend grau. Ein Vertreter ist das oben S. 156 Abb. 247 gegebene ältere Bobziner Gefäß. Die andere Gruppe zeigt saubere Drehscheibearbeit, scharfen Brand, höhere, schlanke Formen, umgebogenen Rand, unter den Ornamenten, die über den ganzen Gefäßkörper verteilt sind, überwiegen die Kehlstreifen (Horizontalfiefeln), daneben aber finden sich Wellenlinien, erhöhte Bänder, Tupfen,

auch mit einem Stempel eingedrückte Verzierungen, der Boden hat oft ein Zeichen, in dem man eine Marke des Verfertigers sehen darf, auch die Farbe ist sorgsamer behandelt, hellrot bis dunkelbraun; die Wandung ist rauh; häufig ein Deckel mit Falz; Henkel finden sich in beiden Gruppen nur ganz vereinzelt. Zu der zweiten Gruppe gehört das zweite Gefäß von Bobzin (S. 156 Abb. 246). An datierbaren Gefäßen besitzen wir

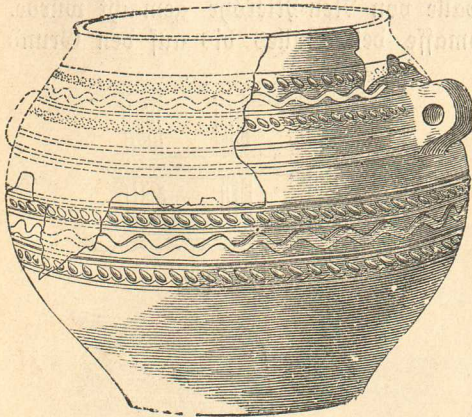


Abb. 266.

nur eins, die Urne, in der der Münzfund von Schwaan geborgen ist und die durch diesen auf die Zeit um 1030 bestimmt ist. Das interessante Gefäß (Abb. 266) zeigt bedeutende Abweichungen von der Masse der andern; so besitzt es einen Henkel und die Oberfläche ist glänzend schwarzbraun gehalten. Die häufigsten Ornamente mögen beistehende Abbildungen zeigen: 267—269 die Wellenlinie älterer Form, darunter, was ziemlich selten ist, eine vertikale, 270 ein

Band von sich verschlingenden Wellenlinien, 271 die Vereinigung von Wellenlinie und Strichverzierung, 272 und 273 einfachere Strich-

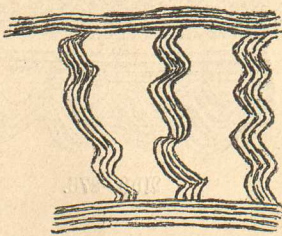


Abb. 267

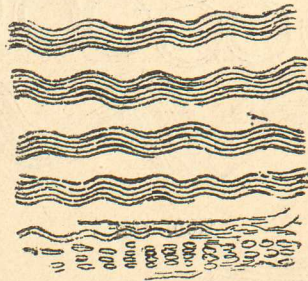


Abb. 268.

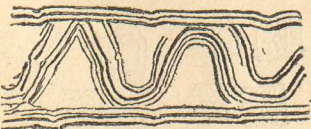


Abb. 269.



Abb. 270.

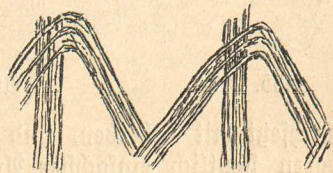


Abb. 271.

verzierungen; 274—276 zeigen zusammengesetztere Formen im jüngeren Charakter, 277—279 Stempelverzierungen, 280—283 erhöhte Bodenzeichen. Thongefäße anderer Art, wie Krüge, Schalen, Becher fehlen fast ganz; merkwürdig ist ein an beiden Seiten offenes, annähernd trichterartiges

Gefäß mit durchlochtester Wandung, welches wohl zum Pressen von Früchten oder bei der Milchwirtschaft diente (Abb. 284).

Ob die beiden oben charakterisierten Gruppen nur einen Qualitätsunterschied oder auch einen zeitlichen ausdrücken, ist noch streitig. Ich neige zu der letzteren Annahme, gestützt auf einige Fundstellen, auf denen sich ausschließlich die eine oder die andere fand und auf eine Beobachtung, die an dem Burgwalle von Neu-Nieföhr gemacht wurde. Dort fand sich nämlich die Erdmasse des Walles bis auf den Grund

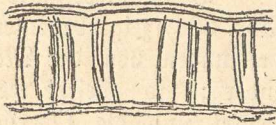


Abb. 272.

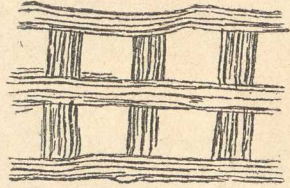


Abb. 273.

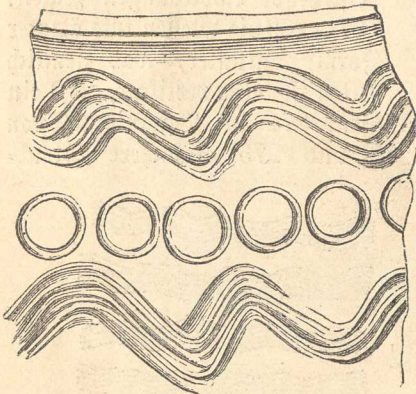


Abb. 275.

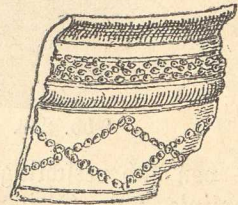


Abb. 274.

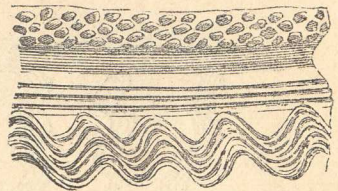


Abb. 276.

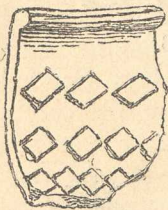


Abb. 277.

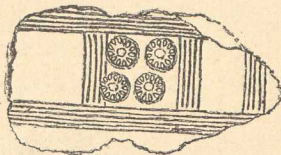


Abb. 278.

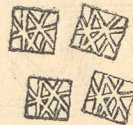


Abb. 279.

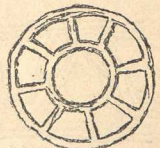


Abb. 280.

durchsetzt mit Scherben, und diese dem ältesten Auftrage angehörenden waren sämtlich einfachster Art, während die in den Wohngruben der Oberfläche, also der jüngsten Schicht, gefundenen der anderen Gruppe angehörten. Haben also die Wenden die Kenntnis der Drehscheibe und der künstlicheren Gefäßformen mitgebracht (und da römische Anklänge unverkennbar sind, ist das wahrscheinlich), so ist jedenfalls der allgemeine Gebrauch der Drehscheibe, der sorgsame Brand, überhaupt die bessere Durchbildung der Gefäße erst ganz allmählich allgemein geworden. In

der slavischen Keramik besteht eine merkwürdige Gleichheit: dieselben Gefäßformen und Ornamente finden sich, wie es scheint, auf dem ganzen, doch ungemein ausgedehnten Gebiete, welches die Slaven besetzt haben. Jene Beeinflussung durch römische Keramik, die oben angedeutet ist, kann nur auf dem Boden des heutigen Osterreich stattgefunden haben und giebt vielleicht einen Anhalt für den Weg, auf dem die norddeutschen Slaven.

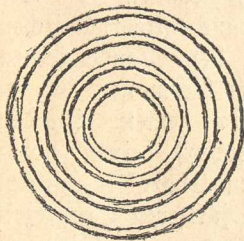


Abb. 281.



Abb. 282.

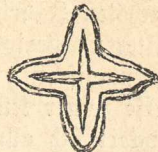


Abb. 283.

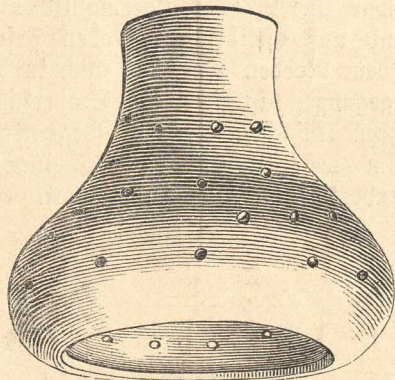


Abb. 284.

eingewandert sind. Nicht nur gewisse Formen, z. B. der spitze Fuß und der Deckel, sondern auch das zum Lieblingsmotiv der Wenden gewordene Wellenornament ist der römischen Keramik entnommen. Andere Formen, so die flachen Schalen, erinnern unverkennbar an die norddeutsche Keramik spätrömischer Zeit und die aus dieser hervorgegangene der westdeutschen Reihengräber, in welcher z. B. auch die Verzierung durch Stempelindrücke sehr beliebt ist. Den Wegen und der Bedeutung dieser Verührung nachzugehen ist hier nicht der Platz; ganz unberührt von dem Einflusse der deutschen Nachbarn ist die wendische Keramik nicht geblieben. (Anmerkung 49.)

So konnten wir an den wendischen Altertümern orientalische, römische, deutsche Elemente nachweisen. Zu bedeutenderen, selbstständigen Leistungen aber haben es die Wenden auf keinem der Gebiete, die unserer Forschung zugänglich sind gebracht. Der Unterschied zwischen deutscher und wendischer Kultur im zwölften Jahrhundert war ein ganz gewaltiger

und erklärt besser als die geschichtlichen Begebenheiten den völligen und raschen Sieg des Deutschtums. Erst die deutschen Eroberer brachten in das Land den eisernen Pflug, ohne den die Bewältigung des schweren Bodens unmöglich war, die Wassermühle und den Steinbau; zugleich ein gefestigtes Christentum und die ausgeprägten Formen des mittelalterlichen Lehnsstaates und somit einen Kulturfortschritt, wie wir ihn innerhalb der Vorgeschichte so plötzlich an keiner Stelle finden können. — Die Germanisierung Mecklenburgs war eine Rückeroberung altgermanischen Landes, aber die Sachsen und Friesen, die jetzt dem Lande seinen Charakter aufdrückten, sind nicht die Nachkommen der Germanen, die im sechsten Jahrhundert das ostelbische Gebiet verlassen hatten. In den älteren Perioden der Vorgeschichte trägt Mecklenburg einen nordgermanischen, wir dürfen wohl sagen urgermanischen Charakter, gehört also seiner Kultur nach zu Skandinavien, in der jüngeren Bronzezeit lockert sich allmählich dieser Zusammenhang, Mecklenburg erscheint an der Seite seiner ostgermanischen Nachbarn zwischen Elbe und Oder, und das ist so geblieben bis zum Ende der altgermanischen Zeit. Die Neugermanisierung war eine That westgermanischer Stämme, mit der ein neues Deutschland auf ostelbischem Boden geschaffen wurde, der Zusammenhang mit dem Norden aber, der auch in der wendischen Zeit nie ganz verloren gegangen ist, zerriß. So erscheint die Geschichte Mecklenburgs von ihren Anfängen bis zur Gegenwart über dreieinhalb Jahrtausende hin im wesentlichen als die eines deutschen Landes, in dem die sechshundertjährige Wendenherrschaft eine vorübergehende Episode bildet.

Anmerkungen.

Ann. 1 (S. 2). Ueber Vorgeschichte und die prähistorischen Perioden im allgemeinen: J. Ranke, *der Mensch*, 2. Aufl. Leipzig 1894. Hörnes, *Die Urgeschichte des Menschen*, Wien 1891.

Zur Vorgeschichte der einzelnen Länder: Montelius, *Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit*, Berlin 1885.

S. Müller, *Nordische Altertumskunde*; deutsche Uebersetzung, Straßburg 1896 flgd.

Boß und Stimming, *Vorgeschichtliche Altertümer aus der Mark Brandenburg*, 1887.

Lissaauer, *Prähistorische Denkmäler von Westpreußen*, Leipzig 1887.

Goeke, *Die Vorgeschichte der Neumark*, 1897.

Schumann, *Die Kultur Pommerns in vorgeschichtlicher Zeit*. Baltische Studien, Jahrg. 46, S. 103–208.

Mestorf, *Vorgeschichtliche Altertümer aus Schleswig-Holstein*, Hamburg 1885.

Ueber Mecklenburg: Schröder und Lisch, *Friederico-Franciscanum* 1837.

Lisch in den Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde Jahrgang 1 (1836) bis 46 (1881). Belz ebenda Jahrgang 47 (1882) und folgende, außerdem: Die typischen Formen der vorchristlichen Funde in Mecklenburg, Separatabdruck aus dem Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Gesch. u. Altertumsvereine, 1890. Die vorgeschichtliche Zeit Mecklenburgs, in d. Mecklenb. Vaterlandskunde von W. Raabe, 2. Aufl. von Quade, Wismar 1896, S. 1–27.

Ann. 2 (S. 3). Zur Eiszeit: Penck, *das deutsche Reich*, 1887, bes. S. 107–113 und 503–513. Struckmann, *Ueber die ältesten Spuren des Menschen im nördlichen Deutschland*, Zeitschr. des hist. Ver. für Niedersachsen, 1889, S. 157–180. Wahnschaffe, *Die Ursachen der Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes*, in den „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde“, VI, 1. Ranke, *Der Mensch*, Band I. Für Mecklenburg besonders: Geinitz, *Forschungen zur deutschen Land. u. Volkskunde I*, S. 1–32: *Der Boden Mecklenburgs*, S. 215–310, *Die mecklenburgischen Höhenrücken (Geschiebestreifen) und ihre Beziehungen zur Eiszeit, und eine ganze Anzahl von Arbeiten im „Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg“*, z. B. Jahrg. 39, S. 1–20: *Ueber die Entstehung der mecklenb. Seen; Die Erdmoränen Mecklenburgs*, in den Landwirtschaftlichen Annalen, 1894, Nr. 20–36.

Ann. 3 (S. 4). Ueber die älteste Tierwelt Mecklenburgs: Belz, die paläozoischen Funde des Gr. Museums, im Archiv d. Vereins für Naturfreunde 1897, S. 34. flgd. Vgl. auch d. Literatur bei Bachmann, *Die landeskundliche Literatur der Großherzogtümer Mecklenburg, Güstrow* 1889, S. 138 ff.

Ann. 4 (S. 5). Ueber die dänischen Kjökkenmøddinger s. Montelius, S. 7–9. Hörnes, S. 227, und zuletzt S. Müller, *Nordische Altertumskunde* S. 3–21.

Ueber die mecklenb. Funde aus der älteren Steinzeit s. Belz, *Jahrb.* 63, S. 3–10, hier auch eine Besprechung der Funde, die auf der Grenze zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit stehen.

Ann. 5 (S. 7). Ueber den Fund von Plau s. Lisch, *Jahrb.* 12, S. 400 u. 14, S. 301. Schaaffhausen, *Jahrb.* 24, S. 183.

Ann. 6 (S. 9). Die Urheimat der Arier ist an die Ostsee verlegt z. B. von Wilser, *die Herkunft der Deutschen*, Karlsruhe 1843 und Hirt, *d. Urheimat und die Wanderungen der Indogermanen in Hettners Geogr. Zeitschrift I*, S. 661 ff. (1895). S. noch Zepelin, *Globus LXXI* (1897), N. 3, S. 37 f., und die Schriften von Benka. Finnische oder Lappische Nationalität nahm man früher für die Bevölkerung der ganzen nordischen Steinzeit an, so Lisch, für die ältere Steinzeit wird sie noch festgehalten von Bremer, die Zeit der germanischen Vesteidung

Skandinavien, Anzeiger f. deutsches Altertum, B. XVIII, S. 413 ff. Dagegen Soph. Müller, Nord. Alt. I, S. 210: „die finnischen u. lappischen Stämme haben auch eine Steinzeit gehabt, aber eine ganz andere“. S. auch Much, Zeitschrift für deutsches Altertum, B. 36, S. 131f.

Ueber die ariische Herkunft des jüngeren Steinzeitmenschen s. z. B. Rauffmann, Anz. f. deutsches Altertum XVIII, 26—30

Ueber die ältesten Wohnsitze der Germanen f. Kossinna, d. vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland, Vortr. auf der Anthropologenersammlung, z. Kassel 1895, bes. f. 13. und Indogermanische Forschungen VII. Straßburg 1896 S. 276 flgd. Vergl. auch Much, d. Verbreitung d. Germ. vor ihrem Eintritt i. d. Gesch. Vortr. abgedruckt im Korrespondenzblatt d. deutsch. Gesellsch. f. Anthropol., Ethn. u. Urgesch. XVIII, N. 11, 12 (bezieht sich auf d. Bronzezeit) u. R. Müllenhoff, Anz. f. deutsche Altertümer, VII, 209—28. — Ueber den Schädeltypus des Steinzeitmenschen s. u. a. Virchow, Archiv für Anthropologie IV, S. 55 ff.

Ann. 7 (S. 13). Ueber Hünengräber: von Bonstetten, sur les dolmens 1865 S. Müller a. a. D. S. 55 flgd. Montelius Antiquarisk tidskrift 13, 1 Lisch, Friderico-Franciscum. S. 23 u. S. 72 flgd. Jahrb. 30, S. 9. Ueber die Gräber v. Molzow, Remlin, Alt-Sammit, Katelbogen, Raschendorf, Blengow s. Lisch J. 6B 134, 9, 263, 26, 115 Frid. Franc. S. 63, J. 27 S. 133 ff.

Vgl. auch Belz, Protokolle d. Generalvers. d. Gesamtvereins d. Deutschen Gesch. u. Altertumsvereine z. Schwerin, 1890, S. 177f. Eine Zusammenstellung aller bekannten Gräber ist für den nächsten Band der Jahrbücher (64. 1899) in Aussicht genommen und wird auf der vorgeschichtlichen Karte eingetragen werden.

Ann. 8 (S. 13). Begräbnisplatz bei Roggow f. Jahrb. 9, S. 366 f. u. 31, S. 57.

Ueber „Steleitgräber unter Bodenniveau“ vgl. Meßtorf, Mitt. d. anthrop. Gesell. für Schleswig-Holstein Heft 5, S. 9. In Mecklenburg ist neuerdings ein derartiges Grab bei Wafedow aufgenommen, andere bei Krappmühl bei Neu-Brandenburg s. Brückner, 26. Bericht des Neubrandenburgischen Museums S. 4.

Ann. 9 (S. 13). Ueber Leichenbrand und Urnenbegräbnisse in der Steinzeit vgl. Ditzhausen, Ztschr. f. Ethnologie 1897, BhdI. S. 182.

Goeke, Vorgeschichte der Neumark S. 16.

Gagen, Korrespondenzblatt d. deutsch. anthropol. Gesellsch. 1897, S. 157. In dem Museum in Neu-Brandenburg eine steinzeitliche Urne mit Leichenbrand aus einem Steinfistengrabe bei Friedland i. M.

Ann. 10 (S. 14). Eine kartographische Darstellung der steinzeitlichen Funde wird demnächst erscheinen und die gegebenen Ausführungen im einzelnen belegen.

Ann. 11 (S. 14). Grubenwohnungen von Roggow s. Lisch Jahrb. 31, S. 53 flgd. 39, S. 118 flgd. Dreveskirchen J. 29, S. 117 flgd. — Ueber Pfahlbauten: Lisch, Gägelow, J. 29, S. 120 flgd. Wismar J. 30, S. 1 flgd. 32, S. 161 flgd. 38, 112 flgd. Ueber andere Pfahlbauten bes. J. 30, S. 83 flgd. Steinzeitliche Pfahlbauten auch in Ost-Preußen, Posen, Polen angenommen von D. Tischler, Schriften der phys.-ökon. Ges. in Königsberg 23, S. 26; vgl. auch Lissauer, Präh. Denkm. S. 20. Neuere Beobachtungen bei Friedrichsdorf, Goldberg, Bülow sind noch nicht abgeschlossen, vgl. Belz Jahrb. 63, S. 27 u. 83. „Feuersteinmanufakturen“ von Klink 3 B 41. Jahrb. 10 B 62. Plan J. 33 S. 120 u. s. w.; Beobachtungen dieser Art haben sich in den letzten Jahren außerordentlich gemehrt.

Ann. 12 (S. 17). Ueber „Depotsfunde“: Henry Petersen, hypothesen om religiöse offer og votivfund in Aarbøger for nord. Oldk. 1890, S. 209 flgd.

Ann. 13 (S. 18). Die Typen der mecklenburgischen Steinzeit sind zusammengestellt Jahrb. 63, S. 1 flgd., die des verwandten Lübecker Gebietes von Freund, Programm der Lübecker Realschule 1898.

Ann. 14 (S. 27). Ueber steinzeitliche Keramik vgl. Lisch, J. 10, S. 253. Belz, Jahrb. 63, S. 78. Ueber den „geschweiften Becher“ Tischler Schriften der phys.-ökon. Gesellsch. in Königsberg 1883. S. 115. Ueber „Thüringische“ Keramik Goeke, Gefäßformen und Ornamente der Schmurkeramik im Saalegebiet Jena 1891, und sonst.

Ann. 15 (S. 28). Ueber Handelsbeziehungen in der Steinzeit u. a. Montelius, Korrespondenzblatt d. deutschen anthropologischen Gesellschaft 1891, S. 99 flgd. Goeke, über neolithischen Handel. Bastian-Zeitschrift 1896.

Ann. 16 (S. 28). In der Reihenfolge der drei Wirtschaftsformen Jäger, Hirten, Ackerbauer, wie bisher üblich, eine allgemeingültige Form der menschlichen Kulturentwicklung zu sehen ist nicht mehr angängig (vgl. F. Hahn, De-meter und Baubo 1896 und sonst), daß aber unsere Steinzeitmenschen sie im allge-

meinen durchgemacht haben und an die Stelle des „Sammlers“, Fischers und Jägers der älteren Steinzeit in der jüngeren Steinzeit der Viehzüchter getreten ist, dem auch die Bearbeitung des Bodens nicht mehr fremd war, scheint erwiesen. Selbstverständlich braucht bei unsern Boden- und klimatischen Verhältnissen (ein wesentlicher Unterschied des Klimas in der jüngeren Steinzeit von dem unsern ist bei der Gleichheit der Fauna und Flora nicht anzunehmen) der Viehzüchter kein „Nomade“ im alten Sinne des Wortes zu sein. Es genügt eine Abgrenzung der Weidegebiete der einen Genossenschaft gegen die andere. Wie man sich das im einzelnen denken mag, bleibe der Phantasie überlassen. Vgl. darüber z. B. H. W. E. Hübbe, Beiträge zur Geschichte von Hamburg 1897, S. 1 flgd.

Ann. 17 (S. 28). Ueber die steinzeitliche Tierwelt s. bes. Rüttimeyer in den oben angeführten Veröffentlichungen von Visch über den Wismarschen Pfahlbau und Gesammelte Schriften 1897.

Ann. 18 (S. 32). Ueber den Bernsteinhandel und seine Bedeutung für die nordische Bronzezeit s. bes. Olshausen, Berliner Ztschr. für Ethnol. 1890, Vhdlgng. S. 270 flgd. 1891 Vhdlgng. S. 286 flgd.

Ann. 19 (S. 33). Die Bedeutung der durch Schaftcelste, „trianguläre“ Dolche, Kommandostäbe u. s. w. charakterisierten Fundgruppe hat zuerst Montelius besprochen Månadsblad 1880, S. 150; ihre Zusammenfassung zu einer Periode (Nr. 1) in dem für die Einteilung der Bronzezeit grundlegenden Werke Om tidsbestämning inom brons-åldern 1885 S. 58 (vgl. S. 270). Die Benennung Periode Pile-Teubingen stammt von Tischler, Schriften d. physikal.-ökonom. Gesellschaft in Königsberg 29 (1888) S. 6. Eine neue Besprechung giebt Lissauer Ztschr. f. Ethnol. 1893 S. 409 im Anschluß an den wichtigen Fund von Brus in Westpreußen, in dem ein Dolch aus Kupfer gefunden ist. In Dänemark fehlen größere Funde dieser Art. Die mecklenburgischen sind 1. Malchin; drei prachtvolle Dolche, einer mit besonders gearbeitetem Griff; offenbar zusammengehörig, obwohl der Fundbericht nur von zwei 1822 unter einem Steine gefundenen Dolchen spricht Frid. Franc. Tafel III, Text S. 113. 2. Stubbendorf, der reichste Fund, darin ein kupferner Flachcelt vgl. Jahrb. 26, S. 138. 3. Neuhof Jahrb. 26, S. 144. 4. Prieschendorf (Lütgenhof), Jahrb. 4 B S. 38. 5. Pustohl Jahrb. 29, S. 151. 6. Wotrum; nur Ringe, mit jüngeren Formen zusammen Jahrb. 34, S. 229. 7. Schwezin; derbe Handringe und Spiralwindungen Jahrb. 14, S. 319. 8. Blengow; drei Kommandostäbe. Frid. Franc. Text S. 115. Außerdem Einzelfunde: ein Dolch mit besonders gearbeitetem Griff von Rehna; Kommandostäbe von Hansdorf und Glasin. Aus Mecklenburg-Strelitz der wichtige Fund von Hinrichshagen s. Olshausen Berliner Zeitschrift 1886, S. 433, und mehrere Einzelfunde im Neubrandenburger Museum. Fast alle Funde sind Moor- oder Erdfunde; nur bei Schwezin wird von einer Urne, in der die Sachen gelegen haben sollen, berichtet. Für die Annahme von Montelius, daß die Dolche mit festgegossenem Griffen einheimische d. h. deutsche oder skandinavische Nachahmungen der südalpinen Dolche mit angefertigtem Griff seien, ist unser Material nicht günstig. Die sog. Nachahmungen zeigen wesentliche Besonderheiten, so einen starken erhöhten Mittelgrat und eine ganz abweichende Verzierung des Griffs, auf die man bei einer beginnenden Bronzezeit schwerlich gekommen sein würde. Ich halte dafür, daß sie Weiterbildungen darstellen, die auf dem Gebiete einer schon entwickelten Bronzezeit vorgenommen sind, wohl nördlich der Alpen und daß sie mit Ringen u. s. w. über ihr weites Gebiet verhandelt sind. Ich kann in der Periode Pile-Teubingen keinen einzigen spezifisch nordischen Typus finden.

Ann. 20 (S. 37). Zu der Chronologie der Bronzezeit dient besonders das oben genannte Werk von Montelius, Om tidsbestämning 1885, in dem 6 Perioden, I. 1450—1250, II. 1250—1050, III. 1050—900, IV. 900—750, V. 750—550, VI. 550—400 angenommen sind. (Neuerdings hat M. seine Ansetzungen verändert und setzt den Beginn der Bronzezeit noch früher, nämlich Periode I. 1700—1450, II. 1450—1250, III. 1250—1050, IV. 1050—850, V. 850—650, VI. 650—500; Månadsblad 1893, erschienen 1897 Beilage.) Sophus Müller, Nordische Antertumsfunde S. 404 kommt von anderen Voraussetzungen zu wesentlich anderen Resultaten, indem er die Montelius'schen Ansätze im allgemeinen um zwei Jahrhunderte herabschiebt. Julius Naue, die Bronzezeit in Ober-Baiern 1894, S. 256 flgd. setzt mit besonnener Benutzung besonders der aus der ägyptischen Geschichte zu entnehmenden Daten an: ältere Bronzezeit a 1450—1250 b 1220—1150; jüngere Bronzezeit a 1150—1050 b 1050—900. Die Gründe, aus denen wir uns hier wie im folgenden eine große Zurückhaltung in chronologischen Fragen auferlegen, gehen aus den Ausführungen oben in Texten hervor. Die Begründung unserer eigenen Einteilung in vier Perioden ist zuerst 1887 Jahrbücher 54, S. 2 gegeben.

Mit ihr stimmen die Einteilungen von Tischler, Lissauer (für Westpreußen), Schumann (Pommern) und neuerdings auch S. Müller (Dänemark) im wesentlichen überein

Ann. 21 (S. 46). Steinzeitliche Grabkisten in Regelgräbern: Rosenhagen (mit Bronzen) Jahrb. 8 B. S. 36; Woldebuck J. 25, S. 214; Bollbrücke J. 48, S. 324 flgd. (die Steinhammer gestört; bronzezeitliche Urnen daneben); auf Bronzezeitlichen Begräbnisfeldern: Bischof J. 21, S. 236, ähnlich Zickhusen Frid. Franc. S. 51 und Erster Bericht über die Großh. Altertumsammlung S. 12. Bronzezeitliche Beerdigung in Steinkisten: Büttelkow, J. 6 B., 34; ob auch Molzow, Jahrb. 7 B., S. 23 hierher zu rechnen ist, ist fraglich.

Die verschiedenen Gruppen von Regelgräbern sind in sehr verschiedener Weise untersucht, aus älterer Zeit am besten die Wittenburger und die Lübz-Plauer, welche Ritter in damals müstergültiger Weise ausgegraben hat (vgl. die Berichte in den Jahrb. 2 bis 6, resp. 9 bis 12 und 19), ferner die Crivitz-Parchimer mit ihren Ausläufern bis Ludwigslust, wo schon Zinck seit 1804 eine Reihe von Ausgrabungen vorgenommen hat (vgl. Friderico-Franciscum) und die Untersuchungen von Wildhagen und Vfr. liegen (vgl. Jahrb. 47); über die Güstrow-Sternberger u. s. w. vgl. Tisch. Frid. Franc. a. m. St. und Jahrb. 20, 281, auch 38 a. m. St.; die Gruppe an der Seeküste Tisch. J. II, 390 und sonst, die Doberaner L. Krause, J. 48, 286 flgd. Während des Druckes ist bei Stülow bei Doberan ein reiches Grab untersucht, um das sich besonders Professor Meyer in Doberan verdient gemacht hat. Ueber die andern fehlt es noch immer an ausreichenden Berichten und Ausgrabungen.

Ueber die bronzezeitlichen Grabformen auf dem Gebiete der nordischen Bronzezeit s. jetzt bes. Müller, Nordische Altertumskunde S. 328. Ein Vergleich jener Darstellung mit der unseren wird zeigen, daß bei völliger Gleichheit der allgemeinen Erscheinungen in Dänemark und Mecklenburg im einzelnen bemerkenswerte Verschiedenheiten bestehen. So ist der von Tisch eingeführte Name „Regelgräber“ für die ausgeprägten Formen unserer Bronzezeit voll berechtigt. Tisch hat die Regelgräber 1835 zuerst im Friderico-Franciscum S. 26, dann Jahrb. II B. S. 137 charakterisiert und das Bild in zahlreichen Einzelbeschreibungen ergänzt. Von seiner Deutung der Einzelercheinungen weichen wir nur ausnahmsweise ab. So in der wichtigen Entscheidung, ob Leichenbrand oder Bestattung vorliegt. Tisch neigte stets, wo keine körperlichen Reste vorhanden waren, dazu, Leichenbrand anzunehmen und kam so zu einer nur geringen Anzahl von Gräbern mit Bestattung. Nach meinen Beobachtungen ist die Bestattung ungleich häufiger als Tisch glaubte; oft bezeichnen nur ganz geringe Spuren die Lage des verwesten Körpers, während gebrannte Gebeine eine bedeutend größere Widerstandsfähigkeit besitzen; ich halte darum in zweifelhaften Fällen (und das sind fast alle nicht sachmännlich ausgeführten Ausgrabungen) Bestattung für wahrscheinlicher als Brand. Ebenso hat sich mir die Scheidung von ossuarium und cinerarium in der Ausdehnung, die ihr Tisch gegeben hat, nicht bewährt; die Mehrzahl seiner Cinerarien werden Vorratsköpfe sein, in denen dem beerdigten Toten Speisen mitgegeben sind. Wichtige Berichte über entsprechende Gräber in Schleswig-Holstein s. z. B. Meistorf, Anthropol. Verein in Schl.-Holst., Heft 4. Splietz, 40. Bericht d. Kieler Museums. — Ueber das Verhältnis von Beerdigung und Leichenbrand s. Olshausen, Ztschr. f. Ethnologie, Vhdlgn. 1892 S. 129 flgd., die erste kritische Behandlung der einschlägigen Funde und Fundberichte, ohne deren eingehendes Studium niemand sich an die Ausgrabung bronzezeitlicher Gräber machen sollte; ferner S. Müller a. a. O. S. 360 flgd. Die Umhauung von dem Leichenbrande als „Seelenreinigung“ begründet besonders das feinsinnige Werk von Erwin Rohde, Psyche. Leipzig 1894. — Die Gräber ältesten Charakters sind außer dem Blengomer (bisher unpublishiert) die von Schwaan (J. 19, 297) Pölitz (J. 34, S. 215), Neufkirchen (Fr. Fr. S. 46), Kremmin (Fr. Fr. S. 49), Schulenberg (J. 29, S. 138), Brunsdorf (J. 24, S. 267); alle sind einfach in Anlage und Ausstattung. Einer jüngeren Zeit gehören die reich ausgestatteten und komplizierter gebauten an, von denen die bedeutendsten die von Dabel (J. 22 S. 249 und 23, S. 279), Ruchow (Fr. Fr. S. 43 und J. 5 B, S. 30), Friedrichsruhe (J. 47, S. 279) und Beckatel b. Schwerin (J. 9, S. 369, 11, S. 367) sind. Verbrannte weibliche Leichen neben beerdigten männlichen z. B. Friedrichsruhe in mehreren Gräbern; Slate (J. 33, S. 130), Dabel (J. 22, S. 279, 23, S. 279). Gräber in Form von Körpergräbern mit Leichenbrand z. B. Wolde (J. 5 B 61), Dreweßkirchen (J. 19, 290), Sarmstorf 1895 ausgegraben (unpublishiert), Reinsdorf (J. 4 B S. 37), besonders Vorbeck (J. 30, S. 145). — Flachgräber ohne Hügel: Loiz, ausgegraben 1893 (unpublishiert), Dobbin ausgegraben 1897 (unpublishiert), Sarmstorf

und Reinsdorf s. oben, Rosenhagen (J. 8 B S. 36). — Größere Begräbnisplätze, wohl für die Masse des Volkes: Pisede (J. 21, S. 234), Zichhusen (Erster Bericht S. 12), Lankow (desgl.). Auch Lisch sah in den ausgedehnten Grabfeldern mit Urnen die Begräbnisstätte des niederen Volkes; so bei Grabow (einem Felde, das wir lieber der jüngeren Bronzezeit zurechnen möchten) J. 18, S. 252 und 19, S. 312.

Ann. 22 (S. 47). Ueber den Unterschied der slavischen und voroslavischen (was für Lisch so viel war, wie bronzezeitlichen) Burgwälle s. Lisch Jahrb. 38, S. 163. Von den dort aufgezählten ist der von Wiefchendorf zweifellos wendisch, der von Slow macht den Eindruck eines späteren (mittelalterlichen) Refugium's. Ueber den wendischen (genauer in wendischer Zeit benutzten) Wall von Schulenberg s. Schlie, Kunst- und Geschichtsdenkmäler I, S. 398. Auch der große Piepener Wall hat neuerdings wendische Funde ergeben. Ueber die „Burgwälle“ von Krageburg und Weifin s. von Buchwald, Jahrb. 51, S. 44 flgd. und Protokolle der Generalversammlung der Geschichtsvereine in Schwerin 1890, S. 124. In den Nachbarländern ist die Benutzung voroslavischer Wälle in späterer Zeit mehrmals konstatiert; so ist bronzezeitlichen Ursprungs der große, in wendischer Zeit stark befestigte Burgwall von Niemisch in der Niederlausitz s. Jentsch, die prähistorischen Altertümer von Guben IV 1889 S. 3 flgd., vielleicht auch der berühmte Burgberg von Burg im Spreewalde; vgl. Behla, die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland S. 111 (die Ergebnisse der neuerdings dort vorgenommenen Untersuchungen sind mir noch nicht bekannt geworden).

Ann. 23 (S. 49). Urte der Bronzezeit wie die Abb. 62 häufiger in Ostpreußen und sonst südlich der Ostsee, im Norden selten. In Mecklenburg drei Stücke (Wiek; Depotsfund J. 12, S. 44. — Basedow; Regelgrab J. 36, S. 134. Karow; Regelgrab, unpubliziert). Ueber ihre chronologische Bedeutung s. D. Lischler, Sitzungsberichte der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg 1887 und 1890, S. 3.

Ann. 24 (S. 56). Ueber die bronzezeitlichen Typen jetzt besonders S. Müller, Ordnung of Danmarks oldsager I und in den betreffenden Abschnitten der Nordischen Altertumsfunde. Eine zusammenfassende Behandlung des mecklenburgischen Materials wird für einen der nächsten Bände der Jahrbücher beabsichtigt.

Ann. 25 (S. 60). Stil der älteren Bronzezeit: S. Müller a. a. D. S. 353. Horn von Wismar: Jahrb. 3 B S. 68.

Ann. 26 (S. 61). Zinn: Dtschhausen, Verhandlungen der Berliner anthrop. Gesellsch. 1883, S. 86 flgd. Gold: Dtschhausen, ebenda 1886, S. 301 flgd. Gewebe: Buschan, Archiv f. Anthrop. 1889.

Ann. 27 (S. 62). Bronzezeitliche Keramik: Lisch, Jahrb. 11, S. 353 flgd., wo aber überwiegend die Gefäße der jüngeren Periode behandelt sind.

Ann. 28 (S. 67). Für die Gräber der jüngeren Bronzezeit war in dem System von Lisch kein Platz; er hat sie meist zu den Regelgräbern gerechnet und in ihnen Begräbnisstätten der ärmeren Bevölkerung gesehen. Im Friderico-Franciscum werden die hierhin gehörenden Gräber als „Kistenhügel“, „Steinringe“ und Erdhügel beschrieben (S. 78 flgd.) und ist das richtige Verhältnis schon angedeutet, später hat Lisch diese Anschauung wieder aufgegeben. Zur Charakteristik der jüngeren Gräber vgl. Jahrb. 47, S. 293 (die dort gezogenen Folgerungen auf den allgemeinen Kulturzustand sind Jahrb. 61, S. 183 zurückgenommen), eine eingehendere Besprechung Jahrb. 51, S. 4 flgd., wo auch die Litteratur angegeben ist, ein Nachtrag über die seitdem bekannt gewordenen Funde Jahrb. 61, S. 182 flgd. Das dänische Material giebt S. Müller a. a. D. S. 406. Im allgemeinen stimmen auch hier beide Länder überein, doch finden sich bemerkenswerte Unterschiede: so sind bei uns die dort häufigen Nachbestattungen in Regelgräbern sehr selten, man zog es vielfach vor, neben den Regelgräbern neue, kleinere Gräber zu bauen, dagegen häufen sich die Funde von bronzezeitlichen Urnenfeldern, die in Dänemark fehlen. Ueber Pommern, welches Land in der jüngeren Bronzezeit eine hohe Bedeutung erhält, s. Schumann a. a. D. S. 32 und S. 48.

Ann. 29 (S. 71). Ueber Depotsfunde: S. Müller a. a. D. I, S. 422, wo die ältere dänische Litteratur angegeben ist. „Votivfunde“ älterer Bronzezeit in Mecklenburg: Güstrow (zwei Handbergen), Vogelsang (zwei Handbergen, vier Halsringe, alles in einander geschlungen, J. 8 B S. 54). Barnekow (J. 46, S. 300). Votivfunde jüngerer Bronzezeit: Sophienhof bei Waren (J. 8 B, S. 53; zwei Halskragen, zwei Spiralcylinder); Krusenhagen bei Wismar (zwei Torques), Roggow (vier Handringe) Möllen bei Krakow (Halskragen, Ring),

Redentin (Schwert, Flachcelt u. s. w., deren Zusammengehörigkeit aber nicht ganz sicher ist, *J.* 38, *S.* 125), Dahmen, Kl. Lufow, Wasedom (Ringe und Schalen *F.* 10, *S.* 283, 13, *S.* 376, 36, *S.* 135). Hängebecken von Roga, Lübbersdorf, Broof (*f.* *Jb.* 61, *S.* 220, wo die ältere Litteratur angegeben ist). Halsringe und Celte bei Wendhof, Ventschow, Vielist, die ich trotz der einfachen Form für jungbronzezeitlich halte (vgl. *J.* 52, *S.* 4). „Eidringe“ von Wooten, Wohlenhagen, Granzin, Jülichendorf, Baumgarten (vgl. zuletzt *J.* 61, *S.* 237). — „Gußstätten“ zuerst *Lisch* *J.* 34 *S.* 220 über Holzendorf, zuletzt *Velz* *J.* 54, *S.* 102 über Gr. Dratow; dort die Litteratur angegeben. Vielleicht gehört dahin auch ein Fund von Glasin, wo eine größere Anzahl zerbrochener Lanzenspitzen gefunden sind. — Ueber rohe Reparaturen an schönen Bronzen vgl. die „Brillenfibel“ von Krageburg (Neu-Strelitz) *f.* von Buchwald, *J.* 51, *S.* 47, die oben *S.* 77 abgebildete Brillensibeln unbekanntes Fundorts, das Hängebecken von Broof (*Jahrb.* 61, *S.* 221). Ueber das Verhältnis der Mecklenburger Gießefunde zu fremden vgl. die Besprechung eines Fundes aus dem südlichen Baden (Ackenbach) *Velz*, *Jahrb.* 59, *S.* 96.

Ann. 30 (*S.* 71). Typen der jüngeren Bronzezeit: *Jahrb.* 52, 54, 61 a. a. D. *S.* Müller, *N. A.* 1 *S.* 373 folgd. Ostliche und westliche Bronzezeit. *S.* Müller, die nordische Bronzezeit und deren Periodeneinteilung; übersetzt von *J.* Meistorf, Jena 1878. Dagegen *Montelius*, *Om tidsbestämning* 1885. Vgl. auch *Jahrb.* 52, *S.* 3. In der „Nordischen Altertumskunde“ hat Müller sich *Montelius* bedeutend genähert.

Ann. 31 (*S.* 74). Zur Ornamentik der jüngeren Bronzezeit vgl. *Montelius* *Månadsblad* 1881, *S.* 17. *S.* Müller a. a. D. *S.* 380 folgd. Ueber Hängebecken *Jahrb.* 61, *S.* 225. Die dort gegen die Herleitung der Wellenbänder aus den klassischen Motiven des „laufenden Hundes“ und des „Flechtbandes“ erhobenen Bedenken hege ich nicht mehr, seit mir die dort vermischten Bindeglieder in der That bekannt geworden sind. Das erste Ornament findet sich *z. B.* in reiner Form ebenso wie der Mäander in der jüngeren Hallstadtzeit (Gräber von Roslegg in Kärnthn), deren Gleichzeitigkeit mit den nordischen Gräbern jüngerer Bronzezeit *z. B.* durch Bronzemesser mit nach oben gebogener Spitze bewiesen wird; das Flechtband findet sich in Hallstädter Gräbern auf Gürtelblechen von *Waatsch* (*Mitth. d. anthrop. Ges. Wien* XIV, *Tafel* 4) und und *St. Marein* (ebenda XXIV, *Tafel* 3, 1). — Ueber den Hallstadtvogel vgl. *z. B.* *Hörnes*, *Mitth. d. anthrop. Ges. Wien* n. *J.* XII 1892 *S.* 107, das „Schiffornament“ *Meistorf*, *Bronzemesser mit figürl. Darstellungen*, und *Velz*, *Jahrb.* 61, *S.* 230.

Ann. 32 (*S.* 81). Typen der jüngeren Bronzezeit *f.* Müller, *Ordnung* *S.* 28 und *Abb.* 171 flgd. Die ältesten norddeutschen Eisensunde *Undset*, das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa 1882.

Ann. 33 (*S.* 86). Bronzezeitliche Keramik *f.* *Lisch*, *Jahrb.* 11, *S.* 353 flgd., wo ältere und jüngere Periode noch nicht hinreichend geschieden sind. Ueber den „Laufziger Typus“ *z. B.* *Goeze*, *Vorgeschichte der Neumark und zahlreiche Abhandlungen* von *Behla*, *Zentsch*, *Weigel*, *Weinck* u. a. in den *Niederlaufziger Mittheilungen* Band I bis IV, besonders *Zentsch*, Band II, *S.* 1 flgd. Verbreitung der Typen: *Undset* „Eisen“ u. *f.* w. an mehreren Stellen (*f.* *Register*). Buckelurnen in Mecklenburg: *Slate*, *Regelgräber* vom Ende der Bronzezeit (*J.* 33, *S.* 129), *Dobbin* bei *Krakow*, *Flachgräber* jüngerer Bronzezeit (neuere Ausgrabung). Eine Urne von der Form 145 fand *Wfr.* neuerdings bei *Wasedom* (Hügelgrab mit einer Leichenbrandurne in einer Steinkiste vom Ende der älteren Bronzezeit). *Schachte* *urne*: *Sufow*, niedrige *Regelgräber*. *Hausurne*: *Kiefindemarf* 1847 *Lisch*, *J.* 3 *B.* *S.* 59, 11, *S.* 364, 14, *S.* 313, 21, 246. *Becker*, *Zeitschrift d. Harzvereins* XXI (1881) *S.* 10, *Tafel* I, 6. Im allgemeinen *f.* *Becker*, ebda. 1896, *S.* 265 flgd., wo auch der Formenunterschied begründet ist.

Ann. 34 (*S.* 91). Urnensfeld von *Broda* ausgegraben 1897, unpubliziert; von *Ludwigslust* zuletzt *Jahrb.* 61, *S.* 193, wo die ältere Litteratur angegeben ist; die anderen ebenda *S.* 196 flgd. *Sembzin* *S.* 212, *Urnensfelder* als *Grabstätten wandernder Stämme* *f.* *Hübbe*, *Beiträge zur Geschichte Hamburgs* Heft I 1897.

Ann. 35 (*S.* 94). Das norddeutsche Material am vollständigsten bei *Undset*, das erste Auftreten des Eisens in Nord-Europa; deutsche Ausgabe *Hamburg* 1882. Ueber Gliederung und Chronologie der Eisenzeit *f.* *J.* *Meistorf*, *Archiv f. Anthropologie* 24 *S.* 339; für *Pommern*: *Schumann* in den *Beiträgen zur Geschichte und Altertumskunde Pommerns* 1898 (Verfasser erst während des Druckes bekannt geworden). Ueber die verschiedenen Systeme der Eisenzeit vgl. beistehende Tabelle. Die Unterschiede in der Auffassung sind nicht gerade

Schweden nach Montelius	Dänemark nach C. Müller	Schleswig-Holstein nach S. Meistorf	Mecklenburg	Pommern nach Schumann	Ost- u. Westpreußen nach Tischler
700—600	jüngere Bronzezeit	jüngere Bronzezeit	jüngere Bronzezeit	jüngere Bronzezeit	jüngere Bronzezeit
600—500	Bronzezeit VI	Erstes Auftreten des Eisens	jüngste Bronzezeit	jüngste Bronzezeit	vorröm. Eisen- zeit I (Hallstadt)
500—400	Eisenzeit I	a. Hallstadt	vorrömische Eisen- zeit I (Hallstadt)	vorrömische Eisen- zeit I (Hallstadt)	Eisenzeit Per. A (la Tène)
400—300	Eisenzeit II	b. la Tène	vorrömische Eisen- zeit II (la Tène)	vorrömische Eisen- zeit II (la Tène)	Eisenzeit Per. B
300—200	Eisenzeit III	römische Periode	"römische" Eisen- zeit I	römische Eisen- zeit I	Eisenzeit Per. C
200—100	Eisenzeit IV	Völker- wanderungszeit	"römische" Eisen- zeit II	römische Eisen- zeit II	Eisenzeit Per. D (Völferw.)
100—0	Eisenzeit V	Nach der Völkerwanderung	Völkerwanderungs- zeit?	Völker- wanderungszeit	Eisenzeit Per. E ? ?
0—100	Eisenzeit VI	karolingische Periode	?	wanderingzeit	?
100—200	Eisenzeit VII	Wifingerzeit	wendingische Zeit	wendingische Zeit	jüngste Eisenzeit
200—300	Eisenzeit VIII				
300—400					
400—500					
500—600					
600—700					
700—800					
800—900					
900—1000					
1000—1200					

bedeutend; auch darin sind die deutschen Prähistoriker einig, daß die Jahreszahlen nur ganz ungefähre Zeitgrenzen angeben. Die Veröffentlichung der Tabelle erfolgt nach Verständigung mit Frau Direktor Meistorf in Kiel und Herrn Dr. Schumann in Böcknis, die durch ausführliche briefliche Begründung ihrer Gliederung den Vfr. zu lebhaftem Danke verpflichtet haben.

Ann. 36 (S. 107). Eine zusammenhängende Darstellung der altsteinzeitlichen Funde in Mecklenburg steht noch aus. Ueber „Birnenurnen“ wie Abb. 160 f. z. B. Präh. Blätter VI 2.1. Wagner, Hügelgräber in Baden. Die „wendische Krone“ f. Ztsch., Z. 14, S. 315. u. f. S. Müller, Nordiske fortidsminder I, S. 19 flgd. Beltz, Protokoll d. Generalversammlung der Geschichtsvereine in Schwerin 1890, S. 112. Kronenreifen aus Schlesien: Seger, Schlesiens Vorzeit VI (1896) S. 418. Pommerische Fibeln, Nadeln, Gürtelhaken: Schumann, a. a. O. S. 15 u. f. La Tène-Fibeln und Schwertel und ihre relative Chronologie: Tischler, Correspondenzblatt d. deutschen anthropol. Gesellschaft 1885, S. 172 Gürtelhaken: Voß, Bhdlg. d. Berliner Ges. f. Ethnol. 1880, S. 105. Dejenringe: J. Meistorf, Mitt. d. Altertumsvereins in Schleswig-Holstein IV. la Tène in Dänemark: Neergard, Aarbøger 1892, S. 241 flgd. — Westbewegung der Germanen in der „la Tène-Zeit“: Kossinna, Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde 1896, S. 9. Beiträge z. Gesch. d. deutschen Sprache XX, S. 290. Monument von Adamkissi: Tocilescu, Niemann, Vendorf, Monument von Adamkissi: Tischler, Furtwängler, Sitzungsberichte d. bair. Akademie der Wissenschaften Histphil. Kl. 1897 S. 247. Furtwängler setzt das Monument in die Zeit des Augustus, Peterfen mit größerer Wahrscheinlichkeit in die Zeit des Trajan (108/9); vgl. auch Willreich, Westermanns Monatshefte 1897, S. 632.

Ann. 37 (S. 112). Von den jüngeren Urnensfeldern der vorrömischen Eisenzeit ist noch keines veröffentlicht. Eine strenge Scheidung ist nicht immer durchführbar; so neigt Vfr. jetzt dazu, das oben dem älteren Abschnitt zugeleitete Feld von Raduhn (Jahrb. 47, S. 296) erst dem jüngeren zuzuschreiben. — Ueber die Urnen mit hochliegendem, scharfem Bauchrand f. Undset, Eisen in Nordeuropa, an mehreren Stellen, übrigens ist die Mehrzahl dieser Urnen schlanker als die abgebildeten Stücke und hat keine Henkel. Ueber la Tène im allgemeinen f. die genannten Arbeiten von Tischler und neuerdings die Aufsätze von Reinicke in der Ztsch. f. Ethnologie (1896 S. 1 flgd. und sonst), wo mit Recht dem griechischen Einflusse eine größere Bedeutung zugeschrieben wird. Urnensfeld von Körchow Jahrb. 1891 Quartalbericht 3. Bronzekeßel u. dgl. Undset, Eisen a. m. St. Pfahlbau von Binnow Jahrb. 32, S. 222. La Tène als Pfahlbau: Undset, Videnskabs — selskabs forhandlingler 1885.

Ann. 38 (S. 115). Daß Pytheas nicht die Ostseeküste, sondern nur die Nordsee bis an die Elbmündung besucht hat, und daß für Gutones bei Plinius 37 § 35 (in einem Exc. aus Pytheas) Teutones zu lesen ist, wie kurz darauf, mit Beziehung auf denselben Volksstamm im Texte steht, hat Müllenhoff (D. Alt. I, bef. S. 479 ff.) nachgewiesen. Widerspruch hat Kossinna erhoben (d. ethnolog. Stellung der Ostgerm., Indog. Forsch. VII, 1896, 294). Er findet für die *Τούτορες* u. *Τεύτορες* des Pytheas in einem urspr. *Τεύτορες* (= Jüten) die sachlich u. paläographisch allein befriedigende Lösung, die Teutonen der Wanderung sieht er als Kelten an, f. Westdeutsch. Ztsch. IX, 213, und hierin stimmt ihm Much bei (Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Spr. u. Lit. XVII, S. 5). Meines Erachtens ist der Nachweis nicht gelungen. Der Grenzstein bei Miltenberg (inter Tantonos, abgeh. bei Meitzen, Siedelung und Agrarwesen, Atlas, Anl. 36) beweist nicht, daß diese Teutonen, die auch ich für einen Rest der alten Teutonen halte, Kelten waren. Die keltische Namensform kann von den keltischen Nachbarn dieser Teutonen herrühren. Die Conjectur *Τευτόρορες* für *Τουγέρορες* bei Strabo VII, 293 hat keinen zureichenden Grund. Wenn Much (Ztschr. f. dtsh. Altert. B. XLI, 32) einem Zweifler (Holz, Ueber d. germ. Völkertafel des Ptolemäus) entgegenhält, Posidonius rechne doch die Teutonen zu den Helvetiern, so ist dies nur richtig in der Voraussetzung, daß jene Conjectur richtig ist. In Wahrheit nennt Posidonius die Teutonen überhaupt nicht, weder Strabo VII, 293 noch Strabo II, 97, hier aber spricht er von dem Auszug *τῶν Κλυβῶων καὶ τῶν συγγενῶν*; zu diesen Verwandten der Cimbern gehören ohne Zweifel die Teutonen, die von den Römern gleich jenen für Germanen gehalten wurden (f. Caesar, de bell. Gall. II, 29 und die ganze Kriegsführung der Römer), folglich auch wirklich Germanen waren.

Ueber den keltischen Ursprung des Namens Teutonen f. Müllenhoff, D. Alt. II, S. 115. Auch das Wort Kimbern hält M. (II, 117 ff.) für keltisch und setzt die Kimbern nach Mitteldeutschland. Zu der Gleichung Sedujer = Cudosen f. Zeuß, die Deutschen und ihre Nachbarstämme (München 1837) S. 152. Die

Haruden (Ptol. II, 11, 12) setzt Seelmann (Jahrb. d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung XII, 1887, S. 35) nach Seeland, doch spricht dagegen, daß sie in dieser weiten Entfernung sich schwerlich durch die Flottenexpedition des Tiberius hätten bestimmen lassen, Gesandte an Augustus zu schicken.

Ann. 39 (S. 131). Das norddeutsche Material, soweit es bis 1882 bekannt war, liegt in Undset's „Eisen in Nordeuropa“ gesammelt. Ueber Römergräber s. unten. — Die Waffen bei Tacitus: Müllenhoff, D. A. IV 1898 S. 163 flgd. Ueber Darzau: Hostmann, das Urnenfeld von Darzau; über Dobrichow-Pichora: Pic, Archaeologicky vyzkum Prag 1897; die archäologische Grenze zwischen „Sueven“ und „Vandalen“: Weigel, Niederlausitzer Mittheilungen Band 3, S. 16 ff., Feitsch, ebenda Band 4, S. 1 flgd. Markomannen und Langobarden z. B. Much, Stammsitze S. 51 u. f. Fibeln: Ullgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen, Stockholm 1897. Mäanderurnen: Undset passim, Lisch, Jahrb. 12, S. 421 flgd. (mit falscher Auffassung der zeitlichen Stellung, die Jahrb. 37, S. 236 berichtigt ist). Mäander auf die Tene-Urnen in Schlesien: Seger, Schlesiens Vorzeit 1896, S. 420; in Pommern: Schumann, Baltische Studien 38, Tafel 3 und 4. S. Lucia: Marchesetti, la necropoli di S. Lucia Triest 1886 III, 6. Das Verbreitungsgebiet der Mäanderurnen: Lisch, J. 37, S. 236. Undset a. a. D. S. 207. Mäanderurnen in der Neumark: Goetze, Vorgeschichte der Neumark S. 47. Für die Gliederung und die Chronologie der Eisenerde grundlegend die Arbeiten von Otto Tischler, z. B. Schriften der physikalisch-ökon. Gesellsch. in Königsberg Band 19 (1878) 29. Sitzungsb. S. 18. Katalog der vorgef. Ausstellung in Berlin 1880 (s. auch Undset S. 156 flgd., Ullgren S. 113. Montelius, Svenska fornminnes förenings tidskrift IX, S. 155 flgd.). Die Litteratur über die Münzfunde s. Ullgren a. a. D. S. 82.

Ueber Römergräber in Mecklenburg im allgemeinen s. die schöne Abhandlung von Lisch, Jahrb. 35, S. 106 mit Nachtrag Jahrb. 37, S. 317. Wir scheiden in unserer Darstellung stärker wie Lisch die dem ersten und die dem dritten Jahrhundert angehörende Gruppe. Zu der ersten rechnen wir Bibow, Jahrb. 2 B, S. 50, Gr. Kelle J. 3 B S. 44 und 5 B Anhang Lisch nahm Leichenbrand an, wie auch in bronzeitlichen Begräbnissen fast stets, wo von Gebeinen nichts berichtet wurde; wir halten in allen solchen Fällen Beerdigung für wahrcheinlicher, so auch hier), Rittendorf, J. 12, S. 445, Hagenow, J. 8 B S. 56. Börzow, J. 8 B S. 91, 37, S. 224. Ueber die Schale von Dobbin J. 8 B, S. 39, Schwintendorf, J. 8 B, S. 50. Ueber alexandrinische Silbergefäße Schreiber, Abhdlngn. d. kgl. sächs. Gesellsch. der Wissensch. 1894 (vgl. auch Winter über die Silberfunde von Bosco reale und Hildesheim, Archäologischer Anzeiger 1896, S. 72 und 1897, S. 115). Ueber die Scheidung zwischen älteren und jüngeren „Römergräbern“ im Norden Engelhard Arböger 1873, 1875, 1877. H. Petersen, Nordiske fortidsminder I, 1890. S. Müller, Arböger 1874, Ordnung II, S. 24. Die Fabrikstempel u. f. w. zusammengestellt von Montelius. Svenska fornminnes förenings tidskrift 1895, IX, S. 196. Ueber deutsche Funde zuletzt Seger, Schlesiens Vorzeit u. f. w. 1898, S. 418.

Ann. 40 (S. 141). Unsere jüngere römische Periode entspricht Tischlers Perioden C und D, Müllers Völkerwanderungszeit, s. jetzt bes. Ullgren S. 82 flgd. und 130. Heimat der Goten in Westpreußen: Lissauer, Prähistor. Denkmäler v. West-Preußen S. 142. Auf der Marcusssäule glaubt von Domaszewski in einer Gruppe von bärtigen Barbarenkriegeren Langobarden zu erkennen (s. Rheinisches Museum 1895, S. 612 flgd. Neue Heidelberger Jahrbücher 1895, S. 107 flgd.), über die Marcusssäule Petersen, Archäologischer Anzeiger 1896, S. 1. Petersen und v. Domaszewski, Marcusssäule München 1896. Markomannen- und Gotenkriege: Mommsen, Römische Geschichte V, S. 209 flgd. Von den Urnenfeldern der Periode ist leider nur eines sachgemäß veröffentlicht: Weigel, Gräberfeld von Dahlhausen, Archiv für Anthropologie XXI. Ueber das ungleich reicher ausgestattete, von Prikier s. Jahrb. 8 B, S. 58. Die neuen Funde (1898) sind noch nicht besprochen. — Das ostdeutsche Material s. jetzt bei Ullgren, das dänische bei S. Müller. — Römische Skelettgräber: Lisch, (oben Ann. 39); Grempler, der Fund von Sakrau 1887, 1888. Dazu besonders die kurze und treffende Charakteristik von Tischler, Sitzungsberichte der physikal.-ökon. Gesellschaft in Königsberg 1889 (XXX), wo zuerst die entscheidende Bedeutung der Süddonauländer für die ganze Periode erkannt ist. Die Glaschale von Nordrup: Nordiske fortidsminder I, S. 7. Silberchale aus der Krim: Antiquités du Bospore cimmerien 42, 1.

Sakentkrenzfibel: S. Müller, Ordnung II, 266. Ullgren a. a. S. S. 104. Perlen und Email: Tischler, Schriften der phys.-ökon. Gesellsch. 1886 (XXVII),

§. 1 flgd. Stil der jüngeren römischen Sachen: Müller, Nordische Altertums-
kunde II, S. 82 flgd. Statuette von Manderow: Schlie, Gypsabgüsse antiker
Bildwerke in Schwerin 1887, S. 332. Münzen: S. Müller II, S. 81.
Tischler, a. a. D. Band 29, S. 18., aus West-Preußen: Lissauer, a. a. D. S. 134.
Pommern: Schumann, Kultur Pommerns S. 79, Brandenburg und Nordost-
deutschland überhaupt: Friedländer, Berliner Zeitschr. f. Ethnologie 1872,
S. 167 flgd. 1874, S. 171 flgd. Lausitz: Jentsch, Niederlausitzer Mitteilungen III
S. 187, Schleswig-Holstein: Westorf, Urnenfriedhöfe S. 91, Schweden:
Montelius, Kultur Schwedens S. 96; eine zusammenhängende Behandlung
der mecklenburgischen Münzen steht noch aus.

Anm. 41 (S. 143). Ueber „Merowingische“ Altertümer und germanischen
Stil überhaupt s. Lindenschmit, Deutsche Altertumskunde I, 1880—1889.
Hampel, Ungarische Revue 1886. Urnenfelder von Spornitz und Pogreß
Jahrb. 48, S. 7 flgd. Die späteren Funde noch nicht veröffentlicht.

Anm. 42 (S. 149). Ueber den Feldzug des Domitius s. Mommsen, Röm.
Gesch. V, S. 28. Abhängigkeit und späterer Abfall der Langobarden und
Semnonen von Marbod s. Tac. Annal. II, 45.

Ueber den Feldzug des Jahres 5 s. Vell. Patere. II, 106 u. 107, Plinius II, 67,
167 u. Mon. Ancyr. XXVI (b. Müllenhoff, Germania antiqua, S. 51), vgl. auch
Mommsen, R. G. V, 33 u. F. Dahn, Urgeschichte II, 56.

Ueber die germanischen Stämme an der Ostseeküste nach Tacitus Germ. c. 38—41
u. 43 und Ptolemäus II, 11 s. Zeuß, d. Deutschen und ihre Nachbarstämme,
München 1837, Müllenhoff, d. deutschen Völker an der Nord- u. Ostsee in ältester
Zeit, Nordalb. Studien B. I (1844) S. 111 ff., vielfach überholt durch s. Deutsche
Altertumskunde (d. Ostseestämme s. d. Register zu B II u. III), Seelmann, Jahrb.
d. Vereins f. niederd. Sprach. XII, 111, S. Müller, das altenglische Volksepos,
Kiel 1883. Bangert, d. Sachseugrenze im Gebiete der Trave, Pr. Odesloe 1893,
S. 4—11. Much, Beitr. z. Gesch. d. deutschen Spr. u. Lit. B. XVII, S. 1—224,
ders. Die Städte des Ptolemäus, Zeitschr. f. deutsch. Altertum, B. XXI, S. 97 ff.
Kosinna, die ethnolog. Stellung d. Ostgerm., Indogermanische Forsch., VII (1896).
Sueben b. Caesar IV, 1—4, b. Strabo VII, 3, 20. Wer die Sueben bei Cäsar
sind, ist viel umstritten. Daß er alle Stämme vom Rhein bis zur Grenze
zwischen den West- und Ostgermanen (nach Meitzen Recknitz, Tollense, Oder,
Sudeten) meint, halte ich trotz Meitzens bestechender Ausführung (I, 150 ff.) für
sehr unwahrscheinlich. Vgl. noch Kaufmann, Deutsche Gesch. II, 201 (= Chatten),
Kosinna gegen Riese (Rhein. Mus. N. F. XL, IV u. Westdeutsch. Zeitschr. X,
Much, Beitr. XIII, 18 ff. (= Hermunduren). Tacitus dehnt den Geltungsbereich
des Namens entschieden zu weit aus, wenn er alle Ost- und Nordgermanen zu
ihnen rechnet.

Die Semnonen (Tac. c. 39) wohnten nach Ptol. (II, 11, 15) zwischen der
Elbe und dem Suebus, jenseits dessen die Burgunder das Gebiet bis zur Weichsel
besaßen. Der Suebus kann hier nur die Oder sein (so Müllenhoff, D. Alt. II, 209),
nicht die Warnow (Seelmann S. 43). Mit der Annahme der Warnow geraten wir
zu nahe an die Ostseeküste, und doch sollen in dem Raum zwischen den
Semnonen und der Küste östlich von den Sachsen bis zum Suebus hin nicht
weniger als fünf Völkerschaften Platz finden. Auch eignet sich die kleine Warnow
nicht zur Grenze zwischen zwei so bedeutenden Völkerschaften wie die Semnonen
und Burgunder waren. Seelmann nimmt auch gar nicht in Abrede, daß die
Burgunder jenseits der Oder wohnten, meint aber, das Gebiet der Warnow sei
damals ein breiter, unbewohnter Urwaldgürtel gewesen. Dem widerspricht schon der
Ausdruck τὰ ἑσπέρια bei Ptolemäus. Soweit wie Seelmann meint, kann also das
Gebiet der Semnonen nicht nach Mecklenburg hineingereicht haben (wenigstens
nicht zu der Zeit, aus der die Nachrichten des Ptolemäus stammen (wohl aus
der Zeit vor 9 n. Chr. G.). Ob nun die Semnonen (zur Zeit des Ptolemäus)
überhaupt einen Teil von Meckl. besaßen haben, diese Frage hängt mit einer
anderen zusammen, der nach dem rechtselbischen Gebiet der Langobarden und seiner
mutmaßlichen Begrenzung. Daß die Langobarden auch rechts der Elbe saßen, ist
durch Strabo VII, 3, 35 in Verbindung mit Vell. Pat. II, 107 sicher gestellt. Strabos
Behauptung, daß die Langobarden zu seiner Zeit vollständig auf das rechte
Elbufer geflüchtet wären, beruht allerdings auf einem Mißverständnis der Vor-
gänge des Jahres 5 n. Chr., aber wegen dieses leicht erklärlichen Irrtums ist der
richtige Kern seiner Worte, daß nämlich die Langobarden auch jenseits der Elbe
Land besaßen, nicht in Zweifel zu ziehen. S. d. Namen bei Bangert, Pr. 1883,
S. 5 A. 3. Dies rechtselbische Gebiet wird — das ist so gut wie selbstverständlich —
in derselben Breite über den Fluß hinübergereicht haben, die das linkselbische
hatte. Die Südgrenze des späteren Bardengaus lag bei Darchau (gegenüber

Neuhaus zwischen Boizenburg und Dömitz) und, wenn auch Seelmanns Ausführung über die (bardiſchen) Ortsnamen auf ington und die (warniſchen) auf -leben, auf Grund deren er die Grenze ſchon in der früheren Zeit an den Cateminer Bach ſetzt, nicht ganz beweiskräftig iſt, ſo wird man ſich doch die urſprüngliche Grenze ſchon deſhalb nicht allzuviel weiter im Süden denken dürfen, weil die Langobarden nur gering an Zahl waren. In Mecklenburg wird man alſo etwa die Unterelbe als ihre Südöſtgrenze anzunehmen haben. Der äußerſte Süden von Meckl.-Schwerin, ſüdlich von der Elde, und auch ein Theil von Meckl.-Strelitz fällt damit den Semnonen zu. Denn dieſe waren unmittelbare Grenznachbarn der Langobarden, ſie gehören offenbar zu den plurimae ac valentissimae nationes, von denen die Langobarden nach Tac. c. 40 umringt waren. Ueber Ziu als Gott der Semnonen ſ. Müllenhoff, Schmidts Zeiſchr. für Geſch. VIII, 241 ff. (mir bekannt aus Much, Beitr. XVII, 49), Chalusos die Warnow ſ. Much (Beitr. XVII, 186).

Die Teutonarer hat Much (Beitr. XVII, 74) mit Recht gegen Müllenhoff (D. N. II, 287) in Schutz genommen. Die Teutonen läßt er fallen, weil er ſie mit Koſſinna für Celten hält. Darüber ſ. o. Anm. 38. Sind die Teutonen Germanen, ſo iſt kein Grund, den Namen aus der Völkertafel auszumerzen, auch wenn man annimmt, daß er urſprünglich celtiſch war und eine ganze Gruppe von Stämmen bezeichnete. Er kam im Laufe der Zeit von den Germanen ſelbſt angenommen und dann nach dem Auszug der Hauptmaſſe jener Stämme an einem zurückgebliebenen Reſte haften geblieben ſein.

Die Pliniusſtelle über die Warnen (IV, 99) lautet in der Ueberlieferung: Vandili quorum pars Burgundiones uarinne (ſo cod. A., die übrigen Varianten ſ. b. Müllenhoff, Germ. ant. S. 93) Charini Gutones. Much hat die Conjectur Varini für das verderbte uarinne angezweifelt (Beitr. XVII, 40), weil Plinius dieſe nicht unter den Vandalen aufgezählt haben konnte. Aber warum nicht? Selbſt wenn ſie nicht dazu gehören, wie leicht konnte Plinius ſich irren, und die Conjectur liegt doch faſt auf der Hand.

Die Namen Warnow, Waren, Warnitz u. ſ. w. dürfen nicht als Beleg für Warnen in Mecklenburg angeſehen werden, denn gleichlautende Namen giebt es auch in rein ſlawiſchen Gegenden (ſ. Schafarik, Slav. Altertumskunde II, 592, u. Wigger, Annalen S. 106 u. 108), ſie können alſo unabhängig von etwaigen früheren Warnen, die auch ich in Meckl. annehme, erſt in der Wendenzeit entſtanden ſein.

Pharodinoi = Bardini, Varden ſ. Möller a. a. D. S. 27, dagegen Much, Beitr. XVII, 186. Die Sage von den Kämpfen der Langobarden mit den Vandalen ſ. Paull Diac. Hiſt. Langob. I, 7. Ueber Scoringa ſ. z. B. Müllenhoff, D. N. II, 97. Wenden in Nordjütland ſ. d. Widſittied S. 59 u. Möller a. a. D. S. 5. Auswanderung d. oſtbl. Germanen: D. Gotthen ſ. Jordanes c., Kaufmann, Deutſch. Geſch. I, 94 ſ. Gütſche, D. G. I, 181. Langobarden u. Obier vor 166 an d. Donau ſ. Momſen V, 209 mit der Quellenſtelle in A. 2.

Anm. 43 (S. 150). Die Wanderung der Semnonen, eine der wichtigſten Thatſachen der älteren deutſchen Geſchichte, iſt nirgends in den Geſchichtsquellen erwähnt, aber von Baumann, Forſch. z. d. G. XVI, 223 ff. in überzeugendem Nachweiſe erſchloſſen worden.

Hingewieſen ſei hier noch auf die Perſpektive, die ſich eröffnet, wenn man mit Meitzen (I, 403) die Teutonarer mit den Zuivari gleichſetzt, die in einer Handſchrift aus dem 8. Jahrh. erwähnt ſind (Cyuvari suapa) Müllenhoff-Scherer, Denkmäler 3. Aufl. II, 1. Die Echtheit dieſer Benennung Cyuvari iſt allerdings beanſtandet (ſ. Goltther, Mythologie, S. 205), ſchwerlich mit Recht. Sie ſind „Verehrer des Zui“, alſo gewiß ein Gau der Semnonen und wahrſcheinlich gerade der, in deſſen früherem Gebiet der heilige Hain lag. Sind ſie identisch mit den Teutonarern, die man nach Ptolemäus im mittleren oder ſüdlichen Meckl. ſuchen muß, ſo liegt es nahe, den heiligen Hain des Ziu mit dem ſpäter ſo berühmten Hain des wendiſchen Kadegaſt zu Kethre gleichzuſetzen. Die Heiligkeit deſ Ortes würde dann die einwandernden Wenden bewogen haben, hier auch ihrem Hauptgott ſeine Wohnung anzuweiſen. Allein die Gleichung Cyuvari = Teutonari iſt willkürlich und unerweiſlich. D. Muringaland ſ. Müllenhoff, Nordalb St. I, S. 140 u. Zeiſch. ſ. d. Alt. XI, S. 279 ſ. u. Much, Beitr. z. Geſch. d. deutſch. Spr. XVII, 83. Die weiteren Wanderungen der Langob. erzählte Paul. Diac. I, 10 ff.

Anm. 44 (S. 153). Ueber d. Warnen vom 3. bis 6. Jahrh. ſ. Seelmann a. a. D., der die Hypotheſe von dem Heruler- und Warnenreich in Brandenburg u. Meckl. aufgeſtellt hat, und Platner, Forſch. z. d. G. XX, S. 165 ff. Warnen in England ſ. Seelmann, S. 23, am Rhein im Kampfe mit Angeln, ſ. Procop. Bell. Goth. IV, 20. Ueber die Ortsnamen auf -leben hat für die Altmark jüngſt Langer Pr.

Zeiß 98 eine von der Seelmanns abweichende Ansicht aufgestellt, wonach sie nicht auf warnische Siedelungen aus vor-slavischer Zeit zurückweisen, sondern nur ein Vorrücken der südlich der Ohre angesessenen Niederfachsen warnischer Abkunft erkennen lassen, das etwa in d. 2. Hälfte des 8. Jahrh. f. Anfang nahm. Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thoringorum, f. M. G. L. L. V, 103 ff. Der Warne Waffar u. f. Sohn f. Agathias I, 21.

Ann. 45 (S. 153). Der Brief des Theoderich ist abgedruckt bei Seelmann S. 53, ebendort S. 56 der Brief des Theodebert an Justinian; darin heißt es: subactis Thuringis et eorum provinciis acquisitis, extinctis ipsorum tunc temporis regibus, Norsavorum (d. i. der Nordschwaben) gentis nobis placata maiestas colla subdidit, weiter ist von der freiwilligen Unterwerfung der Saxones Eucii die Rede und es wird dem Frankenreich eine Ausdehnung von der Donau und der Grenze Pannoniens usque in Oceani littoribus zugeschrieben. Seelmann sucht die Saxones Eucii in Holstein, versteht unter dem Ocean die Ostsee und unter den „Provinzen“ der Thüringer die rechtselbischen Bestandtheile des Thüringerreiches, die Länder der Heruler und Warnen, Brandenburg und Mecklenburg. Allein die ganze Beweisführung ist nicht überzeugend; hier möge nur kurz bemerkt werden, daß die S. Eucii auch in ganz anderen Gegenden gewohnt haben können (s. Meitzen II, 26 ff. u. Weiland, d. Angeln, Festgabe für Hanßen, Tübingen 1889. F. Dahn, Urgesch. III, 94). Die Provinzen der Thüringer werden ungewöner als die verschiedenen Bestandtheile ihres Reiches (links der Elbe und Saale) erklärt. Dies ist keine Tautologie, es ist ein Unterschied, ob die Thüringer (unter eigenen Fürsten) nur dem Frankenreich unterworfen sind, oder ob auch ihr ganzes Land (nach Beseitigung ihrer Fürsten) geradezu annektiert ist. Der Ausdruck maiestas schreibt dem Stamme der Nordschwaben ein besonders hohes geheiligtes Ansehen zu, was vortreflich auf die Reste der Semnonen paßt, die überdies als nächste Nachbarn sich wie von selbst zur Erklärung darbieten. Mit dem Meer, das die Nordgrenze des Frankenreiches bildet, wird die Nordsee gemeint sein. In Betracht kommt auch eine Stelle des Fredegar v. J. 593: *Et anno exereitatus Childeberti cum Warnis, qui rebellari conati fuerunt, fortiter dimicavit, et ita Warni trucidati sunt, ut parum ex eis remansisset.* Fredegar hat es für überflüssig gehalten hinzuzusetzen, wo diese Warnen wohnten, er meinte also die damals allgemein bekannten. Damit können meines Erachtens nur die in Thüringen gemeint sein; die starken Verluste in diesem Kriege werden hier Raum für die slavischen Ansiedelungen im früheren Warnenfeld geschafft haben. Unwahrscheinlich dagegen ist ein Feldzug in die altwarnischen Gebiete rechts der Elbe in Mecklenburg, der übrigens in dem schwach bevölkerten, unwegsamen Lande außerordentlich schwierig sein mußte und schwerlich so erfolgreich gewesen wäre. Wenn wirklich die Reste der Germanen in Mecklenburg nach 531 den Franken gehuldigt haben, so werden wir sie zu den *aliae gentes* rechnen müssen, die 568 von den Franken nach Nordthüringen verpflanzt werden; s. Gregor v. Tours V, 15 u. Paul Diac. II, 6.

Die Wanderung der Heruler f. Procop. II, 13—15. Die Erklärung der Stelle wird dadurch verwickelt, daß Procop von den Warnen und ihren Wohnsitzen eine völlig falsche Vorstellung hat. IV, 20 schildert er die Ausdehnung des Stammes mit Worten, die in deutscher Uebersetzung lauten: „Die Warnen wohnen jenseits der Donau, sie erstrecken sich aber bis an den nördlichen Ocean und den Rhein, der sie trennt von den Franken und den übrigen Stämmen, die dort wohnen.“ Procop kennt also auf dem rechten Rheinufer bis zur Donau hin nur Warnen und versteht die Franken, sowie die übrigen (germanischen) Stämme auf das linke Rheinufer! Ich glaube indessen, daß man trotzdem die Warnen II, 13 ff. nicht antasten darf. Die ganze Stelle wird auf Nachrichten zurückgehen, die die in Scandinavien angelangten Heruler ihren alten Stammesgenossen an der Donau über ihre Wanderung zukommen ließen, und Procop wird zu seiner falschen Ansicht über die Warnen eben dadurch verführt sein, daß er von Warnen am Rhein (s. IV, 20), nördlich der Donau (in Thüringen) und am Meer (in Jütland oder Mecklenburg) hörte.

Ann. 46 (S. 153). Die Hypothese vom germanischen Residuum darf man trotz Platner und Schwarz wohl als abgethan betrachten. Die wichtigste Litteratur ist außer L. Giesebrecht, Wend. Gesch. I, 36 fgd. Platner, Forsch. zur deutschen Gesch. XVII, 409—520, XVIII, 629—31, XX, 165—204. Schwarz, Märk. Forsch. XX, 104—30, Correspondenzbl. d. Gesamtvereins d. d. Gesch. u. Altertumsvereine 1890, N. 12, 133—45, f. auch S. 145—48 und die Reste d. Wodanfyltus u. d. Gegenwart, Leipz. 1890. Gegner der Hypothese Wendt, die Nationalität der Bevölkerung d. deutschen Ostmarken vor dem Beginn der Germanisierung, Diss. Göttingen 1878 und: die Germanisierung der

Länder östlich der Elbe I, Pr. Liegnitz 1884, S. 9 f. Ernst, die Kolonisation v. Ostdeutschland, Pr. Langenberg 1888. Belz, Zur ältesten Gesch. Mecklbg. Progr. Schwerin, 1893 S. 5. Sehr scharf Müllenhoff, D. Alt. II, S. 78 u. 92 ff. Schon Boll (M. Jahrb. IX, 17) hat auf das entscheidende Moment hingewiesen: es ist undenkbar und widerspricht unserer gesamten Ueberlieferung, daß germanische Bevölkerungsreste unter den Wenden Jahrhunderte hindurch ihre Sprache bewahrt haben könnten. Die viel besprochene Stelle des Ordericus Vitalis IV, 513 (abgedr. v. Platner, Forsch. XVII. 486, jetzt auch M. Germ. SS. XX), wo er von dem zahlreichen Volk der Liutizen spricht, das den Bodan, Thor und die Freya verehrt (Gnoodenem et Thurum Fremaque aliosque falsos deos colebat) und dem König Svend Estrithsohn auf seinem Zuge nach England (1069) Hülfe leistete, erklärt sich sehr einfach. Ordericus benennt die wendischen Götter, deren Namen ihm nicht bekannt wurden, mit den ihm bekannten altgermanischen Götternamen, ähnlich wie Tacitus den germanischen Göttern römische Namen giebt. Zu beachten ist noch, daß die Schilderung des Ordericus sich nicht auf einen Stamm unter den Liutizen, sondern auf das (ganze) Volk der Liutizen bezieht; also muß, wer an den germanischen Göttern festhält, deren Kult als allen Liutizen gemeinsam ansehen, was undenkbar ist.

Ann. 47 (S. 158). Ueber die Altertümer der Wendenzeit s. Jahrb. 58 S. 173 flgd., wo auch die bis dahin (1893) bekannten Grabfunde behandelt sind und die ältere Litteratur angegeben ist; von den seitdem gemachten Funden sind besprochen Bobzin und Gamehl Nachrichten über deutsche Altertumsfunde 1895 S. 20 u. S. 96. Ueber wendische Kultur im allgemeinen: Vissauer, präh. Denkmäler v. Westpreußen S. 167 Boff und Stimming, Vorgeschiedliche Altertümer v. Brandenburg u. f.

Ann. 48 (S. 163). Ueber Burgwälle im allgemeinen s. Behla, die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland Berlin 1888 mit einer ganz unberechtigten Bevorzugung der Tempelstättentheorie (so ist S. 56 großes Gewicht auf den Namen Kadegast gelegt, den ein Burgwall bei Penzlin führen soll; diesen Namen trägt er erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wo der Besitzer, dem romantischen Zuge der Zeit folgend, die Thonfigur eines wendischen Götzen dort aufstellen ließ). S. 98 flgd. sind die mecklenburgischen Wälle aufgezählt, 66 aus dem Schweriner Landesteil; heute sind 135 bekannt. Die Burgwälle auf Rügen sind von einer Kommission, der Visch, Worsaae, Quast und Baier angehörten, musterünftig untersucht und beschrieben, s. Baltische Studien 24, S. 234 flgd. Burgwall von Bölkow Jahrb. 12, S. 27 flgd. Litteratur über die mecklenburgischen s. bei Behla a. a. D., auch Jahrb. 58, S. 201 flgd. Ueber die Rethrafrage s. die Polemik von Brückner, Grotefend und Schildt, Jahrb. 54 und 55. Ich halte durch Grotefend den Nachweis für erbracht, daß die Schilderung Adams von Bremen eine Paraphrase von Thietmar ist ohne eigene Kenntnis, halte aber den thatsächlichen Befund auf der Fischerinsel bei Wustrow in der Tollense für sehr wohl vereinbar mit der Schilderung Thietmars und den Vorstellungen, die man sich von wendischen Tempelstätten zu bilden berechtigt ist. — Wohngruben s. u. a. Jahrb. 58 S. 214 und L. Krause, Jahrb. 59 a. m. St.

Ann. 49 (S. 169). Schwert von Volkow: Weigel, Altslavische Bildwerke S. 17 (Archiv für Anthropologie XXI); die ältere Litteratur über wendische Typen Jahrb. 58; von den neueren besonders über arabischen Handel u. f. w. Mitt. d. Märkischen Museums I, Hack Silberfunde 1896. Hack Silber in Schleswig-Holstein: Meßtorf, Mitt. d. anthrop. Gesellsch. von Schl.-Holst. 1895. Ostpreußen: Kemke, der Silberfund von Marienhof in den Schriften der physik.-ökon. Gesellsch. in Königsberg, Band 38. Silberfund von Schwaan, Jahrb. 26, S. 241.

Als Ergänzung der „Vorgeschichte von Mecklenburg“ erscheint in demselben Verlage:

Vier Karten zur Vorgeschichte von Mecklenburg (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, Wendenzeit). Im Auftrage des Großherzoglichen Ministerium des Innern bearbeitet von Dr. R. Belz. Preis ca. 3 Mark.

Das älteste Mecklenburger Karfreitagsglied, zugleich der erste Liederdruk Mecklenburgs. Nebst verwandten niederd. Dichtungen. Ein Beitrag zur Litteratur des niederländischen Crux fidelis von Dr. Albert Freybe. Preis broch. 2 Mark.

Im Verlage von **Wilhelm Süsserott** in **Berlin** erschien:

Bilder aus der Mecklenburgischen Geschichte

Im Auftrage einer Sektion des Vereins Meckl. Schulmänner
unter Mitwirkung von

Oberlehrer **Dr. Beltz—Schwerin**, Oberlehrer **Kraner—Doberan**,
Oberlehrer **Dr. Wagner—Schwerin**

Herausgegeben von
Gymnasialprofessor **Dr. A. Rudloff—Schwerin**

Sr. Hoheit der **Herzog-Regent Johann Albrecht von Mecklenburg**
hat die Widmung anzunehmen geruht

Preis geb. Mk. 2,—.



Grundriss der Mecklenburgischen Geschichte

für den Schulgebrauch bearbeitet von

Carl Benjes
Lehrer in Rostock.

Preis cart. 80 Pf.



Mecklenburgische Geschichte für Volks- und Bürgerschulen

von

Carl Benjes
Lehrer in Rostock.

— Dritte verbesserte Auflage. —

Preis 20 Pf.

Im Verlage von **Wilhelm Süsserott** in **Berlin** erschien soeben:

Giebt es einen

Beweis für die Unsterblichkeit der Seele

ausserhalb der Religion?



Eine populäre Abhandlung

von

Dr. Dagobert Gumpert.



Preis 50 Pf.



-8. Juli 1955

Haruden (Ptol. II, 11, 12) jetzt Seelmann (Jahrb. d. Vereins f. niederdeutsche Sprachforschung XII, 1887, S. 35) nach Seeland, doch spricht er in dieser weiten Entfernung sich schwerlich durch die Flot
Tiberius hätten bestimmen lassen, Gesandte an Augustus zu f

Anm. 39 (S. 131). Das norddeutsche Material, soweit es war, liegt in Undset's "Eisen in Nordeuropa" gesammelt. U
f. unten. — Die Waffen bei Tacitus: Müllenhoff, S. 163 flgd. Ueber Darzau: Hofmann, das Urnenfeld über Dobrichow-Pichora: Pic, Archaeologicky vyzkum archäologische Grenze zwischen "Sueven" und "Vandalen": lauziger Mittheilungen Band 3, S. 16 ff., Zentsch, ebenda B Markomannen und Langobarden z. B. Much, Stammstzige U. Mngren, Studien über nordeuropäische Fibelformen, Stockholm: Undset passim, Lisch, Jahrb. 12, S. 421 flgd. (mit f der zeitlichen Stellung, die Jahrb. 37, S. 236 berichtet ist la Tene-Urnen in Schlesien: Seger, Schlesiens Vorzeit 1896, S. Schumann, Baltische Studien 38, Tafel 3 und 4. S. Lucia: necropoli di S. Lucia Triest 1886 III. 6. Das Verbreitungsgeb urnen: Lisch, J. 37, S. 236. Undset a. a. O. S. 207. Mäa Neumark: Goetze, Vorgeschichte der Neumark S. 47. Für di die Chronologie der Eisenzeit grundlegend die Arbeiten von z. B. Schriften der physikalisch-ökon. Gesellsch. in Königsberg 29. Sitzungsb. S. 18. Katalog der vorgesch. Ausstellung in Ve Undset S. 156 flgd., Mngren S. 113. Montelius, Sv förenings tidskrift IX, S. 155 flgd.). Die Literatur über f. Mngren a. a. O. S. 82.

Ueber Römergräber in Mecklenburg im allgemeinen f. di lung von Lisch, Jahrb. 35, S. 106 mit Nachtrag Jahrb. 37, S. in unserer Darstellung stärker wie Lisch die dem ersten und Jahrhundert angehörende Gruppe. Zu der ersten rechnen wir U S. 50, Gr. Kelle 3 B S. 44 und 5 B Anhang (Lisch nahm Leiche auch in bronzezeitlichen Begräbnissen fast stets, wo von Gebeine wurde; wir halten in allen solchen Fällen Beerdigung für w auch hier), Rittendorf, J. 12, S. 445, Hagenow, J. 8 B S. 56. S. 91, 37, S. 224. Ueber die Schale von Dobbj J. 8 B, C dorf, J. 8 B, S. 50. Ueber alexandrinische Silbergefäße Schre d. fgl. sächs. Gesellsch. der Wissensch. 1894 (vgl. auch Winter funde von Bosco reale und Hildesheim, Archäologischer Anz und 1897, S. 115). Ueber die Scheidung zwischen älteren und gräbern" im Norden Engelhard Arböger 1873, 1875, 187 Nordiske fortidsminder I, 1890. S. Müller, Arböger 1874, Die Jahrbüchertempel u. f. w. zusammengestellt von Montelius. S förenings tidskrift 1895, IX, S. 196. Ueber deutsche Fund Schlesiens Vorzeit u. f. w. 1898, S. 418.

Anm. 40 (S. 141). Unsere jüngere römische Periode e Perioden C und D), Müllers Völkerwanderungszeit, f. jetzt bei U und 130. Heimat der Goten in Westpreußen: Lissauer, Prä v. West-Preußen S. 142. Auf der Marcussäule glaubt von einer Gruppe von bärtigen Barbarenkriegeren Langobarden Rheinisches Museum 1895, S. 612 flgd. Neue Heidelberger S. 107 flgd.), über die Marcussäule Petersen, Archäologisch S. 1. Petersen und v. Domaszewski, Marcussäule Münch nannen- und Gotenkriege: Domaszewski, Römische Geschichte Von den Urnenfeldern der Periode ist leider nur eines sachgen Weigel, Gräberfeld von Dahlhausen, Archiv für Anthropolo das am gleich reicher ausgestattete, von Prikzier f. Jahrb. 8 B, C Zunde (1898) sind noch nicht besprochen. — Das ostdeutsche bei Mngren, das dänische bei S. Müller. — Römische Skel (oben Anm. 39); Grempler, der Fund von Sakrau 18 besonders die kurze und treffende Charakteristik von Lis berichte der physikal.-ökon. Gesellschaft in Königsberg 1889 die entscheidende Bedeutung der Süddonauländer für die ganz ist. Die Glasschale von Nordrup: Nordiske fortidsminder I, S aus der Krim: Antiquités du Bospore cimmerien 42, 1.

Säckenkreuzfibel: S. Müller, Ordnung II, 266. Mngren Perlen und Email: Tischler, Schriften der phys.-ökon. Gesell

